



65/2011 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 65

Mit 83 Abbildungen

2011

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck

unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr

Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:

Stadtarchiv Ludwigsburg, Mathildenstr. 21, 71638 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort (<i>Elfriede Krüger</i>)	5
Marbacher Märkte in den letzten tausend Jahren von <i>Albrecht Gühning</i>	7
Der Markgröninger Schäferlauf und die Schäferzunft. Entstehung und Entwicklung von <i>Petra Schad</i>	19
Leben und Sterben im Spiegel des Vaihinger Totenbuchs 1609–1788 von <i>Manfred Scheck</i>	67
Von fröhlichen Gebern und verschämten Armen. Ludwigsburger Wohltätigkeitsvereine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von <i>Günther Bergan</i>	89
»Sie fielen für Vaterland's Einheit und Recht.« Das Denkmal für die in Ludwigsburg gestorbenen und begrabenen deutschen »Krieger« aus dem »Feldzug« von 1870/71 von <i>Tobias Arand</i>	125
Emil Fritz aus Monrepos, Geschäftsmann in New Mexico. Die Vorgänge um die Westernlegende Billy the Kid und ihre württembergischen Hintergründe von <i>Eberhard Fritz</i>	151
Der Hohenasperg als Filialstrafanstalt des Ludwigsburger Zuchthauses (1883–1945) von <i>Erich Viehöfer</i>	167
111 Jahre Ludwigsburger Geschichtsblätter (1900–2011) von <i>Thomas Schulz</i>	205
Berichte und Notizen Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2010/2011 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	217

Rückblick auf das Jahr 2010 (<i>Thomas Schulz</i>)	222
Buchbesprechungen	227
Bildnachweis	231
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–2011	232

Mitarbeiter an diesem Band

Arand, Prof. Dr. Tobias, Pädagogische Hochschule Ludwigsburg
Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg
Fritz, Dr. Eberhard, Archivar des Hauses Württemberg, Altshausen
Gühning, Albrecht, Stadtarchivamtsrat, Möglingen
Krüger, Elfriede, Rektorin, Ludwigsburg
Läpple, Wolfgang, Stadtoberarchivrat, Asperg
Schad, Dr. Petra, Stadtarchivarin, Ludwigsburg
Scheck, Dr. Manfred, Oberstudienrat i. R., Vaihingen an der Enz
Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.
Viehöfer, Dr. Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.
Zimmerstädt, Karl-Heinz, Kundenberater i. R., Steinheim a. d. Murr

Vorwort

Die Weinlese ist beendet und die geernteten Trauben lassen auf einen guten Tropfen hoffen. Die in der Herbstsonne leuchtenden bunten Blätter erinnern mich daran, das Vorwort für den neuen Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter zu schreiben.

Die Anzeichen des letzten Jahres haben sich bewahrheitet und wirtschaftlich geht es in den meisten Bereichen wieder aufwärts. Viele Betriebe sehen wieder zuversichtlich in die Zukunft.

Die Meinungsverschiedenheiten zum Bahngroßbauprojekt Stuttgart 21 konnten trotz des Versuches einer Streitschlichtung unter der Moderation von Dr. Heiner Geißler bisher nicht aufgehoben werden. Eine von der neuen grün-roten Landesregierung auf den Weg gebrachte Volksabstimmung im November 2011 soll eine Lösung bringen. Die Hoffnung bleibt, dass sich dann alle Kontrahenten an diese basisdemokratische Meinung halten und die daraus resultierenden Entscheidungen respektieren.

Das Jahr 2011 verlief im Kreis Ludwigsburg bisher wohltuend ruhig. Ein Zeichen für die Kontinuität in der Stadt Ludwigsburg und im Landkreis waren die Wahlen von Oberbürgermeister Werner Spec und Landrat Dr. Rainer Haas.

Ein großes Problem begleitet aber nach wie vor viele Kreisgemeinden: Der zunehmende Verkehr und die damit verbundenen Belastungen sind immer schwieriger zu lösen. Es wird immer deutlicher, dass Einzelmaßnahmen von Gemeinden das Problem vielfach nur in Nachbargemeinden verlagern und bei näherem Hinsehen keine Lösungen bringen. Diese Herausforderungen können nur in Partnerschaft der benachbarten Gemeinden, im Kreis und vielfach auch nur in der Region gelöst werden.

Ein sehr gelungenes Projekt auf anderem Gebiet ist die Renaturierung von Teilbereichen entlang des Neckars. Nachdem vor Jahren bereits bei Benningen ein Naturschutzgebiet am Neckar angelegt worden war, wurden in den letzten Monaten die Arbeiten zur Umgestaltung des Neckarufers in den Zugwiesen bei der Staustufe Poppenweiler mit großräumigen Veränderungen vorangetrieben. Ein Aussichtsturm in diesem Gebiet steht schon, nur das erhoffte Storchenpaar wollte sich am höchsten Punkt in einem vorbereiteten Storchennest in all dieser umtriebigen Unruhe dieses Jahr noch nicht einfinden.

Über all diesen Entwicklungen im Kreis steht aber die Euro-Krise, die seit Monaten für Hiobsbotschaften sorgt und nicht nur Banken und Staatschefs ununterbrochen beschäftigt. Schafft es die Gemeinschaft, die Finanzen der Einzelstaaten, das Handeln und die Wertevorstellungen der Banken und die Gesamtwirtschaft in der Europäischen Gemeinschaft wieder in sichere Bahnen zu lenken und damit den Bestand der Europäischen Union zu sichern? Die Lösung dieser Probleme in der großen Gemeinschaft gewährt uns Sicherheit und Freiheit und damit die Spielräume, um in den einzelnen Staaten und ebenso in den Landkreisen und Gemeinden die Herausforderungen der Zukunft vor Ort mit Zuversicht angehen zu können.

In Ludwigsburg konnte der Abschluss einer über viele Jahre diskutierten und ersehnten Maßnahme gefeiert werden: Das Stadtarchiv zog in einen Neubau im Mathildenareal und hat damit endlich Archivierungsmöglichkeiten auf dem neusten Stand und gute Arbeitsbedingungen für die Mitarbeiter. Auch ein zweites wichtiges Kultur-Projekt macht gute Fortschritte: Das Städtische Museum und der Kunstverein konnten in ihrem künftigen Domizil an der Ecke Wilhelmstraße/Eberhardstraße Richtfest feiern. Wir freuen uns sehr über die Verbesserung für beide Einrichtungen, die inhaltlich stark mit uns verbunden sind.

Pünktlich vor Weihnachten und mitten in den Planungen für unsere Sommerfahrten und den Vortragszyklus 2012 legen wir den Band 65 der Ludwigsburger Geschichtsblätter vor. Wir danken der Stadt Ludwigsburg, dem Kreis Ludwigsburg und der Wüstenrot-Stiftung für ihre nachhaltige Unterstützung bei der Finanzierung der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Durch dieses Engagement kann die Qualität dieser Veröffentlichung gesichert werden. Unser Dank gilt auch allen Autoren der Beiträge und Dr. Thomas Schulz für die bewährte Redaktion.

Allen Lesern wünschen wir ein glückliches Jahr 2012 und eine Bereicherung durch die Lektüre des neuen Bandes unserer Ludwigsburger Geschichtsblätter.

Im November 2011

Elfriede Krüger

Marbacher Märkte in den letzten tausend Jahren*

von Albrecht Gühring

Vom Jahr 1009 bis zum Stadtbrand von 1693

Vor etwas mehr als 1000 Jahren, am 17. März 1009, bestätigte Kaiser Heinrich II. Bischof Walter von Speyer den Markt in dem Dorf, das gemeinhin »Marpach« genannt wurde und im Murr gau lag. Der Markt wurde von den Marktherren, den Bischöfen von Speyer, nicht ohne Grund gefördert, da sie so durch Zölle und Abgaben ihre Einkünfte steigern konnten. Durch einen Markt wurde das einstige Dorf aus der Reihe der umliegenden Dörfer herausgehoben, die meistens älter und sicher größer waren. Marbach konnte sich nun neben das Dorf Murr, das damals den kirchlichen Mittelpunkt bildete, auch neben Steinheim, das führend in der Hardt-Genossenschaft war, und neben Großingersheim, das als alter Grafensitz die Gerichtsstätte des Murr gaus hatte, stellen. Der Ort erhielt die Möglichkeit, große Bedeutung als wirtschaftlicher Mittelpunkt zu erlangen. Doch dies trat, aus welchen Gründen auch immer, nicht nachhaltig ein.¹

Rund drei Jahrhunderte erfahren wir dann nichts mehr von einem Marbacher Markt. Inzwischen wurde dort, wo sich noch heute die Altstadt befindet, Ende des 12. Jahrhunderts durch die Markgrafen von Baden eine Siedlung angelegt, die bald Stadtrechte erhielt. Nach einigen Wechseln kam Marbach 1302 an Württemberg. Den Mittelpunkt der Stadt bildete der 1304 genannte Markt im Bereich des heutigen Rathauses.² Hier dürfte an Markttagen ein reges Leben geherrscht haben. Ob Marbach Anfang des 14. Jahrhunderts bereits ein Rathaus besaß, erscheint fraglich.

Größere Bedeutung erlangten Stadt und Markt Marbach durch Graf Ulrich V. von Württemberg, genannt der Vielgeliebte. Ulrich »besaß eine Vorliebe für Marbach und er hielt sich hier viel auf«.³ Ihm lag viel daran, der Stadt zu einem repräsentativen Aussehen zu verhelfen und ihre Infrastruktur zu verbessern. 1465 überließ er der Stadt das alte Kaufhaus mit Fleisch- und Brotbänken sowie mit den ihm daraus zukommenden Zinsen und dem Marktzoll gegen einen Jahreszins von 15 Pfund Heller, nachdem die Bürgerschaft ihre Absicht kundgetan hatte, ein neues Rathaus zu bauen.⁴ 1466 erlangte die Stadt weitgehende Freiheiten bei der Gestaltung des Marktbetriebs. Graf Ulrich V. verkaufte ihr die jährlichen Gülten aus dem Brothaus (den Brotbänken), das Ungeld⁵, das Stättgeld⁶, ferner den Zoll, der an den beiden Jahrmärkten an Walpurgis (1. Mai), dem Frühlingsmarkt, und an Martini (11. November), dem Herbstmarkt, anfiel, um die allerdings recht hohe Summe von 300 Pfund Heller (zum Vergleich: die jährliche Herrschaftssteuer betrug 200 Pfund Heller). Zu den beiden hier erstmals genannten Jahrmärkten und den Wochenmärkten gesellten sich später noch Getreide-, Holz- und Viehmärkte.⁷

Erst rund 100 Jahre später, 1579, wird wieder ein Marbacher Jahrmarkt erwähnt.⁸ Es kann aber sicherlich von einer Kontinuität ausgegangen werden, denn die Mar-

* Überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 9. Dezember 2010 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

Marbach - Carta Henrici Regis de Oxonia in
Marbach Walthero Ep. xxij.

Et nota sit et individuo termino. Henr. 1009
viciis diuina fauente clemencia Rex. id. ii. obi
di. scilicet et loca aliorum incrementa dono J. II. f. 51.
publincare fiduciam nobis id pfluorari
et minime dubitamus. Quiaque omni
moy fidelitatem et plenam quam et fidei
indulgentiam nos et volumus. Quiaque nos
p. monentem burhardi Oxoniensis Ep. i
nob. dita. et anime nre remediu. et
ad reuelandam et p. spiritus ecclie capi
am. Walthero eiusdem Regis Ep. regis
et papali auctoritate confirmans. mercato
in pago Oxoniensi in comitatu no. ad elia
comitis in villa Marbach. cu. banno nro
et omni publica functioe siue neccesaria
exactioe. tradidit et in sup. cu. banno nro
licentiam ad liberam potestate in eadem
villa faciendi Oxoniensem formam pondere
et puritate spiritus siue Oxoniensis dena
roy. ad destruendas in domo falsas mo
necas. Et quippe rone no. p. d. Waltherus
spiritus Ep. siue successores de p. nro
mercato banno siue publica functioe ad q.
Oxoniam. et q. cor. ualiditate. de hmo
liberato habeant potestate quicq. eis pla
cuerit faciendi. omni hominu. generatione
remota. Et no. hec nre confirmatioe siue
donatioe auctoritas stabili et regu. omni
p. nro. q. hoc papali nre scriptu
manu. q. cor. Oxoniensis sigillo nro
insigniri iussimus. Si enim dominus Henr.
viciis regis iustissimus. Eiusdem Oxoniensis
cellarius nre uillegisi archiepiscopus

Die Urkundenabschrift mit der Bestätigung des Marktrechts im Jahr 1009.

bacher Quellenlage ist durch die Vernichtung des alten Marbacher Stadtarchivs beim großen Stadtbrand 1693 leider auf Zufallserwähnungen für die Zeit davor beschränkt.

1609 beispielsweise erfahren wir, dass der Frühjahrsmarkt nicht an Walpurgis, sondern an Philippi und Jakobi abgehalten wurde. Später heißt es auch »Philippi, Jacobi et Walpurgis«, welches bei genauem Hinsehen der 1. Mai ist. Auffällig ist die sicher beabsichtigte Nähe zum 3. Mai, dem Alexandertag.⁹

Die Jahrmärkte im ganzen Land wurden schon damals gerne von reisenden Doktoren besucht, die meist auf das Zahnziehen und »Steinschneiden«, also beispielsweise Blasensteinoperationen, spezialisiert waren. Während die meisten Könner ihres Fachs waren, gab es unter ihnen auch Scharlatane und Quacksalber. Ein Meister war der Zahnarzt Ruprecht Lammer aus Feuerbach, der ursprünglich aus Graz kam und um 1575 die herzogliche Erlaubnis zur Ausübung seiner Zahnziehkunst und zum Feilbieten seiner Medikamente auf Jahrmärkten erhielt. So kam Lammer 1579 mit seinem Gehilfen, von dem man sagte, er sei ein getaufter Jude, auf den Jahrmarkt nach Marbach. Doch noch bevor er mit seiner eigentlichen Arbeit beginnen konnte, wurde ihm das Praktizieren durch den Obervogt unter Missachtung des herzoglichen Patents untersagt, ebenso der Verkauf seiner »löblichen Mittel«. Lammer klagte beim Herzog, man habe ihm seitens der Stadt für das Standgeld seine Instrumente und Arzneien beschlagnahmt, obwohl er gar nicht praktiziert habe. Der Obervogt prangerte an, Lammer habe wie ein Jahrmarktschreier auf einer Trompete »uffpfaßen« lassen und mit großem Schreien seine Kunst verkündet. Vor den so zusammengekommenen Zuschauern habe Lammer einen Tisch aufgebaut, auf dem aber nicht nur Zahnbrechgeräte, sondern auch »Büchßlen und todte Murmeltieren« sowie ein Buch mit Abbildungen von Beinbrüchen, Amputationen und anderem gelegen hätten. Der Obervogt erlaubte Lammers das Praktizieren nur in dem Wirtshaus, in dem er einquartiert war, und nicht auf dem freien Markt. Erst als der Arzt sein, so der Obervogt, »fürchterliches Patent«, das auch Trompeten und Marktschreien erlaubte, aus einem anderen Ort (wohl Feuerbach) holen ließ, durfte er sein Gewerbe ausüben. Doch Lammer hatte genug von Marbach und verließ die Stadt umgehend. Die Verwaltung wurde angewiesen, ihm die beschlagnahmten Dinge schnellstens nachzusenden.¹⁰

Vom 17. bis ins 19. Jahrhundert wurde der an Philippi und Jakobi abgehaltene Marbacher Markt auch Maienmarkt genannt und war mit dem Martinimarkt am 11. November neben den Wochenmärkten noch immer Hauptumschlagplatz der erzeugten und erhandelten Güter. Beim Vogtgericht 1641 erfahren wir, dass das sog. Stättgeld, das die Marktbesicker für ihre Marktstätten oder Stände zu entrichten hatten, mit den Unkosten verrechnet wurde und der Rest dem Bürgermeisteramt zufloss.¹¹ Dieses Geld sammelte 1691/92 bei den Jahrmärkten Stättmeister Bechtold Winter und an den Wochenmärkten Hans Wolf Moser in einer verschlossenen Büchse ein.¹² Damit wird übrigens auch erstmals der Wochenmarkt genannt.

In den unruhigen Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg war zum Schutz der Einwohner eine Stadtwache eingerichtet worden, die man den »Harnisch« nannte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war dessen Aufgabe, in Marktzeiten für Ruhe und Ordnung zu sorgen, bei entstandenen Streitigkeiten zwischen Marktbesickern und Besuchern einzuschreiten und den Marktmeister, der die Aufstellung der Stände beaufsichtigte, zu unterstützen.¹³ Außerdem hatte der Harnisch an Markttagen auch das Rathaus und die Wohnungen der Beamten zu bewachen.¹⁴

An Markttagen kam es tatsächlich häufig zu Streit. Beim Marbacher Maimarkt 1679 fing Hans Jakob Ketz mit der Torwacht Händel an.¹⁵ Auch Spieler waren auf den Märkten. Dem Erdmannhäuser Martin Kleinknecht wurde 1670 seine Konzession von 1661 erneuert, jedoch mit der Auflage, nur das »Taffelspiel« und »Drehbrett« anzubieten, jedoch keine bösen Spiele öffentlich zu betreiben. Im Krieg war Kleinknecht, wohl als Kind, 16 Jahre unverschuldet außer Landes gewesen und hatte daher kein Handwerk gelernt. Um seine Frau und die neun Kinder zu ernähren, erhielt er 1661 die Genehmigung, das »Puppappern treiben und sein Krämlein führen« zu dürfen. Er agierte auf öffentlichen Jahrmärkten, auch mit dem sog. 36er-Spiel, wurde jedoch des Falschspiels beschuldigt. 1670 meinte der Vogt, der 48-jährige Kleinknecht mit 700 Gulden Vermögen, dessen Frau katholisch war, sei »vermuthlich auß ohnverstand« eine Zeitlang katholisch gewesen.¹⁶ 1699 wurde »in genere gebetten, dass doch die Puppapper, Kesler, Spiehler, Schelderer und dergleichen Gesend, welche nur den armen Bürger umb das Seine bringen, mehrers compassirt und von offentlichen Märckten abgehalten werden möchten, also auch die Juden«.¹⁷

Erstmals detaillierte Angaben haben wir über den Maimarkt an Philippi und Jakobi 1693, also kurz vor dem Stadtbrand im Juli 1693. Der Markt war wegen des Krieges damals schlecht besucht. Vier Feuerbeschauer wurden zur Kontrolle der Stände ernannt. Außerdem waren im Einsatz: zwei amtlich verordnete Stättmeister, der Stubenknecht für den Einzug des Pfennigwertes (eine Abgabe auf Waren und Naturalien), Samuel Thumm für das Wegräumen der Bretter und Schragen in das Kornhaus, der Amts- und Stubenknecht für das übliche Aufwarten auf dem Rathaus, zwei Gewürzbeschauer und »Herr Wachtmeister« Johann Christoph Mayer für die »Visitirung« der Wachen unter den Toren. Die von Seiten der Stadtverwaltung »Bemühten«, also wohl die Marktorganisatoren, erhielten eine Nachtmahlzeit. Ganz anders war die Situation beim Martinimarkt im November 1693, einige Monate nach dem verheerenden Stadtbrand. Zwar fielen 4 Gulden 11 Kreuzer Standgeld und 1 Gulden 2 Kreuzer Pfennigwert, jedoch kein Gehölzgeld an, da keine Bretter vorhanden waren. Bezahlt wurden nur zwei Stättmeister, der Stubenknecht für den Pfennigwerteinzug und als Gewürzbeschauer Apotheker Wohlgemuth. 1694 betrug die Einnahmen aus den beiden Märkten 18 Gulden 19 Kreuzer.¹⁸

Die Hauptmärkte im 18. Jahrhundert

Der schwärzeste Tag der Stadtgeschichte Marbachs, der 28. Juli 1693, brachte die nahezu vollständige Brandzerstörung im Rahmen des Pfälzischen Erbfolgekrieges. Schon wenige Monate nach dem Brand wurde im November 1693 eine Wiederaufbauordnung erlassen, die große Rücksicht auf das künftige Marktgeschehen nahm. Das Rathaus sollte für den Markt um 27 Schuh zurückversetzt werden, wurde aber vorerst nicht wieder aufgebaut. Das Giffthail'sche Haus (heute Marktstraße 32) blieb »beim alten Fundament«, wohingegen »die übrige beide Hofstätt bis an das Gäßlen in eben dieser Linie umb des Marckhtes willen zu erweitern 12 Schue zurückhweichen« mussten, um den heute noch deutlich erkennbaren Marktplatz zu schaffen. 1699 zeigte Hans Heinrich Glos beim Vogtgericht an, dass er wegen Vergrößerung des Marktes sein Haus neun Schuh zurücksetzen musste, aber noch keine Entschädigung erhalten habe.¹⁹

Im Jahr 1700 gab es Differenzen mit Backnang, wo, wie in Marbach, samstags Wochenmarkt war. Backnang wollte jetzt zusätzlich auch am Mittwoch Markt halten, wogegen die Marbacher protestierten. Man war allenfalls einverstanden, wenn das gleiche Recht auch für Marbach gelte.²⁰

Der Marktstandort Marbach wurde jedoch durch den Bau von Schloss und Stadt Ludwigsburg empfindlich geschwächt. Es hatten, so erfahren wir, »sobald Ludwigsburg aufgerichtet worden, sich die Wochenmärkte in der Statt Marbach fast gar verlohren«. Wenn der Hofstaat in Ludwigsburg sei, würden alle »Victualien« dahin getragen, so dass in Marbach nichts oder nur Teures zu haben sei.²¹ 1742 erging an Affaltrach die Aufforderung, Lebensmittel auf den Ludwigsburger Markt zu bringen, während man zuvor stets die Märkte in Marbach, Winnenden und Backnang beliefert hatte.²²

Als 1741 die jährliche Versteigerung des Neckarfährbetriebs zwischen Benningen und Marbach anstand, wird berichtet, dass sich der Besuch der Marbacher Wochenmärkte von auswärts und damit der Fährbetrieb wegen der nahen Residenz Ludwigsburg sehr verschlechtert habe, da »sich die mehiste Commercias« nach dort gezogen hatte. Vor allem die Einwohner aus Beihingen, Heutingsheim, Geisingen und andern Dörfern jenseits des Neckars hatten vorher zum Kauf von Butter, Schmalz, Eiern und anderen Lebensmitteln Marbach »streng frequentirt«. ²³

Trotz dieser spürbaren Verlagerung der Wirtschaftsschwerpunkte bewahrte die Stadt Marbach auch im 18. Jahrhundert ihr althergebrachtes Marktrecht, wonach zweimal jährlich ein großer Jahrmarkt sowie einmal wöchentlich der Wochenmarkt gehalten wurden. Wichtig für den überörtlichen Handel waren die Jahrmärkte an Philippi und Jakobi (1. Mai), auch Maientmarkt genannt, und an Martini (11. November).²⁴ Die Märkte der anderen Städte lagen 14 bis 20 Tage vor dem Marbacher Martinimarkt. Bei einer Konferenz in Cannstatt wurde daher festgelegt, dass Marbach künftig seinen Markt auf Donnerstag nach Allerheiligen legen sollte bzw. auf den Tag nach diesem Termin, wenn Allerheiligen auf einen Donnerstag fiel.²⁵ 1751 fand der Philippi- und Jakobimarkt, der im Regelfall zwei Tage dauerte, ausnahmsweise einen Tag früher statt, da der »Nachmarckt« sonst auf einen Sonntag gefallen wäre. Eine Verlegung auf einen späteren Termin wäre möglich, aber geschäftsschädigend gewesen, da man wegen des Bönnigheimer Marktes am 2. Mai und des Ludwigsburger Jahrmarktes am 3. Mai mit schlechtem Besuch rechnete. Zur Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe mussten allerdings am Samstag alle Waren eingepackt werden und die Händler abreisen.²⁶

1712, 1715 und 1728 ergingen landesweite Reskripte zur Abstellung der »Scholder und Spieltische« auf den Jahrmärkten wegen daraus entstehender Diebstähle, Morde und anderer Vergehen. Eine landesweite Verordnung von 1721 über das Halten der Jahrmärkte²⁷ scheint sich auf Marbach nicht ausgewirkt zu haben, jedoch besprach der Magistrat 1738 eine Änderung bei den Ständen des Maimarkts, indem die Schuhmacher, die bisher in der Strohgasse verkaufte, in der Gasse von Hirschwirt Groß und Georg Friedrich Butz' Haus bis hinunter in Richtung Spezialathaus stehen sollten. Aber fast einstimmig wurde beschlossen, zur Vermeidung von »Confusion« keine Änderung vorzunehmen. Nur die Tuchmacher sollten, falls durch den damals geplanten Bau des Rathauses der Rathausplatz nicht mehr groß genug für sie wäre, am Haus des Gottfried Kodweiß »hinunter logirt werden«. ²⁸

Aus dem Jahr 1728 datiert eine landesweite Kauf- und Handelsordnung. Auch die Marbacher Handelsleute mussten sich an diese Richtlinien halten, jedoch brach ihr

Geschäft im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, bedingt durch den Bau von Ludwigsburg, drastisch ein. Bei der Steuerrevision 1726/28 wurden die Geschäfte und Waren der Marbacher »Commercibilia, Gewerb und Hantierungen« auf nur 2795 Gulden geschätzt. Der Handel der Amtsstadt betraf fast nur noch »gemeine Tücher, einige geringe Zeug, Spizen und Eyßen«, weil sich »wegen nahen Anligens Ludwigsburg, Stuttgart und anderen Stätten ohne mörklichen Schaden nicht wohl thun lasset, sich allzu tieff in dießem Comercio einzulassen, besonders da auch der Missbrauch in Stimppeleyen allzu groß und bald einem jeden ja erlaubt werde, nach gefallen, ob er schon die Handlung erlehnet, zu marchandiren«. Auch mit der Apotheke des Stadtapothekers Georg Friedrich Wohlgemuth stand es schlecht. Von seinen 800 Gulden Kapital wurden nur 250 Gulden für die Besteuerung angerechnet.²⁹

1746 erließ der Magistrat für den bevorstehenden Martinimarkt, aber auch für künftige Jahrmärkte eine neue Stand- und Gehölzgeldordnung, da die Gebühren bisher nur geschätzt und oft ungerecht eingezogen worden sind. Die Marktmeister Johann Georg Thumm und Christoph Gentner mussten nach dieser Ordnung schon früh auf den Viehmarkt, der wohl als erstes stattfand, gehen und die Urkunden der Händler prüfen. Genaue Gebühren wurden für den Verkauf von Schweinen, Böcken, Geißen und Rindern, aber

auch für Karren oder Wagen von Holz oder eine »Traget« Küblerware festgesetzt, ebenso für das bunte Bild der Händler. Dabei werden genannt: Waffenschmiede, Rotgerber, Nagelschmiede, »Circulschmide« (Verfertiger von feinen Schmiedearbeiten), »Thyroler oder Steuermerckhter« (Händler aus Tirol oder der Steiermark), »Scheurenkrämer« (Landfahrer, Hausierer), Spengler (Flaschner), Buchbinder, Nadler, Schuhmacher, Flor Krämer (Flor = dünnes, schleierartiges Gewebe), Bortenwirker (Hersteller von Borten für Kleidung), Haubenmacher, Dreher, Strumpfstricker, Weißgerber, Kupferschmiede, Weber, Ulmer Leinwand-, Tuch- oder Wifflinghändler, Tuchmacher, Kaufleute mit Tüchern oder einer »Futerbay« (Tragegerüst für Futter oder lockeren Wollstoff), Kürschner, Gürtler, Säckler (Hersteller von Kleinlederwaren), Zeugmacher (Verfertiger von billigen Stoffen) und Schlosser. Die Gebühren wurden pro brettlerlangem oder halbem Stand bezahlt. Halbbrettlerlange Stände waren für Spezereihändler, Galanteriehändler, Strumpfwerber und Hutmacher vorgesehen. Es gab auch noch kleinere Stände, wobei »Spiel- und Scholtertisch« nur mit oberamtlicher Erlaubnis, die auch »Comoedianten und Marckhtschreyher« sowie »Krügfürher« einholen mussten, aufgestellt werden durften. Am wenigsten, nämlich drei Heller, wurde für eine Geiß, einen Bock oder ein Schwein eingezogen. Ein Nagelschmied zahlte beispielsweise zwei bis drei Kreuzer, während Spieltische und Komödianten mit 20 bis 30 Kreuzer Standgebühr an der Gebührenspitze standen. Der Pfennigwert,



Krämermarkt in der Marktstraße, um 1910.

den Michael Höllriegel und Stubenknecht Weckerlen damals einzogen, betrug bei Bäckern 1 Kreuzer, bei Heidenheimer Häfnern für einen Wagen Geschirr 24 Kreuzer, bei Stocksberger und anderen Häfnern pro Wagen 10 bis 12 Kreuzer, bei »Werckhändler« für eine »Traget« 2 Kreuzer und für einen Karren 5 Kreuzer. Flachshändler zahlten 1 bis 4 Kreuzer, wohingegen der Verkauf von Gänsen, Enten, Obst, Schmalz, Butter, Schnitz, Zwetschgen und dergleichen Kleinigkeiten ½ bis 1 Kreuzer kostete.³⁰

Die Feuerlöschordnung von 1752 gab auch der Stadtwache Vorbeugungsaufgaben. Der sog. Harnisch bestand aus einem Unteroffizier und sechs Mann und musste an Jahrmärkten am ersten Markttag bis um Mitternacht Wache halten und wurde dann von vier Personen abgelöst, nämlich einem Angehörigen des Magistrats, zwei Bürgern mit Unter- und Obergewehr und dem Stadt- oder Stubenknecht. Die zweite Nachtwache hielten drei Bürger und der Knecht.³¹ Die Jahrmaktwache war nichts Neues, denn schon im November 1697 bestimmte das Gericht, dass beim bevorstehenden Jahrmarkt »die geharnischte Männer wider herum gehen« sollten, jedoch wurden sie ermahnt, dass »sie sich nicht, wie vormals geschehen, berauschen sollen«.³²

Zu einer Neuordnung für den Harnisch kam es 1803, nachdem Harnischmitglieder beim Maimarkt oberamtliche Anweisungen nicht befolgt hatten. Man warf ihnen Vernachlässigung ihrer Pflichten vor, und das Oberamt überließ es der Stadt, etwas dagegen zu unternehmen. Der Harnisch hatte nicht nur Taglohn und Trunk, sondern durfte auch eine festgesetzte Gebühr von allen Marktwaren beanspruchen. Diese Einrichtung bestand bis in die 1830er Jahre, dann wurden die Aufgaben vom neu gegründeten Schützenkorps übernommen. Nach der Revolution 1848 wurde mit der Bürgerwehr wohl auch der Brauch der Maktwache aufgelöst.³³

Sondermärkte und 19. Jahrhundert

Nach einem vergeblichen Versuch 1713 erhielt Marbach 1724 auf Bitten der Bürgerschaft die herzogliche Erlaubnis, zusätzlich einen Pfahl- und Fruchtmarkt zu halten, indem der schon früher betriebene Fruchtmarkt (= Getreidemarkt) mit dem bereits bestehenden Pfahlmarkt der Waldbauern zusammengelegt wurde. Offenbar geriet der Plan aber ins Stocken, denn 1747 heißt es, man wolle den vor 1693 blühenden Pfahl- und Fruchtmarkt wieder anfangen. Der Pfahlmarkt sollte im Jahr 1775 reaktiviert werden. Man berief sich darauf, dass der Frucht- und Pfahlmarkt schon seit jeher in Marbach abgehalten wurde, jedoch durch die totale Einäscherung der Stadt 1693 zum Erliegen gekommen sei. 1774 sei zwar der Fruchtmarkt wieder gestattet worden, der Pfahlmarkt aber nicht. Gericht und Rat der Stadt erhielten vom Herzog jedoch einen abschlägigen Bescheid, da kein altes Privileg nachgewiesen werden konnte und zudem in der Nachbarschaft die Städte Winnenden und Backnang sowie Steinheim die Pfahlmarktsgerechtigkeit hatten.³⁴

Herzog Carl Eugen erlaubte den Marbachern 1785, dass an den bereits stattfindenden zwei jährlichen Krämermärkten jedes Mal am Vortag auch ein Ross- und Viehmarkt abgehalten werden durfte, der allerdings schon 1786 durch eine Viehseuche gefährdet wurde. Der Oberamtmann wollte daher den Markt auch ausfallen lassen. Weil aber der Magistrat von keinem Erkrankungsfall in der Stadt wusste und die Seuche auch nicht für ansteckend hielt, wurde der Markt trotzdem abgehalten. Kranke Tiere waren natürlich davon ausgeschlossen. Mit den Ergebnissen dieses Marktes war man offenbar nicht zufrieden, denn zu dessen Förderung wurde 1788

beschlossen, noch weitere drei Jahre kein Standgeld zu erheben. Schon früher hatte man für den Marktbesuch damit geworben, dass die Ortsvorsteher der Amtsorte, wenn sie mit einem Stück Vieh zum Markt kamen, Brot und Käse und dazu ein Glas Wein erhielten.³⁵



Der Viehmarkt in der Rielingshäuser Straße vor dem Ersten Weltkrieg.

Ein dritter Viehmarkt wurde dann 1806 in Verbindung mit dem dritten Jahrmarkt auf Margarethe, also Mitte Juli, genehmigt. Auf Bitten des Gemeinderats wurde der Stadt 1825 erlaubt, einen Tag vor den drei Jahrmärkten jeweils einen Holzmarkt abzuhalten.

Wie bereits erwähnt, war in den 1770er Jahren erneut die Errichtung eines Fruchtmarkts in Angriff genommen worden. Ein Marbacher Fruchtmarkt wäre, so wurde damals argumentiert, sowohl für Ludwigsburger als auch für Bauern des Unterlandes, also des Bottwartals, sehr bequem zu erreichen, zumal der Hin- und Rückweg an einem Tag geschehen könne. Auch könnten die Marktbesucher in dem erst mit großen Kosten errichteten Sägewerk alle gewünschten Holzschnittwaren zu angemessenem Preis kaufen. Man plante, mit privater Finanzierung unter Nutzung des alten Rathauses als Kornhaus den Markt zu errichten. Mehrere Jahre vergingen, bis die Stadt einen Schlussstrich zog, weil ihr das Risiko zu hoch war. Nun schalteten sich die reichen Handelsleute Eckhard, Renz und Schmid ein, die mit neun anderen Bürgern 1774 auf eigenes Risiko einen Fruchtmarkt abhalten wollten. Da bei solchen guten Garanten die Stadt keinen Schaden befürchtete, durften die Bittsteller ihren Plan schnell verwirklichen. Die zwölf Bürger gründeten noch 1774 eine »Fruchtmarkt-Societät«, also eine Genossenschaft, der sie zunächst 1500 Gulden Vorschuss gaben,

die zum Ankauf von Getreide außer Landes verwendet werden sollten. Jedoch die Sache lief nicht gut und sowohl das vorgeschossene Geld als auch weitere 600 Gulden, die man als Kredit bei der Römerstiftung aufgenommen hatte, reichten nicht, um den Fruchtmarkt zum Erfolg zu bringen. 1784 ist von der »früheren Fruchtsocietät« die Rede. Der Markt muss also damals schon wieder aufgegeben worden sein. Vorhanden waren allerdings nach wie vor die Schulden, zu deren Bezahlung schon 1791, da manche der zwölf Mitglieder von 1774 nicht mehr lebten, auf die Erben zurückgegriffen werden musste. Erst 1806 waren die letzten Schulden getilgt.³⁶

So waren die Vorgänge nicht gerade ermutigend, als 1844 das Thema Fruchtmarkt erneut zur Sprache kam. Aber die Geschichte schreckte nicht ab, ein Gesuch ging an die Kreisregierung, die eine feste Ordnung verlangte und jene von Heilbronn empfahl. Wieder sollte der Markt im alten Rathaus stattfinden, aber dann zog man das

Vermischte amtliche Gegenstände.

Marbach. (Errichtung eines Fruchtmarktes.) Die hiesige Stadt trachtet, mit bereits erfolgter höchster Genehmigung, dem Fruchtmarkte, zu dem sie altberechtigt ist, auf den aber in den letzten Jahrzehnten nur kleinere Quantitäten kamen, wieder eine größere Ausdehnung zu verschaffen und hat deshalb im untern Theil des Rathhauses das erforderliche Local herstellen lassen und die sonst nöthige Einrichtungen getroffen.

Bei den einwirkenden günstigen Umständen, worunter sie die Lage inmitten einer fruchtreichen Gegend, die Nähe der Residenzen, den Gebrauch der hiesigen großen Reckarmühlen und mehrerer Mühlen an der Murr durch Bäder aus diesen und andern bedeutenden Orten rechnet, wird nicht daran gezweifelt, daß sich der Verkehr beleben werde, und ladet daher Verkäufer und Käufer

vom künftigen Monat an jeden Samstag und erstmals am 1. Juli zu zahlreichem Besuche ein, sichert auch den Ersteren Freiheit von allem Stand- und Lagergeld auf ein halbes Jahr zu.

Den 5. Juni 1848. Stadtrath.

neue Rathaus vor, weil es besser zu befahren war und weniger Unkosten verursachte. Am 1. Juli 1848 fand der erste Markt statt. Einige Tage später konnte man lesen, der Fruchtmarkt habe die Erwartungen erfüllt, die räumlichen Gegebenheiten befriedigten, nur die Mess- und Ladegebühren seien etwas hoch. Ein Jahr lang scheinen die Geschäfte gut gelaufen zu sein, dann ließen sie nach und im Juli 1851 war alles wieder vorbei.³⁷

Mit Getreide waren in Marbach offensichtlich keine Geschäfte zu machen, mit Handwerkerwaren hingegen schon. Die meisten Handwerker arbeiteten auf Bestellung, die Schneider etwa oder die Schuhmacher. Es gab aber auch andere, die für ihre Kunden eine größere Auswahl bereithalten mussten. Eine Hausfrau, die vom Hafner oder vom Dreher eine neue Schüssel brauchte, wollte wählen können. Für diese Gewerbe waren die beiden Jahrmärkte wichtig, bei denen sie im Frühjahr und im Herbst ihre Waren anbieten konnten. Und da es auf den Dörfern vielfach

Ludwigsburger Tagblatt, 25. Juni 1848.

keine Jahrmärkte gab, kamen zu den Marbacher Märkten auch viele Auswärtige, um ihren Bedarf zu decken. Zu den alten Märkten kam 1806 noch ein dritter im Sommer.³⁸ Die ortsansässigen Kaufleute sahen diese Marktvermehrung ganz gern, denn sie brachte Leute in die Stadt, von denen auch sie profitierten.

Vermutlich gehört der Samstag-Wochenmarkt zu den ältesten Märkten in Marbach. Die Abhaltung eines zweiten Wochenmarktes am Mittwoch und eines Schweinemarktes in Verbindung mit dem Samstag-Wochenmarkt wurde 1864 genehmigt.

Wohl an jedem Markttag wurde die 1762 erwähnte grüne Marktfahne ausgehängt. Sie war mit Ölfarbe bemalt und zeigte das herzoglich-württembergische Wappen und das Marbacher Stadtwappen.³⁹ Später erfahren wir, dass nach alter Gewohnheit an

den Wochenmärkten eine Fahne am Rathaus ausgehängt worden sei als Zeichen, dass es Händlern nicht erlaubt sei, die feilgebotenen Lebensmittel aufzukaufen, ehe nicht die Einwohner versorgt waren. Erst nach Einziehen der Fahne durften auch Auswärtige kaufen. Als im Verlauf der Jahre diese Fahnen brüchig wurden und nicht mehr benutzt werden konnten, geriet der Brauch wohl auch in Vergessenheit. Als aber 1817 die Not immer schlimmer wurde, erinnerte sich der Magistrat wieder und erneuerte die Verordnung.⁴⁰

Die Bedeutung der Jahrmärkte im 19. Jahrhundert für die hiesige Einwohnerschaft war groß. Die Jahrmärkte waren ausgedehnter als heute, wie aus einem Plan für die Einteilung der Marktstände aus dem Jahr 1882 hervorgeht. Die beiden Marktmeister konnten damals über 200 Plätze für Marktstände vergeben. Auch hinter dem Rathaus und um die Keltern durften Stände aufgestellt werden. Sehr gut besucht waren auch die Viehmärkte, so wurden um 1900 durchschnittlich rund 1450 Stück Vieh aufgetrieben.⁴¹

Doch schon damals zeichnete sich eine rückläufige Bewegung ab, die schon einige Jahre vorher eingesetzt hatte. Während das 19. Jahrhundert zum Teil noch wachsende Märkte verbuchte, brachte das 20. Jahrhundert die schwindenden Märkte. Der Marbacher Wochenmarkt wurde vor einigen Jahrzehnten reaktiviert und floriert heutzutage wieder, wohingegen die Marbacher Krämermärkte eher an Bedeutung zu verlieren scheinen.



Der Wochenmarkt in der Marktstraße im Jahr 1978 in der neuen Fußgängerzone.

Anmerkungen

- 1 Hans-Ulrich Schäfer: Die Geschichte Marbachs von den Anfängen bis zum Jahre 1302, in: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Bd. 1 (bis 1871), Marbach am Neckar 2002, S. 37–128, hier S. 62 f., 86 ff.
- 2 Paul Sauer: Marbach im Mittelalter und zu Beginn der frühen Neuzeit, in: Geschichte der Stadt Marbach (wie Anm. 1) S. 145–326, hier S. 158.
- 3 Ebd. S. 153.
- 4 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 602 U 1536.
- 5 Beim Ungeld oder Umgeld handelte es sich um eine Getränkesteuer: Jedes zwölfte Maß vom ausgeschenkten Wein stand der Herrschaft zu.
- 6 Das Stättgeld waren die Marktstandgebühren.
- 7 HStAS A 602 U 1463; Sauer (wie Anm. 2) S. 166; Karl Förstner: Heimatbuch des Oberamtsbezirks Marbach, Marbach 1923, S. 124; Eugen Munz/Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 55.
- 8 Die Heimat (Beilage zur Marbacher Zeitung) Jg. 1929 Nr. 6.
- 9 HStAS A 28a M 445 und 485.
- 10 Wie Anm. 8.
- 11 HStAS A 214 Bü 555.
- 12 Stadtarchiv Marbach (StAM) R 80.
- 13 Munz/Kleinknecht (wie Anm. 7) S. 188.
- 14 StAM B 75 (Sitzung 9.11.1813).
- 15 HStAS A 302 Bd. 8030.
- 16 HStAS A 230 Bü 183.
- 17 HStAS A 214 Bü 558.
- 18 StAM R 81.
- 19 HStAS A 29 Bü 165; StAM A 751.
- 20 StAM B 39.
- 21 HStAS A 206 Bü 3394.
- 22 Paul Sauer: Affalterbach 972–1997, Affalterbach 1997, S. 255.
- 23 StAM B 128.
- 24 StAM B 39.
- 25 StAM A 549.
- 26 HStAS A 213 Bü 5367.
- 27 Karl Pfaff: Geschichte Würtensbergs, Bd. 2, Reutlingen 1820, S. 332 f.
- 28 StAM B 43.
- 29 HStAS A 261 Bü 1215; vgl. Albrecht Gühring: 400 Jahre Marbacher Apotheke, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 62 (2008) S. 195–200, hier S. 198.
- 30 StAM B 45.
- 31 HStAS A 214 Bü 558.
- 32 StAM B 38 f.
- 33 StAM B 68 (2.3.1803, 10.1.1803); Hermann Schick: Marbach auf dem Weg zur Schillerstadt, in: Geschichte der Stadt Marbach (wie Anm. 1) S. 641–748, hier S. 672; Munz/Kleinknecht (wie Anm. 7) S. 188.
- 34 HStAS A 249 Bü 1584; StAM A 549.
- 35 Schick (wie Anm. 33) S. 649.
- 36 Eugen Munz: Aus der Vergangenheit der Marbacher Märkte, Marbach 1963; vgl. auch Schick (wie Anm. 33) S. 698.
- 37 Schick (wie Anm. 33) S. 699.
- 38 Munz (wie Anm. 36).
- 39 StAM R 145 und B 410; Munz (wie Anm. 36).
- 40 Schick (wie Anm. 33) S. 676.
- 41 Munz (wie Anm. 36).

Der Markgröninger Schäferlauf und die Schäferzunft

Entstehung und Entwicklung

von Petra Schad

Weit über die Grenzen Baden-Württembergs hinaus ist der Markgröninger Schäferlauf als traditionsreiches Heimatfest bekannt. Er »gehört« zu Markgröningen wie das Marzipan zu Lübeck oder die »Berliner Luft« zu Bundeshauptstadt. Jahr für Jahr zieht das Fest rund 100 000 Besucher an, und für viele Bewohner des Landkreises ist zumindest ein Besuchstag am Wochenende ein absolutes Muss, da jeder seine ganz persönlichen Erinnerungen mit dem historischen Fest verbindet. Der Schäferlauf weist im Vergleich zu den anderen historischen Festen im Landkreis, etwa dem Bietigheimer oder Ludwigsburger Pferdemarkt, mehrere Besonderheiten auf. Dazu zählen der barfüßige Wettlauf als Relikt des Zunfttreffens, die mittelalterlichen Wettspiele auf dem Stoppelfeld zur Volksbelustigung, das Festspiel »Der treue Bartel« sowie die Existenz spezieller Gruppen und Vereine, die wesentliche Elemente des Festes gestalten. Das Heimatfest lebt und zum Leben gehört der Wandel. Deshalb reicht der zeitliche Rahmen des Beitrags bei einzelnen Themen bis in die Gegenwart hinein.

Wochen vorher schon bereitet sich die Stadt auf das Fest vor, das alljährlich um den 24. August herum, dem Bartholomäustag, stattfindet. Bunte Fähnchengirlanden empfangen die Besucher. Die Hausfrauen blasen zum Generalputz und bringen die Kochplatten und Backöfen in der Vorfreude auf zu bewirtende Gäste zum Glühen. »Echte« Markgröninger haben nun Stress: Sie müssen zur Schäfertanz- oder Musikvereinsprobe, den Text fürs Festspiel lernen, Stände für die Bewirtung aufbauen, Festwagen schmücken, Schäferkleidchen nähen oder fürs Wassertragen üben. Die Stadt befindet sich Ende August in einem sympathischen Ausnahmezustand: Markgröningens fünfte Jahreszeit bricht an.

Wenn ungeachtet dieser Bedeutung des Festes über dessen Ursprung und die damit verbundene Entstehung einer landesweiten württembergischen Schäferzunft bislang wenig publiziert wurde, so liegt das an der schwierigen Quellenlage. Im Bereich der Volkskunde gibt es, insbesondere was die unteren sozialen Schichten anlangt, kaum schriftliche Aufzeichnungen. Sind dennoch welche aufzufinden, was hier Gott sei Dank der Fall ist, entstanden sie meist anlässlich von Streitigkeiten, weil »altes Herkommen« von der Obrigkeit nicht mehr geduldet wurde.

Sagenhafter Ursprung

Eine ganze Reihe von Sagen rankt sich um den Ursprung des Markgröninger Festes, der nach wie vor im geschichtlichen Dunkeln liegt. Allesamt berichten sie von der Gestalt des »treuen Schäfers Bartel«, zu dessen Ehren ein württembergischer Graf das Fest gestiftet haben soll. Folgende Fassung der Schäferlaufssage schildert der Historiker und Stadtpfarrer Ludwig Friedrich Heyd in seiner 1829 veröffentlichten Stadtge-

schichte¹: Es gab einmal einen Grafen, dem ein Schafknecht namens Bartholomäus diente. Dieser Knecht sollte angeblich Schafe aus der Herde seines Herrn verkauft und das Geld für sich behalten haben. So jedenfalls behaupteten es der Vogt und der Kammerdiener Francesco gegenüber dem Grafen. In Wirklichkeit waren es jedoch sie selbst, die in die eigene Tasche wirtschafteten. Der Kammerdiener hatte ein Auge auf Bartels Tochter Kätterle geworfen, die jedoch Johann, den Schäferknecht ihres Vaters, liebte. Den Grafen verdross die angebliche Untreue seines Schäfers sehr, denn er hatte Bartel bisher immer für treu gehalten und wollte nicht glauben, was man von ihm behauptete. So gab der Graf vor, über Land zu reisen. Heimlich kehrte er jedoch als Metzger verkleidet zurück und ging selbst zu dem Schäfer aufs Feld. Er bot Bartel viel Geld – dieser lehnte jedoch standhaft ab. Und als sich der falsche Metzger an einem Stück aus der Herde vergriff, schlug ihn der ergrimmete Knecht. Daraufhin gab sich der Graf zu erkennen, lobte die Treue des Dieners, schenkte ihm einen Hammel und befahl, dass die Schäfer alle Jahre am Namenstag des Schäfers Bartholomäus ein Fest der Freude und des Andenkens feiern sollten.

Eine zweite Sagengruppe hat ebenfalls die Treue des Schäfers Bartel zum Kern.² Demnach hatte Bartholomäus in der Schlacht um »Burg Rotenberg« dem Grafen Eberhard dem Erlauchten bereits einmal das Leben gerettet. Im Reichskrieg gegen den im Jahr 1310 mit der Reichsacht belegten Württemberger fielen nacheinander alle württembergischen Festungen bis auf Hohenurach und Hohenasperg. Bei der Belagerung des Aspergs durch König Heinrich VII. im Jahr 1310 traf Bartel erneut Graf Eberhard den Erlauchten, der bei seinem Schwager in Besigheim Zuflucht gesucht hatte. Bartholomäus versorgte die bedrängte Burgbesatzung durch einen zwischen Asperg und Markgröningen verlaufenden Geheimgang, von dem er durch seine Liebste namens Margret gehört hatte. Bevor die Festung durch Graf Conrad von Weinsberg eingenommen wurde, verhalf Bartel der Besatzung zur Flucht. Nach der Rückeroberung Württembergs durch Graf Eberhard im Jahr 1315 ernannte dieser Bartel zum Meister der Markgröninger Schäferzunft und stiftete an dessen Namenstag ein Fest.

Für die Entstehung einer württembergischen Schäferorganisation schon im 15. Jahrhundert – vor der Erhebung Württembergs zum Herzogtum im Jahre 1495 – sprechen die beiden Sagenvarianten, wonach ein Graf das Fest gestiftet haben soll.



Die Figur des treuen Bartels beim Theaterstück auf dem Stoppelfeld (1981).

Kritiker können jedoch einwerfen, dass man die Entstehung bewusst in die Zeit der Grafen zurückverlegt hat, um die Bedeutung des Festes durch ein höheres Alter zu unterstreichen. Nachweislich gab es 1514 in vielen Gemeinden Württembergs herrschaftliche Schäfereien, u. a. auch in Markgröningen.³ So könnte es bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts, sicherlich aber zur Jahrhundertmitte ein Schäfertreffen in Markgröningen gegeben haben, das eine wie auch immer organisierte Vereinigung der Schäfer voraussetzte. Im Jahr 1593 wird das Treffen als »alter Brauch« bezeichnet. Auch daraus kann auf das frühe 16. Jahrhundert als Ausgangspunkt geschlossen werden.

Weitgehend ungeklärt ist die Bedeutung des heiligen Bartholomäus für das heutige Fest. In Markgröningen wird er lokal als Schutzpatron der Schäfer verehrt, an dessen Namenstag sie sich trafen.⁴ Jacobeit bezeichnet seine Beziehung zum Schäferwesen als »rein zufällig«, während sich die Heiligen Wendelin und Wolfgang bei den Schäfern einer geographisch breiteren Verehrung erfreuen.⁵ Die Bedeutung, die Bartholomäus in Markgröningen zuteil wird, rührt vermutlich von der herausragenden Stellung dieses herbstlichen Jahrmarkts her, der die anderen drei Märkte der Stadt weit übertraf.⁶ Das mit Märkten einhergehende Volksfest wurde im Laufe der Zeit zur Kirchweihe und die Stadtkirche, ursprünglich Peter und Paul geweiht, erhielt in Bartholomäus einen neuen Patron. Auch die Schäfer trafen sich bei diesem Anlass, was die Stadt wohl ganz gerne sah.

Gründe für die Entstehung des Markgröninger Schäfertreffens

Doch wie und wann ist der Schäferlauf mit seiner Königskür nun tatsächlich entstanden? Genaue Aussagen sind hier nicht zu treffen. Möglicherweise entwickelte er sich aus der praktischen Notwendigkeit der Berufsgruppe der Schäfer heraus, einen Anführer zu haben, der bei Problemen eine Entscheidung traf und Streit schlichtete. Ein quellenmäßig gut belegtes Beispiel hierfür ist der sogenannte Hemsbacher Pfingstritt. 1588 wählten die 36 Weidebuben der nördlich von Heidelberg an der Bergstraße gelegenen Orte Hemsbach, Laudенbach und Sulzbach nach altem Herkommen ihren König für ein Jahr.⁷ Am Pfingstmontag des Jahres 1588 trafen sich die Weidebuben und holten im Schloss beim »Keller«, dem Vertreter des Wormser Bischofs, die dort verwahrte Fahne mit dem Wappen des Bischofs ab – als Zeichen der Einverständniserklärung für den Pfingstritt. Schon vor der Predigt, so wurde von den Gegnern jedenfalls behauptet, sprachen sie kräftig dem Alkohol zu und es kam zum Streit.

Aufschlussreich ist nun die Rechtfertigung, die der Hemsbacher Keller für die Abhaltung des von der Kurpfalz abgelehnten Brauchtums ablegte. Eine Argumentation, die sich durchaus auf die Lebenswelt der württembergischen Schäfer übertragen lässt. Wie die Pfälzer Kollegen, die das Jahr über Pferde hüteten, waren auch die württembergischen Hirten Tag und Nacht bei ihren Schafen, um diese zu schützen. Dort gab es keine Aufsicht durch Gemeinde oder Obrigkeit. Zur Regelung des Gemeinschaftslebens von Schäfer und Knecht ebenso wie der Ansprüche der Schäfer untereinander waren nach altem Herkommen »aigne Gesetz und Ordnung« vonnöten, deren Verletzungen bestraft werden konnten.⁸ Der »König« wahrte Recht und Ordnung. Seine Wahl erfüllte für die Gemeinschaft wichtige Funktionen, und die traditionsgemäß von den Weidebuben veranstalteten Spiele und das Blasen der Sackpfeifen dienten

der Bekanntmachung und Einführung des neuen Königs. In diesen Faktoren dürften mit ziemlicher Sicherheit auch die Wurzeln des Markgröninger Schäferlaufes liegen, wo der Sieg im Wettlauf die Wahl zum »Schäferkönig« legitimierte. Selbstverständlich pflegten die Schäfer bei diesen Treffen auch ihre Tänze und demonstrierten dabei ihre Gruppenzugehörigkeit, und nicht zuletzt hatten sie natürlich auch ihren Spaß dabei.

Wettläufe gehören zu den frühesten Formen des sportlichen Kräftemessens, die früh auch zur Unterhaltung Einzug in heimische Volksfeste hielten, wie etwa in Tübingen.⁹ Der Markgröninger Hammellauf und der Tanz sind bereits vor der Verabschiedung der württembergischen Schäferzunftordnung im Jahr 1651 dokumentiert.



Die älteste erhaltene Markgröninger Schäferkrone, angefertigt um 1890.

Aus der Feder des Pfarrers und Historikers Jakob Frischlin, dem Bruder des berühmten Dichters Nikodemus Frischlin, stammt die älteste bekannte Nennung des Schäferntanzes und des Markgröninger Schäferlaufes. In der um 1593 entstandenen Handschrift »Schöne, lustige, kurzweilige Antiquiteten und denckwürdige Geschichten«¹⁰ findet sich als ein besonderer Randvermerk: »Schäfferdantz zuo Margkröningen an Bartholomaitag jährlich gehalten.«¹¹ Der Eintrag lautet vollständig: »Die Stadt Gröningen hatt einen alten Brauch. Wann Bartholomai tag vorhanden, hatt die Stadt einen Jahrmarckt, daran kommen die Schäffer zusammen, hallten einen Dantz undt lauffen umb einen Hammell oder Barchatt, Nestell, Zöpff oder Lebkuochen. Also

das die Töchtern und Jungesellen ein groß Schauspiel machen wie in der Graafen von Gröningen in der Württembergischen Historia vermeldt würdt.« Bislang blieb die Suche nach der »Historia« vergeblich.

Seit wann die Sieger zu Schäferkönigen gekrönt werden, ist nicht bekannt. Bereits für das ausgehende 18. Jahrhundert ist eine Siegerehrung »mit Kronen, die von Blech ausgeschnitten und bemalt sind«, überliefert.¹² Die Schäferzunft ließ 1807 neue herstellen, da die alten beschädigt und nicht mehr zu gebrauchen waren.¹³ Das älteste erhaltene Kronenpaar kommt heute nicht mehr zum Einsatz. Es wurde um 1890 gefertigt und ist im Schäferlaufzimmer im Museum Wimpelinhof ausgestellt. Hierbei handelt es sich um das Kronenpaar, von dem die Zeitschrift »Gartenlaube« 1890 berichtete, dass Sieger und Siegerin berechtigt sind, »für diesen Tag eine messingene, mit rothem Tuch ausgefütterte Krone zu tragen«.¹⁴ Die württembergische Königskrone stand als Vorbild für die Schäferkrone Pate. Um dieses Kronenpaar zu schonen, erhielt der Markgröninger Goldschmied Werner Breisch 1966 den Auftrag, originalgetreue Repliken anzufertigen, die seither die historischen Kronen beim Schäferfest ersetzen.

Der historische Schäfertanz

Bereits in der Antike gehörten Tänze bei den unterschiedlichsten Anlässen zum Festeremoniell. An hohen kirchlichen Feiertagen tanzten noch im Mittelalter die Christen als Ausdruck der Freude in der Kirche – auch die Bibel¹⁵ berichtet davon. Häufig waren die Tänze bestimmten Gruppen vorbehalten, was im Umkehrschluss bedeutete, dass sie auch die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe demonstrierten. Wer bei den Schreittänzen des Adels mit schritt, gehörte dazu. Das gleiche galt für die Tänze einzelner Handwerksberufe. Und natürlich setzten die Auftritte voraus, dass die Tänze bei mehr oder weniger regelmäßigen Zusammenkünften auch gepflegt wurden.



Historischer Schäfertanz in einer spätmittelalterlichen Handschrift der Bodleian Library in Oxford.

Die älteste bekannte Illustration eines Schäfertanzes findet sich in dem für Yolande de Lalaing angefertigten französisch-lateinischen Stundenbuch, eine um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstandene holländische Handschrift. Das deutet auf eine gängige Praxis von Schäfertänzen in der Gegend um Haarlem hin, dem Wohnort der Auftraggeberin Yolande de Lalaing, denn auch die anderen Illustrationen zeigen Lebensumstände aus der damaligen Zeit.¹⁶ Erstaunlicherweise tanzen hier die Schäfer zusammen mit einem Priester, d. h. mit jemandem, der nicht zum Berufsstand gehört. Eine andere Illustration zeigt eine Schäferin und einen Schäfer, die miteinander tanzen.¹⁷ Eine dritte, ebenfalls im 15. Jahrhundert in den holländischen Niederlanden gefertigte Handschrift ist mit einer Wettlaufszene bebildert und belegt diesen Brauch für das 15. Jahrhundert.¹⁸

Wann der Schäfertanz in Rothenburg ob der Tauber erstmals praktiziert wurde, ist nicht klar.¹⁹ Auf eine erstmalige Nennung im 15. Jahrhundert beruft sich der Verein »Historischer Schäfertanz Rothenburg«: »Seit 1472 kam die Schäfer-Bruderschaft alljährlich um Bartholomäi zu ihrem Schäfereytag zusammen, der mit einem Gottesdienst begann. Nach der Messe traf man sich bei lustiger Musik zu Trank und Schmaus. Und die Jungschäfer tanzten mit den Bürgerstöchtern.«²⁰ Die Wiederbelebung des Rothenburger Schäfertanzes im Jahr 1911 war das Vorbild für die Entstehung des Markgröninger Schäfertanzes, der 1925 erstmals aufgeführt wurde.

So deutet auch die für das Jahr 1498 quellenmäßig belegte Existenz eines »Schäfer-Tanzes« im Elsass auf einen berufsmäßigen Zusammenschluss der Schäfer sowie auf regelmäßige Treffen hin, bei denen die Tänze auch gepflegt wurden. Sie ahmten hiermit andere bedeutende Handwerkerverbände wie die Nürnberger Messerschmiede oder die Münchner Böttcher nach, die das Recht erlangt hatten, einen Tanz zu halten.²¹

In einer 1574 von Nikolaus Höniger überarbeiteten Ausgabe des »Narrenschiffs« wird der »Schäffer Tantz« in einem Atemzug mit dem »Baurentanz«, dem der Edelleute, Studenten, Bettler, Kessler usw. genannt und anschaulich beschrieben: »Darnach findt man Klötz, die tanzen also sewisch (säuisch) und unflätig, das sie die Weiber und Jungfrawen dermassen herumb schwencken und in die Höhe werffen, das man ihn hinden und vornen hinauff siehet bis in die weich. Also das man ihr die hüpsche weisse Beinle sihet und schwartze oder weiß Stiffele, die oft so voller Kath unnd Unraht sein, das einer darob speuwen oder undewen solt. Auch find man etlich, die haben dessen ein Ruhm unnd Hoffart, wann sie die Jungfrawen oder Weiber hoch in die Höhe können schwencken und haben es bißweilen die Jungfrawen (so anders solche Jungfrawen zu nennen sein) fast gern und ist inen mit Lieb gelebt, wenn man sie also schwencket, das man ihnen ich weiß nicht wo hin sihet. Pfuy der grossen Schand und Unzucht.«²²

Natürlich hielten sich die Bauern- und Schäfertänze hartnäckig bei Jahrmärkten und öffentlichen Festen, waren sie doch Ausdruck der Lebensfreude und wichtiger Bestandteil des allgemeinen Festvergnügens. Jedoch störte sich die Kirche, die Zucht und Moral durchsetzen wollte, an den Volksfesten, bei denen es – ihrer Meinung nach – unzünftig zuging. So erstaunt es nicht, dass im Jahr 1600 in Württemberg der Schäfertanz Thema eines Synodalreskripts war. Man wies erneut darauf hin, »bay den Schäffer-Täntzen [...] sonderlich alle Leichtfertigkeit und schadbare Entblössung gäntzlich abzustellen.«²³

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts werden in Festbeschreibungen bestimmte mit dem Privileg des Schäfertanzes verbundene Rechte betont, insbesondere die freie

Wahl einer Tanzpartnerin, die auch höheren Standes sein konnte.²⁴ Nur Landesherren konnten dieses Recht vergeben und die Schäfer hatten es in der Zunftordnung 1651 zugesprochen bekommen.

Märkte und Wollhandel im Mittelalter

Lange Zeit wurde der im Jahr 1445 erstmals²⁵ erwähnte Bartholomäusmarkt fälschlicherweise mit der Ersterwähnung des Schäferlaufs gleichgesetzt. Der Anknüpfungspunkt waren Nestel, die die Spitalbrüder für ihr Gesinde gekauft hatten. Noch heute sind sie in allen Schäferlaufstädten das Festabzeichen. Dennoch lässt dieser Ausgabevermerk keinen Rückschluss auf die Existenz des Schäferlaufs zu, zumal Nestel zum Verschnüren von Mieder und Hose ganz alltägliche Gebrauchsgegenstände waren. Im 15. und 16. Jahrhundert hatte der Markt (über)regionale Bedeutung, vermutlich weilten nicht zuletzt deshalb Mitglieder des württembergischen Grafenhauses mehrmals während dieser Zeit in Markgröningen: 1444 war Graf Ludwig mit seiner Gemahlin Mechthild von der Pfalz in der Stadt, und im Jahr 1484 verbrachte Barbara Gonzaga, die Gemahlin von Graf Eberhard V., Ende August einige Tage in Markgröningen.²⁶

Im 14. Jahrhundert setzte die professionelle Schafzucht ein, man produzierte nun über den eigenen Bedarf hinaus. Aus dem Jahr 1396 stammt der erste Hinweis auf Schafzucht und Wollverarbeitung in Markgröningen, das seit 60 Jahren zur Grafschaft Württemberg gehörte. Markgröningen hatte sich im Bunde mit Reichsstädten und Adeligen vergeblich gegen die Herrschaft Württembergs aufgelehnt. Nach der Niederschlagung des Schlegleraufstands mussten sich die Bürger zahlreicher Städte und Dörfer der Herrschaft Württemberg verschreiben, darunter auch die aus Markgröningen und Unterriexingen. Feierlich gelobten sie, sich nie mehr von Württemberg zu lösen und setzten ihr Habe als Pfand dafür ein.²⁷ Diese Bürgerliste von 1396 nennt je zwei Bürger, die den Beruf des Webers sowie des »Wollenschlehers«²⁸ in Markgröningen ausübten.²⁹ Die Erwähnung von Webern und Wollschlägern ist ein Beleg dafür, dass hier Wolle verarbeitet wurde. Es gab auch zwei Hirten, jedoch könnten diese auch Kühe gehütet haben.

Manche Reichsstädte begannen im 14. Jahrhundert, große Herden zu halten.³⁰ Im folgenden Jahrhundert entstanden in der Konsequenz Wollmärkte, die bereits europaweit beliefert wurden. So sind im italienischen Como für das Jahr 1429 Rothenburger Wollhändler nachgewiesen.³¹ Das im 14. Jahrhundert in Esslingen entstehende Tuchmacherhandwerk war auf den Rohstoff Wolle aus dem württembergischen Umland angewiesen. Es unterhielt Handelsbeziehungen mit Backnang, Cannstatt, Marbach, Markgröningen, Stuttgart, Waiblingen und Winnenden.³² Deshalb erforderte der Handel auch während der Zeit der Städtekriege den Besuch des Bartholomäusmarktes. So ist die Vorsichtsmaßnahme der Reichsstadt Esslingen verständlich, die im Jahr 1453 ihrem Antrag an den württembergischen Grafen auf Marktbesuch gleich die Bitte um sicheres Geleit befügte.³³

Eine Wollproduktion, die über den lokalen Markt hinausging und dadurch auch einen Tuchhandel ermöglichte, ist für Württemberg erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts anzunehmen.³⁴ In den amtlichen Lohntaxen taucht erstmals 1450 die »Landtwolle« auf, während sie in einer Vorgängerausgabe um 1425 noch keine Erwähnung fand.³⁵ In dieses Bild passt auch die Wirtschaft des Markgröninger Heilig-



Schafschur, Kupferstich um 1775.

Geist-Spitals. Es betrieb in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch keine Schafzucht, die Rechnungen der Jahre 1443 bis 1449 bieten keinen Hinweis darauf.³⁶ Für das Jahr 1514 ist in Markgröningen eine herrschaftliche Schäferei belegt.³⁷

Schafzucht und Wollmarkt setzten wiederum eine Struktur voraus, bei der auf unterster Ebene von einer wie auch immer gearteten Organisation von Herstellung und Vertrieb auszugehen ist. Ein interessantes Beispiel, das weit über die übliche Funktion einer Zunft hinausreicht, ist die in Rothenburg ob der Tauber für das Jahr 1476 schriftlich belegte Schäferbruderschaft, die von dem reichen Wollkaufmann Michael Otnat gegründet worden war.³⁸ Jedes Mitglied stiftete Schafe oder Geld in die Bruderschaft. Damit wurde ab 1476 auch die Erbauung der Wolfgangskirche finanziert. Die Schafe wurden von angestellten Schäfern gehütet.³⁹ Vom Ertrag ging die eine Hälfte an die Bruderschaft, die andere an die Hirten. Sie bekamen von der Bruderschaft im Winter Salz und im Laufe des Jahres Vorschüsse, die dann mit der erzeugten Wolle verrechnet wurden. Ebenso verfuhr Michael Otnat mit den bei ihm angestellten Schäfern.⁴⁰ Die Bruderschaft hatte als eigenes Abzeichen eine Fahne, die bei festlichen Prozessionen getragen wurde.⁴¹ Am Bruderschaftstag, dem Dienstag nach Bartholomäi, trafen sich alle Mitglieder. Messen wurden gefeiert und der Verstorbenen gedacht sowie berufliche Dinge geregelt. Die Reichstadt Rothenburg hatte wirtschaftliche Interessen an dieser Produktions- und Vertriebsstruktur für Schafe und Wolle, denn auch nach der Reformation wurde der Zusammenschluss nicht aufgelöst. Die nun »Gesellschaft« genannte Vereinigung traf sich weiterhin regelmäßig.⁴²

Große Jahrmärkte boten den Besuchern ein sehr vielfältiges Warenangebot, das außerhalb der großen Städte nirgendwo sonst anzutreffen war. Die Märkte spiegelten auch den Geist und die Produktionsmethoden der Zeit wider. Die Spezialisierung des Handwerks verhalf ihnen im Laufe des Mittelalters zu immer größerer Bedeutung. So ein Marktbesuch konnte in der Tat bisweilen zum Abenteuer werden, wie folgende Geschichte zeigt. Im Jahr 1529 hatte der Reutlinger Georg Henneberger mit seinem Vater den Markgröninger Markt besucht. Sie waren mit Georg Rüp, der ebenfalls aus der Reichsstadt kam, zu Fuß unterwegs. Der vierte im Bunde war der Schäfer Martin Aichelin, der jedoch zu Pferd unterwegs war. Auf dem Rückweg ereignete sich zwischen Sondelfingen und Reutlingen ein »landfriedensbrüchiger Überfall« durch den Tübinger Obervogt Hans Erhard von Ow und Sigmund Rothut, Forstmeister in Urach. Von Ow und Rothut hielten die Fußgänger nach eigenen Angaben für französische Kriegsknechte und es kam zu Kampfhandlungen, durch die Georg Henneberger bleibende Verletzungen davon trug.⁴³

Markgröninger sprechen heute vom Krämermarkt, wenn sie den früheren Bartholomäusmarkt meinen. Im 16. Jahrhundert wurde seine Bedeutung gar mit der der Frankfurter Messe verglichen. Der Drucker Hans Grüninger erweiterte die im Jahr 1529 verlegte zweite Ausgabe der von Lorenz Fries verfassten »Uslegung der Meercharten« aus nicht näher bekanntem Grund um einen umfangreichen Eintrag zu seiner Geburtsstadt »Margt Grieningen«. Da es damals noch keinen Schutz des Urheberrechts gab, konnte Grüninger Textänderungen vornehmen. Vielleicht etwas patriotisch angehaucht formulierte er zur Anziehungskraft des Bartholomäusmarkts: »... und uff ein tag kumpt wol so vil volks dar als uff einen tag gen frankfurt«. ⁴⁴ Unterschlug der Drucker bewusst das Schäfertreffen, weil es ein Fest von Angehörigen der Unterschicht war, oder gab es das Treffen damals noch gar nicht?

Der Bartholomäusmarkt vom 19. Jahrhundert bis heute

Der Bartholomäusmarkt lag günstig nach der Ernte und war von jeher der bedeutendste von den vier Jahrmärkten, die die Stadt abhalten durfte. Die Lager waren – je nach Ernteertrag – gut gefüllt, und dies wollte jeder in klingende Münze umsetzen. Zudem hatte man sich nach einer langen Zeit harten Arbeitens eine Abwechslung vom Alltag sowie eine Belohnung verdient. Kein Wunder, dass der Jahrmarkt in den vergangenen Jahrhunderten zum Hauptanziehungspunkt für einheimische und auswärtige Besucher wurde, konnte man hier doch Waren erwerben, die teilweise sogar außerhalb Württembergs produziert worden waren, und sich anschließend vergnügen.

Die Marktordnung von 1817 nennt einige der damaligen Vorbereitungen für das Fest.⁴⁵ Selbstverständlich mussten die Misthaufen beseitigt und vor die Stadt geführt werden – man wollte den Besuchern eine saubere Stadt bieten. Der Wasserverbrauch war einzuschränken, damit im Brandfall genügend Wasser in den Grundwasserbrunnen zur Verfügung stand. Auch durften im Marktbrunnen keine Bütten mehr gereinigt (und das Wasser verunreinigt) werden. Die Angst vor Feuer war groß. Die Feuerwache auf dem Stadtturm und den Tortürmen wurde personell verstärkt. Auch wurden die Wirte angehalten, die (angeheiterten) Gäste daraufhin zu überprüfen, ob sie mit Glas verkleidete Laternen zum Heimgehen dabei hatten. Am Abend vor dem Markt hatten in allen Häusern mit Wasser gefüllte Zuber bereitzustehen.

Zu widerhandlungen wurden mit Geldbußen bestraft. Auf dem städtischen Hochwachturm der Kirche wurde ein zweiter Wächter hinaufbeordert. Man appellierte auch an die Wirte, maßvolle Preise anzusetzen: »Lebt man in der Hoffnung, die hiesigen Wirthe werden durch aussezzende hohe Preise ihres Weins und Biers den Markt nicht selbst verschreien und also Käufer und Verkäufer nicht dadurch selbst vertreiben, sondern den Bedacht nehmen, dieselbe so zu behandeln, daß sie ein andersmal wieder kommen mögen.«

Die Marktstände wechselten selten, denn »die Materialien zur Errichtung solcher Stände« wurden am 23. August morgens 7 Uhr »urkundlich zum Besten der Stadtkasse im Aufstreich entweder auf eine gewisse Anzahl von Jahren oder auf lebenslänglich« verkauft. Die Miete musste nach der Ersteigerung für den gesamten Zeitraum im Voraus bezahlt werden. Beim Tod eines Standbesitzers konnten die Erben Ansprüche für die Verleihung an sie anmelden.⁴⁶

Die streng geregelte Platzzuweisung bietet Einblick in das Warenangebot. »Die Kirchgasse ist den hiesigen Kaufleuten und Ehninger Krämern (auf beyden Seiten) bestimmt. Hinter den Krämern haben die Saifensieder ihre Stände, dann Sekler, Strumpfweber und Stricker.« Der Beginn der Ostergasse war ebenfalls »für die Ehninger Krämer, Bortenmacher, baumwollenen Garnhändler, Nagelschmiede, Schuhmacher und Rothgerber, Ellenwarenhändler, Kappenmacher, Weißgerber, Hutmacher, Weistuch- und Zwilchhändler, Gürtler, Messerschmiede, Eisenwarenhändler usw.« reserviert. Der Leder- und Schuhmarkt lag auch in der Ostergasse, jedoch weiter östlich. Der »Hafenmarkt« – hier handelte man mit tönerner Ware – sollte »wie bisher an der Wette und auf dem Kirchhof sein«, der Holzmarkt vor dem Esslinger Tor abgehalten werden. Zu Haltung des Pferdemarkts wird den Verkäufern der Kelterplatz und »der Raum vom obern bis zum untern Thor« angewiesen. Auch werden die Viehschauer angewiesen, auf dem Pferde- und Rindviehmarkt »abwechselnd gegenwärtig zu seyn, genau Aufsicht zu haben, daß kein angestecktes krankes Vieh zu Markt gebracht werde«. Sollte das Wetter sehr schlecht sein, mussten die Einwohner in ihren Ställen Platz für die Unterstellung von Pferden schaffen, die auswärtige Händler zum Verkauf anboten.⁴⁷

Die Angst der Bürgerschaft und der Festbesucher vor Landstreichern und Zigeunern war sehr groß. Deshalb wurden die Wachen an den vier Stadttoren verstärkt: »Sollen an diesem Markt jedes der 4 Thore mit 2 tüchtigen Männern von der Bürgerschaft besetzt werden, welchen allen Ernstes aufgegeben, durchaus keine Bettler, Vaganten oder sonstiges verdächtiges Gesindel passiren zu laßen, bei auszustehen habender Thurmstrafe.«⁴⁸ Die Furcht war nicht unbegründet und dennoch schafften es gewiefte Zigeuner(banden) immer wieder, sich Zutritt zur Stadt zu verschaffen. So kamen beim Prozess gegen Jakob Reinhard, im Volksmund und in Räuberkreisen Hannikel genannt, auch Diebstähle auf dem Markgröninger Bartholomäusmarkt zur Sprache.⁴⁹ Er war einer der gefürchtetsten Räuber in Württemberg und büßte seine »Taten« 1787 mit der Hinrichtung in Sulz am Neckar.⁵⁰

Auch in der Gegenwart hat der Krämermarkt trotz Versandhandel, Einkaufszentren auf der grünen Wiese und neuerdings Internetshops noch nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt. So musste das Marktgebiet nach dem Zweiten Weltkrieg immer wieder um zusätzliche Gassen erweitert werden. Seit 2004 beginnt das Marktreiben bereits am Freitagnachmittag. Heute reihen sich in der historischen Altstadt die Stände in bunter Folge aneinander und bieten allerlei an Waren und Attraktionen feil. Alles kann man hier kaufen: von Pfannen, Strümpfen über Käse, Gewürze bis hin zu Kunst-

handwerk. Der Markgröninger schlendert am Sonntagvormittag gemütlich durch die Straßen und kauft seine »Marktgromet«. ⁵¹ Und überall locken verführerische Düfte, das Wasser läuft einem im Munde zusammen. Denn am Schäferlauf füllen die Vereine unter Mitarbeit ihrer Mitglieder ihre Kassen. Bereits am Mittwoch beginnen sie mit dem Aufbau der Stände, um dann in hervorragend geplanten Arbeitseinsätzen von Freitag bis Montag rund um die Uhr hungrige Mägen und durstige Kehlen zu versorgen. Hausfrauenehre und Idealismus, einen Verein zu unterstützen, verdanken die Gäste der »Vereinswirtschaften« ein häufig noch hausgemachtes Speiseangebot. ⁵² So zählte 2011 der Krämermarkt 194 Stände, und zu den ortsansässigen Wirten kamen noch rund 40 Vereinswirtschaften. ⁵³

Verordnungen zur Schafhaltung in Württemberg vor 1651

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts breitete sich die Schafhaltung im südwestdeutschen Raum immer weiter aus. Graf Eberhard V. bestätigte im Jahr 1490 das alte Herkommen, wonach die Bürger von Asperg, Bietigheim, Bissingen, Eglosheim, Möglingen und Tamm »Zuppenschafe« (auch Zaupel- oder Zuppelschafe) halten durften. ⁵⁴ Sie lieferten zweimal jährlich minderwertige Wolle, konnten zweimal jährlich lammen und deckten den Eigenbedarf der ärmeren Bevölkerung an Fleisch und Wolle. In kleiner Zahl hielt man die Tiere mit Rindern und Schafen zusammen. Jedoch waren sie sehr anfällig für die durch Saugmilben verursachte Räude. ⁵⁵ Die



Schäfer beim Hüten, Kupferstich um 1775.

Schäfer der Umgegend sahen in den Zaupelschafen eine unliebsame Konkurrenz und hatten versucht, den Grafen zum Verbot der Tiere zu bewegen.⁵⁶ Der Schuss ging nach hinten los und die Nachbarn erhielten das alte Herkommen bestätigt.

Mit der Schaffung von landesherrlichen Schäfereien war die Bedeutung der Schafzucht gewachsen. Der Schäfer wurde zu einem eigenständigen Beruf, der nicht nur seine eigenen, sondern auch fremde Schafe hütete und Wolle samt Fleisch zu vermarkten suchte. Ein herrschaftliches Lagerbuch aus dem Jahr 1514 zählt bereits 108 Orte mit Schäfereien in Württemberg auf, darunter neben Markgröningen auch die späteren Schäferlaufstädte Urach und Wildberg.⁵⁷

1530 gab die Stadt Markgröningen eine lokale Schafordnung heraus, die das komplexe Thema Weide regelte und bestimmte, wie lange ein Schäfer seine Tiere melken durfte. Sie beschränkte die Herdengröße für ihn und seinen Knecht auf 130 Muttertiere und 19 Widder.⁵⁸ Hinweise auf eine Schafzucht zur Gewinnung von Schafmilch und Käse finden sich nur in dieser städtischen Ordnung, sie fehlen in allen landesherrlichen.

1536, kurz nach seiner Rückkehr, ließ Herzog Ulrich landesweit eine Schafordnung publizieren.⁵⁹ Sie wandte sich an die Gemeinden, die von alters her Schafe halten durften, regelte den Schaftrieb sowie die Herdengröße im Winter und im Sommer. Ferner wurden die Aufgaben des neu geschaffenen Amtes eines Pferchmeisters festgelegt und wen die Gemeinden als Schäfer anstellen durften. Schäfer konnten durch Knechte unterstützt werden, was eine unterschiedliche berufliche Qualifikation voraussetzt. Durfte ein Schäfer als Lohn 50 eigene Schafe zusammen mit der Herde des Landesherrn bzw. der Gemeinde weiden, erhielt der Knecht 25 Stück zugebilligt. Die Wolle konnten sie zu Geld machen. Interessanterweise wurde den Dörfern in Artikel 16 befohlen, zur Verbesserung der Zucht flämische Schafe zu halten. Anscheinend war das eine bekannte Schafrasse, die die allgemein verbreiteten »Zaupelschafe« verdrängen sollte, denn deren Haltung wurde zugleich verboten.⁶⁰ Seit einiger Zeit kamen aus dem französischen und flämischen Ausland gute Wollstoffe auf den Markt und dem Anspruch der wohlhabenderen Städter genügten die im Herzogtum erzeugten groben Wollstoffe nicht mehr.⁶¹ Der Wollhandel wurde in der vierten Landesordnung, die ebenfalls 1536 erschien, reglementiert.⁶²

Die beiden Ordnungen von 1536 belegen die steigende Bedeutung, die der Schafzucht mittlerweile landesweit zukam. Der nachfolgende Herzog Christoph organisierte in zahlreichen »Ordnungen«, die die unterschiedlichsten Bereiche betrafen, die gesamte Staats- und Kirchenverwaltung neu. So wurde die fünfte Landesordnung von 1552 um zwei Paragraphen zum Wollhandel ergänzt, ein weiterer Artikel behandelte die Schafweide.⁶³ Auch umfasste die württembergische Fleisch- und Metzgerordnung von 1554 Artikel zu Schafweide und Schafhandel.⁶⁴ Eine Beschreibung des Weidgangs für Ziegen und Schafe in Stadt und Amt Gröningen sowie eine Festlegung der Herdengröße datiert von 1557. Sie galt für die Amtsflecken Pflugfelden, Eglosheim, Münchingen, Tamm, Oßweil, Möglingen, Bissingen und natürlich auch für Markgröningen.⁶⁵ Um den »Gesundheitszustand der Schafe« ging es in einem 1560 erlassenen herzoglichen Reskript.⁶⁶ In der sechsten Landesordnung von 1567 gab es unter Titel 83 auch eine »Waid- und Schafordnung«. Hier wurde beim Thema Lohn erstmals der Begriff »Meister« erwähnt, der das Doppelte eines Knechts verdienen sollte.⁶⁷ Das belegt eindeutig das Vorhandensein klar definierter Berufsanforderungen für Schäfer, die eine wie auch immer vorgeschriebene Ausbildung durchlaufen mussten, um den »Meistertitel« zu erlangen. Am Ende findet sich in der handschriftlichen Fassung

wieder ein Artikel, in dem das Halten von Zaupelschafen mit ein paar Ausnahmen verboten wird.⁶⁸ »Auf der Alb, an rauhen und dergleichen Orthen«, wo deren Haltung Nutzen brachte, durften sie jedoch noch gezüchtet werden. Das ständige Wiederholen der Artikel zu den Zaupelschafen zeigt, dass es nicht einfach war, eine Zuchtverbesserung im Lande durchzuführen, da diese Rasse den anspruchslosen, ärmeren Leuten völlig genügte.

Im Jahr 1581 erließ Herzog Ludwig eine Schaf-Schau-Ordnung zur Bekämpfung von Viehseuchen. Eine Zusammenstellung der landesherrlichen Schäfereien listet für das Jahr 1591 nunmehr 172 Orte auf.⁶⁹ Die »Weid- und Schafordnung« von 1567 wurde in der siebten Landesordnung im Jahr 1621 abermals abgedruckt – hier steht erneut der erwähnte Absatz zu den Zaupelschafen.⁷⁰ Seit dem Jahr 1567 regelten die Landesordnungen die Schafhaltung in Württemberg ausführlicher, als es die Schäferzunftordnung von 1651 besorgte, die vornehmlich das Brauchtum festschrieb.

Sogar herrschaftsübergreifende Regelungen waren im Norden Württembergs notwendig, da die Schäfer mit ihren Herden nicht innerhalb der Landesgrenzen bleiben konnten. Denn berufsbedingt mussten sie dem Nahrungsangebot für ihre Herden nachziehen – ungeachtet der politischen Grenzen. So bestätigten Schultheiß und Gericht von Feuerbach, Gündelbach, Güglingen, Hohenhaslach, Leonbronn, Mundelsheim, Sersheim und Sindelfingen im Jahr 1480, dass die württembergische Schäferie von Kleinglattbach Weidgang zu Maulbronner Orten hatte.⁷¹ Da zu dieser Zeit das Klosteramt Maulbronn noch zur Pfalz gehörte, war die Bestätigung wichtig.⁷²

Die Rechte des Weidgangs waren bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr kompliziert. Vermutlich entstanden sie in der Anfangszeit der Schafhaltung, wo es noch wenige und kleine Herden gab. Mit wachsender Bevölkerungsdichte und größeren Herden konnten die alten Rechte für alle Beteiligten, für Schäfer ebenso wie für die Bauern, zum Problem werden. So durften im Jahr 1715 Schäfer aus Bretten zwei Tage in der Woche auf der benachbarten Ruiter Gemarkung weiden, und die württembergischen Kollegen aus Knittlingen hatten das gleiche Recht, das noch von der früheren Herrschaft des Klosters Maulbronn herrührte. Für den Ruiter Schäfer blieb nicht mehr viel übrig.⁷³

Je mehr Herden und Schäfer es im Laufe der Zeit gab, umso wichtiger wurden regelmäßige Absprachen unter den Schäfern zur Schlichtung von Streitigkeiten und zur Regelung der Ausbildung. So traf man sich alljährlich bei Jahrmärkten in unterschiedlichen regionalen Zentren, wo man seine Produkte verkaufte und zugleich den eigenen Bedarf deckte. In Markgröningen versammelten sich die Schäfer des Enz- und Neckarraums, in Urach die von der Alb, in Wildberg die des Schwarzwaldes und in Bretten diejenigen aus der Kurpfalz, dem Bistum Speyer, der Markgrafschaft Baden-Durlach und dem bis 1504 kurpfälzischen Klosteramt Maulbronn.⁷⁴

Wirft man einen Blick auf andere Handwerksberufe, so zeigt sich hier ebenfalls, dass die Regelungen zu Anfang lediglich auf das Stadtgebiet beschränkt waren. So stiftete die Bruderschaft der Schneider in Brackenheim im Jahr 1415 eine Pfründe auf die dortige Jakobskapelle. Diese Bruderschaften waren erste »zunftähnliche« Vereinigungen, die neben religiöser Motivation und sozialen Aufgaben auch berufsständische Themen wie beispielsweise die Ausbildung regelten.⁷⁵ Fast in allen württembergischen Städten sind diese Bruderschaften nachweisbar. Nach ihrer Auflösung im Zuge der Reformation waren andere Regelungen notwendig. So wurden auf Reichsebene Vorschriften für die unterschiedlichen Berufe erlassen und die Fürsten aufgefordert, in ihren Territorien Landesordnungen herauszugeben.⁷⁶ In der Folge entstanden

in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den einzelnen Gebieten zahlreiche Landesordnungen für die unterschiedlichen Handwerksberufe. Da für die Schafhaltung und Schäfer in Württemberg seit 1536 bereits mehrere Ordnungen vorlagen, herrschte hier zunächst kein Handlungsbedarf.

Verzwickte Rechtsverhältnisse: Die Brettener Schäferordnung und ihr Geltungsbereich in Württemberg

Erstaunlicherweise nennt die im Jahr 1634 »erneuerte Brettener Schäferordnung« in der Einleitung gleich vier Herrschaften, von denen Gebietsteile im Geltungsbereich der Ordnung lagen: die Kurpfalz, das Bistum Speyer, die Markgrafschaft Baden-Durlach und das Herzogtum Württemberg.⁷⁷ Sie war somit »international« und umfasste von der Kurpfalz das Oberamt Bretten, von Speyer das Amt Bruchsal und Philippsburg, die badischen Ämter Pforzheim und Durlach sowie von Württemberg das Klosteramt Maulbronn und das Herrenalber Stabsamt Derdingen.⁷⁸ Am Ende unterzeichneten die Ordnung sechs Schäfermeister aus den erwähnten vier Territorien, die somit Garantie für die Einhaltung der Ordnung leisteten. Caspar Wagner aus Bretten, Michael Wassert aus Bruchsal, der Philippsburger Mathes Dietz und Andreas Kurtz aus Pforzheim. Für Württemberg unterschrieben Schäfermeister Michael Weinle von Derdingen und Lorenz Schwarz aus Maulbronn. Ausdrücklich wurde abschließend darauf hingewiesen, dass beim Wegzug oder Tod eines der namentlich angeführten Oberschäfer der nachrückende unbedingt aus der gleichen Herrschaft wie sein Vorgänger stammen müsse.

1657 herrschte beim Treffen am Laurentiustag Verwirrung, da es trotz der Bestätigung der Brettener Ordnung durch alle vier Landesherren im Jahr 1649 Unklarheiten bezüglich der Teilnahme von Schäfern aus dem württembergischen Öschelbronn gab.⁷⁹ Der Grund für die Unklarheiten lag in der im Jahr 1651 verabschiedeten württembergischen Schäferzunftordnung, die nunmehr das gesamte Herzogtum umfasste und somit die Maulbronner ebenso wie die Öschelbronner Schäfer einschloss, für die die bestehende Brettener Ordnung jedoch ebenfalls noch galt. Dass Hans Kling, der Schäfer von Dürrmenz und somit aus dem Bereich des Klosteramts Maulbronn, auch noch namentlich als Oberschäfer in der württembergischen Zunftordnung 1651 genannt wurde, verkomplizierte die Sache noch mehr.⁸⁰ Zu den vier Oberschäfern, die das Zunftgericht bildeten, gehörten neben Hans Kling der Markgröninger Stadtschäfer Endres Brodtbeck, Jakob Renflin aus Cannstatt und aus dem Göppinger Amt Georg Speidel von Albershausen. Beim Tod einer dieser Personen rückte ein frei gewählter Schäfer nach, egal in welchem Landesteil er ansässig war.

Anscheinend wurde das Problem der konkurrierenden Zunftordnungen nicht grundlegend geklärt, denn 1687 bat der Markgröninger Vogt Johann Peter Spring den Herzogadministrator Friedrich Carl, die Maulbronner und Öschelbronner Schäfer anzuhaltend, zur Markgröninger Zusammenkunft zu kommen und nicht mehr nach Bretten zu gehen. Der herzogliche Hof strengte eine Untersuchung an und erfuhr vom Maulbronner Vogt, dass 15 neu ernannte Schäfer nach Markgröningen gehen, während der Derdinger Schäfer Hans Bernhard Friedrich seit sieben Jahren in Bretten Zunftmeister sei und zuvor bereits 21 Jahre das dortige Laurentiustreffen besucht habe. »So lang er, Friedrich, bey der Brettheimer Zunft, seyen die Maulbronner Schäfer zum Theil, auch einige aus andern württembergischen Ämptern ebenmäßig

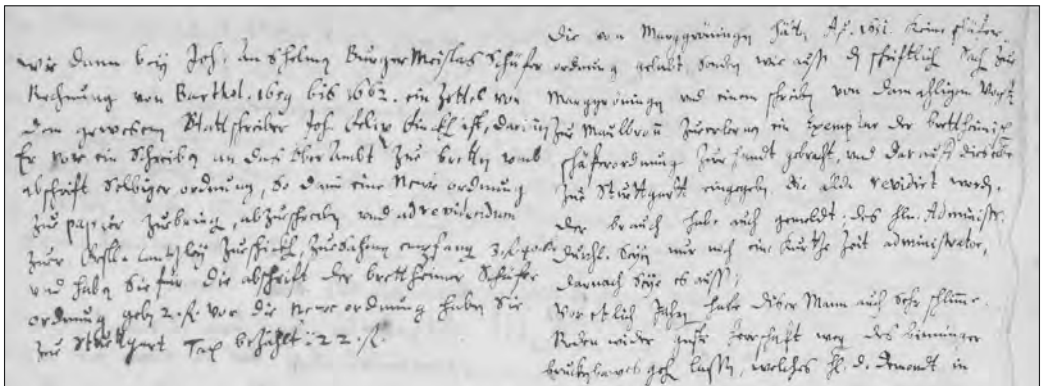
dahin gegangen.«⁸¹ Es gab auch Schäfer, die eine doppelte Zunftmitgliedschaft besaßen. So hieß es beispielsweise von dem verstorbenen Schäfer zu Öschelbronn, Hans Straub, »daß er bey 30 Jahr Zunftmeister zu beeden Orthen, zu Gröningen und Brettheimb, und von alters her die Maulbronnische Schäfer dißseits der Enz iederzeit bei der Brettheimer Zunft erschienen« seien. Die Umfrage ergab, dass sich die Schäfer aus Ötisheim, Ruit, Knittlingen, Ölbronn und Öschelbronn nach Bretten orientierten, während die aus Kieselbronn und Dürrmenz sowohl nach Bretten als auch nach Markgröningen gingen. Offenbar wurde der Geltungsbereich der beiden Ordnungen daraufhin genauer abgegrenzt. Denn 1705 hatte der in Knittlingen verbürgerte Schäfer Eberle als oberamtlich bestellter Obmann die Aufgabe, »alle Schäfer und Schafknechte des Maulbronner Oberamts an sich zu ziehen, sie beisammen zu halten« und mit ihnen »am Feiertag Bartholomay 7 Uhr in Markgröningen zu erscheinen«, wo sie »dem Durchgang anwohnen, Geld bezahlen, beim Kirchgang, auch dem Wettlauf und Tanzen sich ehrbarlich und bescheiden auf-führen« sollten.⁸² Vermutlich war nun klar geregelt, dass die württembergischen Schäfer zum Zunfttreffen nach Markgröningen kommen mussten. Im Jahr 1709 kündigte das Bistum Speyer die Pfälzer Schäferordnung für seinen Herrschaftsbereich offiziell auf.⁸³

Üblicherweise behandeln Zunftordnungen folgende sieben Themen: Wahl der Zunft- oder Kerzenmeister; Einsetzung des Obmanns (für die staatliche Aufsicht); Meisterrecht; Lehrzeit; Gesellenzeit; Berufsausübung und am Schluss die Zusammenkünfte.⁸⁴ Beim Lesen der württembergischen Schäferordnung von 1651 fällt auf, dass die gesellige Zusammenkunft, das jährliche Treffen gleich am Anfang geregelt wird. Herzog Eberhard III. band die Brauchtumsstränge des Tanzes und Wettlaufes in das Reglement eines Zunfttreffens ein. Aus Festen der Sittenlosigkeit, Verschwendung und Unordnung sollten durch staatliche Reglementierung Feste der Moralität und Ordnung werden.⁸⁵ Hierzu diente auch die Festschreibung des Festablaufs in der Schäferordnung, bei der sich die ersten sieben von insgesamt 18 Artikeln ausschließlich mit dem Bartholomäustag befassen.⁸⁶ Die Zunftordnung greift das seit alters her verbrieftete Recht der Schäfer auf, an Bartholomäus auch einen eigenen Tanz abzuhalten und einen »König« küren zu dürfen. Seit wann es diese Bräuche gibt und – wenn sie nicht zusammen entstanden sind – welcher der beiden der ältere ist, das liegt noch immer im Dunkeln der Geschichte verborgen. Auch ein eigenes »Abzeichen« der Schäfer, die Zunftfahne, wurde genehmigt.⁸⁷ Darüber hinaus war die Fahne zugleich auch das Ziel des Wettlaufs. Dies geht aus der Bürgermeisterrechnung des Jahres 1693 hervor: »Die 3 Ellen leibfarben Barchett« für die Läuferin, die zuerst das Ziel in Form der Zunftfahne berührt hatte, ließ sich die Stadt fünf Gulden kosten – genau das gleiche kostete auch der Hammel für den Schäferkönig.⁸⁸

Es gibt noch eine zweite Zunftordnung, die ebenfalls dem »geselligen Teil« große Bedeutung beimisst: die eben erwähnte Brettener Schäferordnung. Mehrere Artikel haben sogar den gleichen Wortlaut. So entsprechen die württembergischen Nummern 8 und 9 den Brettener Nummern 2 und 3, die Artikel 11 bis 13 der Schäferordnung Württembergs stehen in der Pfalz an den Stellen 4, 7 und 8. Hierin wurde das Zunfttreffen am Laurentiustag, dem 10. August, in Bretten geregelt. Die Paragraphen 11 bis 14 thematisieren die Brauchtumpflege. Es drängt sich die Frage auf: War die Brettener oder die Markgröninger Ordnung zuerst da? Wieder hilft bei der Klärung ein aktenkundig gewordener Rechtsstreit, der im folgenden Abschnitt dargestellt wird.

Die Brettener Schäferordnung und die württembergische Abschrift

Mehrere Viertelsmeister und alle Schäfer der im Norden Württembergs gelegenen Ämter und Städte Brackenheim, Güglingen, Lauffen, Weinsberg, Neuenstadt, Möckmühl, Bottwar, Besigheim, Bietigheim, Bönningheim und Beilstein wandten sich im März 1688 an den Herzogadministrator Friedrich Carl, einen Schäfermarkt zu bewilligen. Freudental liege günstig, ein Herzog könne Verordnungen »immer ändern, mindern oder mehren«, und »nur zur Ergötzlichkeit« solle auch ein



Protokoll von 1688 mit den Aussagen zur Schäferzunftordnung (Ausschnitt).

Schäferwettlauf stattfinden.⁸⁹ Friedrich Carl richtete tatsächlich auf April 1688 einen Jahrmarkt in Freudental ein, wies jedoch zugleich darauf hin, dass die Schäfer trotz des Besuchs des Freudentaler Schafmarkts beim Markgröninger Zunfttreffen erscheinen und ihre drei Gulden Leggeld in die Zunftlade einbezahlen müssten.⁹⁰ Dennoch verursachte die Einführung des Freudentaler Marktes in Markgröningen ungeahnte Unruhen, da das Gerücht aufkam, man wolle Markgröningen um den Schäfermarkt und um den Sitz der Zunftlade bringen. Die Bürger sahen ihre alten, in der Zunftordnung festgeschriebenen Rechte beschnitten. Während ein paar Bürger als Delegation nach Stuttgart gingen, um gegen den Jahrmarkt Einspruch einzulegen, kamen andere bei Hans Georg Steinbrenner⁹¹ zusammen und überlegten, wie sie sich dagegen wehren könnten.

Der Oberrat in Stuttgart strengte wegen der revolutionären Unruhen eine Untersuchung an.⁹² Als Rädelführer wurde von mehreren verhörten Personen der reisende Schultheiß Johann Philipp Brauch genannt. Viele befragten Bürger beriefen sich auf die Schäferzunftordnung von 1651. Erstaunliches kam hierbei zur Sprache: »Die von Marggröningen hätten Anno 1651 keine Schäfer-Ordnung gehabt, sondern wie aus der schriftlichen Sach zu Marggröningen und einem Schreiben von damaligem Vogt zue Maulbronn zue erbeten ein Exemplar der Brettheimischen Schäferordnung zur Handt gebracht und darauf dieselbe zue Stuttgart eingeeben, die allda revidirt worden.«⁹³

Zwei Punkte stützen diese Aussage, die alle bisherigen Äußerungen über das Verhältnis von Brettener und Markgröninger Schäferzunftordnung über den Haufen wirft.⁹⁴ So trägt das Protokoll einen Zusatzvermerk: »Wie dann bey Joh. Anshelm,

Bürgermeisters Schäfer Rechnung von Barthol. 1659 bis 1662 ein Zettel von dem gewesenen Stattschreiber Joh. Felix Finckh ist, darinnen er vor ein Schreiben an das Oberamt zu Bretten umb Abschrift selbiger Ordnung, so dann eine neue Ordnung zue Papier zue bringen, abzuschreiben und ad revidendum zur Fürstl. Cantzley zue schicken, zu Sachen empfangen 3 fl. 40 xr. und haben sie für die Abschrift der Brettheimer Schäfer Ordnung geben 2 fl., vor die neue Ordnung haben sie zue Stuttgart Tax bezahlt 22 fl.«⁹⁵ Auch liegt die Bitte der Markgröninger vom 8. Mai 1651 an Herzog Eberhard III. vor, die in den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs mit anderem Registraturgut verloren gegangene Schäferordnung zu erneuern, da die Schäfer letztes Jahr »starckh gebethen und angesucht, man wollte ihnen ihre Ordnung und Fahnen widerumb aufrichten und fürters jährlich wider allwegen verlesen, seitemals aber der wenigere thails Schäffer, welche junge Leuth waren, nicht wißen oder verlesen hören, was angedittene ihre Ordnung in sich hält«. Sie baten Eberhard III. um eine neue Abschrift der Ordnung und fügten knitz gleich hinzu, »oder da sich derer keine befinde, die gnädige Verordnung zu thun, daß gleich wie bereits unterschiedlicher Handwerker Ordnungen de novo [von neuem] ufgericht und uns noch vor Bartholomai ußgefertiget und zugeschicket werden möchte.« Die Schäfer steckten hinter der Bitte, denn ihnen war sehr wichtig, dass sie ihr Brauchtum weiterhin pflegen durften: »Zu Erhaltung ihrer Freyheit von gemeiner Statt wegen ein Hammel zu verlauffen und so viel derselben erscheinen, jedem ein Duzet Nestel neben Haltung Trommeln und Pfeiffen gegeben werden müssen, welche Freyheit und uhralted Herkommen die Schäffer noch nicht abgehen laßen.«

In der Kanzlei fand sich keine Vorgängerzunftordnung, da sich die »Ordnungen« zur Schafhaltung auf mehrere Gesetze aufteilten. So machte der Oberrat nicht viel Aufhebens und befahl Markgröningen, die ältesten Schäfer vorzuladen, damit sie ihre alte Ordnung übergeben. Diese Vorlage solle der Vogt verbessern und bei Bedarf ergänzen. Da keine Handwerksordnung vorhanden war, besorgte sich der Markgröninger Vogt beim Pfälzer Amtskollegen in Bretten die dort gültige Ordnung als Abschrift, die er auf die Markgröninger Bedürfnisse hin abänderte.⁹⁶ Dies ließen sich die Schäfer auch einiges kosten: Für die Abschrift in Bretten bezahlten sie 5 Gulden 40 Kreuzer sowie 22 Gulden Gebühr am Hof in Stuttgart für die Ausfertigung einer eigenen Schäferzunftordnung.

Herzog Eberhard III. erließ die Zunftordnung im Jahr 1651 und bestätigte das alte Brauchtum der Schäfer, das nun in geregelte Bahnen gelenkt wurde: Der Besuch der beiden Predigten war Pflicht und der des Wirtshauses wurde reglementiert. Ebenso war das zweimalige Verlesen der Ordnung vorgeschrieben. Vermutlich erhoffte man sich durch die förmliche Regelung, die nicht sesshaften, sich einer gezielten Aufsicht leicht entziehenden Schäfer beruflich besser kontrollieren zu können, wenn sie regelmäßig beim Zunftgericht erscheinen mussten.

Parallel zur Schäferzunftordnung existierten weiterhin die umfassenden Regelungen zu den Themen Weide und Schafhaltung in der Landesordnung aus dem Jahr 1621. Hierauf bezog sich der Herzog in späteren Reskripten, wenn er wegen herrschender Missstände die geltende Gesetzeslage wieder in Erinnerung brachte, beispielsweise im Jahr 1688 bei den »Zusätzen zur Schaf- und Weidordnung«⁹⁷ und 1695 bezüglich der Weide. In einer Verfügung des Jahres 1708 an Vogt, Bürgermeister und Gericht von Markgröningen wurde speziell auf die Schäferzunftordnung mit der am Bartholomäustag stattfindenden Annahme als Meister hingewiesen und auf deren strengere Befolgung gedrängt. Im Jahr 1711 wurde zur Abfassung von Weidordnungen für das gesamte Weidevieh in allen württembergischen Gemeinden aufgerufen.⁹⁸

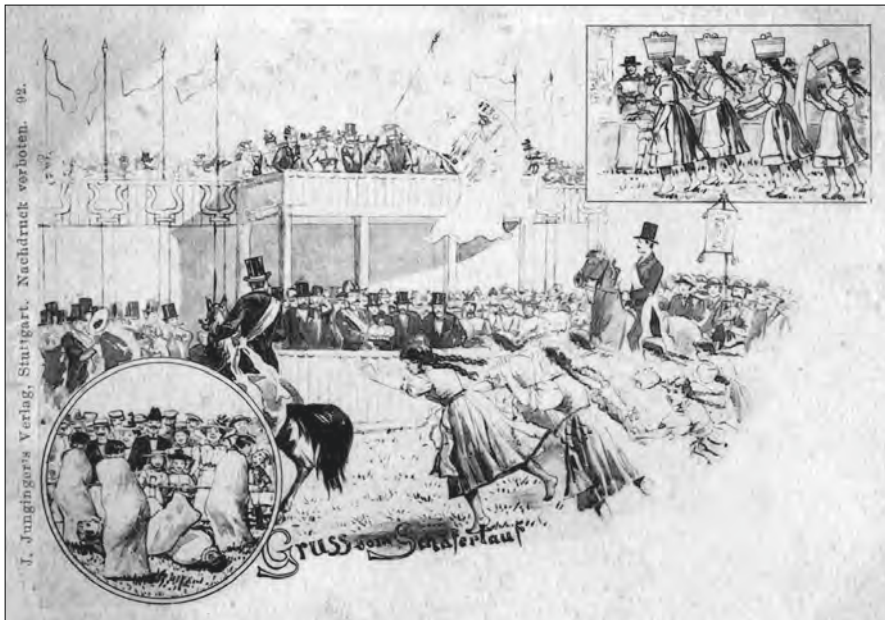
In einem weiteren Punkt unterscheidet sich die Schäferzunft von anderen Zünften. Anscheinend gab es hier keine Zahlenbegrenzung. Jeder Württemberger konnte zum Meister ernannt werden, der am Bartholomäustag seine beruflichen Fertigkeiten bewies und sein Meistergeld bezahlte. Im Gegensatz zu der im württembergischen Bereich nur für die Klosterämter Maulbronn und Derdingen zuständigen Brettener Ordnung galt die württembergische für das gesamte Herzogtum. Dies brachte Konflikte mit manchen regionalen Treffen mit sich.⁹⁹

Ursprünglich gab es im Herzogtum Württemberg nur eine einzige Schäferzunftlade, und diese stand in Markgröningen. Bereits im Jahr 1658 jedoch bat das Oberamt Urach, auch auf der Alb eine Zunftlade zu errichten, da die Uracher Schäfer für ein Treffen nie nach Markgröningen gegangen seien. Wenn sie nun dazu gezwungen würden, müssten sie ihre Herden eine Woche in die Obhut der Knechte geben, die damit manchmal überfordert seien.¹⁰⁰ Allerdings wurde erst 1723 das Herzogtum offiziell in vier Zunftbezirke eingeteilt, mit drei Nebenladen in Heidenheim, Urach und Wildberg.¹⁰¹ In diesen Städten gibt es freilich keine ununterbrochene Schäferlauftradition – sie wurde vielmehr wiederbelebt. Seit 1972 wird dort das Fest im Zweijahresrhythmus abgehalten: in Heidenheim¹⁰² und in Wildberg jeweils in den Jahren mit gerader Zahl, in Bad Urach – wo das Fest bereits 1882 wiederbelebt wurde – in den Jahren mit ungerader Zahl.

Der Ablauf des Festes

Da der Bartholomäustag im Jahr 1662 auf einen Sonntag fiel, wurde der Dekan David Cleß sowohl beim Herzog als auch beim Kirchenrat vorstellig und bat, um den Sonntag nicht zu entheiligen, das Schäfertreffen auf einen anderen Tag zu verlegen.¹⁰³ Die Kirche störte sich an dem Volksvergnügen, bei dem es ihrer Meinung nach zu zügellos zuzuging. Zwar war die Aktion vergeblich, doch verdanken wir Pfarrer Cleß eine sehr anschauliche Schilderung des Laufes (und warum sich die Kirche daran störte): »An solchem Tag kommen fast alle Schäfer im Land nacher Gröningen, darauff gibt man ihnen einen Hammel und den Medlin etlich Ehelen Barchet zu verlaufen. Die Schäfer ziehen sich auß biß uffs Hembd, welches sie zwischen den Beinen hindurchziehen und oben um die Hüfft zusammenknüpfen. Die Medlin schürtzen sich auch hochgnug auff.« Man kann sich gut vorstellen, dass es beim Wettlauf mit sehr viel Ehrgeiz zur Sache ging – nicht nur des ausgelobten Preises wegen. Im Anschluss begann das Festvergnügen. »Sie saufen sich toll und voll, dantzen und springen, schreyen und brüllen und schlagen einand manchesmal gewaltig um die Köpff. Woher diese Gewohnheit aigentlich entsprungen, kann ich nit erfahrn, bild mir aber ein, sie müßt noch von den Heyden und ihrem Abgott Pan herkommen.«

Wilder als bei anderen fröhlichen Festen des Volkes, die allesamt von der Kirche misstrauisch beäugt wurden, ging es in Markgröningen sicherlich auch nicht zu. Nur ein Todesfall kann direkt mit dem Festgeschehen in Verbindung gebracht werden. Am Bartholomäustag 1708 »ist Theodorus Schwab, Bürger und Bauersmann allhie, nachdem er mit Hans Jakob Sachsenheimer, Ratsverwandter und Kellereikastenknecht allhie, ob einer Zech stößig worden und eben nach Haus die Stieg hinab gegangen, von bemeltem Sachsenheimern mit einem Krug Wein an den Schlaf [= Schläfe] geworfen worden nachts um 6 Uhr, und an der Wund morgens um 5 Uhr verschieden, ward begraben den 26. August«.¹⁰⁴



Postkarte aus der Zeit um 1900.

Dem Marbacher Pfarrer Philipp Ludwig Hermann Röder war das Fest aus eigener Anschauung bestens bekannt. In seinem Lexikon widmete er Markgröningen einen umfangreichen Eintrag, in dem er das Fest weit positiver als sein Kollege nachzeichnete. Es heißt dort:¹⁰⁵

»Alle Jahre wird in dieser Stadt ein Schäferfest gehalten, welches ein Schäfermarkt, aber unrichtig, genannt wird. Denn die Schäfer halten hier nicht Markt. Dieses Schäferfest wird dadurch zu einem Volksfest, weil sich eine Menge Pöbels und auch Personen von Stande dabei einfinden, um sich, jedes nach seiner Art, die Vornehmern anständig und der Pöbel pöbelhaft zu belustigen. [...] Alle Jahre am Bartholomäus, versammeln sich die Schäfer, welche zu dieser Lade gehören, in der Stadt Gröningen, wo ein sogenannter Schäferlauf gehalten wird, die Schäfer ihre Klagen und Anliegen vorbringen können, auch die Übertreter gestraft werden. Dieses Schäfergericht besteht aus dem Oberamtmann und Bürgermeister des Städtchens, dem Zahlmeister und einigen Obleuten der Schäfer. Das Rathaus zu Gröningen, ein altes, rostiges, hölzernes Gebäude, ist an diesem Tage der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Sammelplatz vieles Volks. Die aus weißem Taffet gemachte Schäferfahne, auf welcher ein Schäfer in seiner Uniform mit seiner Schippe und einem Schafe gemalt ist, wird zur Bezeugung der Feierlichkeit dieses Tages ausgehängt und wehet von dem Rathause herab. Hier werden den Schäfern sowohl die Freiheiten, mit welchem sie der Herzog Eberhard III. begabt, als auch die Ordnungen, welche sie zu beobachten haben, vorgelesen. Die die Ohren beleidigende Musik von Schalmeyen, Querpfeifen und Dudelsäcken hat bereits mit dem Tage ihren Anfang genommen und wird nur durch die jetzt vorzunehmende Feierlichkeit unterbrochen. Die Glocken der Türme ertönen,

und die Trommel der Stadtmiliz wirbelt vor dem Rathause. Die Fahne wird abgenommen, das Milizkommando, ungefähr 20 stark, stellt sich in zwei Züge, von welchem der erste ein paar hölzerne Trommeln mit sich führt. Voraus geht eine Schäfermusik, die Fahne und der erste Zug der Miliz, die in ihren weiten Beinkleidern und Stiefeletten daher zu schwimmen scheint; zwischen diesem und dem zweiten Zuge gehen der Oberamtmann und einige andere Honoratioren des Städtchens, die sämtlich mit Schnür- und Hosennesteln geschmückt sind, welche sie in das Knopfloch geknüpft haben. Hinten nach folgen Schäfer, Volk und Pöbel. Dieser Zug geht in die Kirche, wo der Diakon des Städtchens eine Predigt abzulegen hat, welche von einer Musik mit Trompeten und Pauken begleitet wird. Nach der Kirche geht dieser Zug auf die ähnliche Art wieder zum Rathause und dann auf das Ackerfeld, wo der Schäferlauf beginnt. Diesem Zuge folgt nun eine große Anzahl Wagen und Pirutsche, die auf den Platz hinrollen. Die Frauenzimmer schmücken sich den Schäfern zu Gefallen mit Nesteln, welche sie um den Arm binden.

Die Infanterie der Zuschauermenge schließt ein Quarre um den Kampfplatz, und die Schäfer mit ihren Schippen und Stecken machen die Spaliere. Die Wagen stellen sich außer dem Viereck in Reihen und schauen dem Lauf zu. Einige bis auf Hemd und Beinkleider entkleidete Schäferburschen laufen in die Wette um ein mit Bändern geschmücktes Lamm. Nach diesem betreten einige braune Schäferschönen den Kampfplatz, die ebenfalls bis auf Hemd und zween Schürze, deren einen sie hinten, den anderen vorne hinbinden, entkleidet sind. Diese laufen dem Ziele zu, an welchem einige Halstücher und Bänder auf die Siegerin warten. Nach diesem werden die Sieger und Siegerin mit Kronen, die von Blech ausgeschnitten und bemalt sind, geschmückt.

Der Zug geht wieder mit Musik, Fahnen, Siegeszeichen und Marsch der Miliz in den Oberamteihof, wo der erste Tanz gehalten wird. Die Schäfer haben hier das Recht, sich jede von den Zuschauerinnen, welche sie wollen, zu erwählen, und selten darf es eine abschlagen. Da sieht man oft ein geputztes, stolzes Mädchen mit einem Schäferknechte, der vielleicht Tags zuvor ein darauf gegangenes Schaf abgezogen hatte, umhertanzen. Wer diesem Tanze der nur mit zwei Schürzen bekleideten Schäferinnen zusieht, der muss sich jenes Tanzes im Oberon erinnern, wo durch den mächtigen Ton des Hüftorns Nonnen und Mönche tanzen. Und gewiss, dies ist ein echter Oberonstanz. Nach diesem Tanze eilen die Gesellschaften der Fremden zum freundschaftlichen Mahle und nach diesem zum Tanz auf dem Rathause, der in dem kleinen Saale des Rathauses und auf dem Flur desselben gehalten wird und bis Mitternacht dauert. Der Pöbel rast in den Weinschenken nach einer Schalmeyen oder Querpfeife herum, betrinkt sich, schreit und balgt sich auch zum Teil, und läuft dann wieder auseinander. Die Vornehmern reisen entweder in der Nacht wieder ab oder verlieren sich des Morgens früh in aller Stille, so dass des folgenden Tages kaum noch eine Spur der großen Volksmenge, die gestern da war, zu fühlen ist. Nur die abscheulichen Schäferpfeifen beunruhigen die Ohren noch, und derjenige, der feinere Gehörnerven hat, kann in vielen Tagen diese Musik nicht wieder aus seinen Ohren hinausbringen. Am nachfolgenden Tag werden die Klagen der Schäfer angehört und das übrige Nötige besorgt.«

Noch heute beginnt der Samstag mit der Begrüßung des Landrats vor dem Rathaus. Als Nachfolger des Vogtes ist er der Schirmherr des Festes. Landrat Dr. Ulrich Hartmann begründete 1966 die Tradition, ein Gedicht statt einer Begrüßungsrede vorzutragen; sein Nachfolger Dr. Rainer Haas hat sie fortgeführt. Vertreter des Landesschafzuchtverbandes erhalten wie in alten Zeiten die Zunftlade und Zunftfahne ausgehändig. Da die Schäfer verstreut im Lande lebten, hatten sie keine Zunftstube bzw.



Bleistiftzeichnung mit Schäferlauf-Motiven, vermutlich um 1870 entstanden.

Zunftlokal. So wurden Lade und Fahne über Jahrhunderte hinweg auf dem Markgröninger Rathaus verwahrt. Nach dem Festgottesdienst – seit 1971 ist es ein ökumenischer – begleitet ein bunter Festzug die Schäfer aufs Stoppelfeld. Laufberechtigt sind nur ledige Schäfertöchter und Schäfersöhne sowie in Ausbildung befindliche und diplomierte »Tierwirte mit Schwerpunkt Schafhaltung«, wie die korrekte Berufsbezeichnung nach Abschluss von drei Jahren Lehre lautet. Um den Wettlauf herum gruppieren sich auf dem Stoppelfeld heute Wettspiele und Tänze.

Die Stadt Markgröningen und ihre Beteiligung am Schäferlauf

Als die Zunftfahne 1693 bei den Franzoseneinfällen verloren ging, musste die Stadt auf Anweisung des Vogtes hin für Ersatz sorgen, was sie dann in der Residenzstadt Stuttgart auch tat.¹⁰⁶ David Schweitzer erhielt für die benötigten 2 ¼ Ellen grünen Taft 4 Gulden 30 Kreuzer. Beim Handelsmann David Kern erstand man die Fransen aus Seide. Die Fahnenstange wurde durch Hofmaler Friedrich Gottlieb Müller grün gestrichen und mit einem vergoldeten Messingkrönlein geschmückt. Müller malte auch die Wappen auf die Fahne, über deren Verbleib nichts bekannt ist.

Ferner hatte die Stadt nicht nur die Kosten für die Preise im Wettlauf zu übernehmen, sondern auch für die ausgeteilten Nesteln.¹⁰⁷ Selbstverständlich beglich die Kommune, wie bei jeder anderen städtischen Feier auch, die Ausgaben für die Verköstigung der Ehrengäste, allen voran für den Vogt, Bürgermeister und Stadtschreiber.¹⁰⁸ In späteren Jahren mussten die Schäfer einen Teil der durch das Verschenken der Nestel verursachten Kosten der Stadt aus ihrer Lade wieder erstatten. »Die alhie-sige Schäferlade muß alle Jar dem Bürgermeister-Amt zu etwelcher Indemnisation ihr auf den Schäferlauf und Markt, so alljährlich auf Bartholomäi gehalten wird, mit Haarschnurr und Nesteln etc. verwendeden Unkosten quid pro quo von denen gefallenden Schäferleggeltern bonificiren, auf diese Weise sind dann auch von daher aus Handen des Herrn Obmanns Stadtschreiber Magenau bezahlt worden 60 fl.«¹⁰⁹ Betrachtet man die tatsächlich angefallenen Ausgaben, so ließ sich die Stadt diesen Brauch 242 Gulden kosten.¹¹⁰

Die Stadt war also von Anfang an bei der Ausrichtung des Festes finanziell beteiligt gewesen. Wie war sie zu den genannten Verpflichtungen gekommen? Das Schäfer-treffen wurde immer in Verbindung mit dem Jahrmarkt abgehalten und das Markt-recht gehörte zu den ureigensten Privilegien einer Stadt. Es ist vorstellbar, dass die Markgröninger durch das Brauchtumsfest die Bedeutung als wirtschaftliches Zentrum bestätigt sahen und sich davon eine Steigerung der Attraktivität ihres Marktes versprachen. Denn Markgröningen war bis ungefähr 1600 eine der bedeutendsten Amts-städte an der Nordwestgrenze des Herzogtums, Bietigheim dagegen eine kleines Städtchen und Ludwigsburg noch lange nicht aus der Taufe gehoben.

Die Auflösung der Schäferzunft – ein historisches Stadtfest entsteht

Nach den Napoleonischen Kriegen kündigten sich neue Gefahren für die Schäfer-zunft an. Württemberg erhielt immensen Gebietszuwachs und wurde Königreich. Im Juli 1809 schrieb die Nebenlade Wildberg an das Markgröninger Schäfergericht, im Rahmen der Vereinheitlichung und Neuorganisation der in den diversen Landesteilen geltenden unterschiedlichen Gesetze sei auch geplant, die Zünfte aufzuheben und die Gewerbefreiheit einzuführen.¹¹¹ Dies rief nicht nur die Schäferzunft, sondern auch den Markgröninger Stadtmagistrat auf den Plan, denn dies bedeutete das Aus für das Schäfertreffen, der letzte Anlass, bei dem die ehemalige Oberamtsstadt in altem Glanz erstrahlen konnte. Wildberg schlug vor, dass jede Lade zwei oder drei Deputierte an den Stuttgarter Hof senden solle, um dem Oberrat die Nachteile einer Aufhebung der Zunft zu schildern. Das Zunftgericht wollte jedoch keine Zeit durch umständliche Terminabsprachen mit mehreren Schäfern verlieren und empfahl, dass eine kleine Abordnung, bestehend aus dem Amtmann und einem Oberschäfer,

sofort nach Stuttgart aufbrechen solle – vorbehaltlich der Zustimmung des königlichen Oberamts Ludwigsburg. So machte sich der Amtmann Carl Ludwig Frey, der zugleich Obmann der Zunft war, mit dem Schäferobermeister Geiger auf den Weg, um sich für den Fortbestand der Schäferzunft zu verwenden. Noch einmal ging der



*Die Schäferzunftfahne, das Hobeitszeichen der Zunft
und bis um 1790 auch das Ziel im Wettlauf (Foto: um 1974).*

bittere Kelch an Markgröningen sowie Wildberg, Urach und Heidenheim vorüber. »Durch privat Nachrichten wurde man am Ende des Jahres doch wieder dadurch beruhigt, daß der Plan vorderhand wieder bei Seite gelegt sey.«¹¹² 1828 war es jedoch endgültig soweit, im April wurde in einem ersten Schritt die Aufhebung von 13 weniger bedeutenden Zünften beschlossen, darunter auch die der Schäfer.¹¹³ Von nun an hatte die Schäferei hinter der intensivierten Feldbauwirtschaft zurückzustehen.

Am 24. Mai 1828 erlaubte ein Ausführungsdekret der Stadt, den Markt samt landwirtschaftlichem Fest »unter den aus den veränderten Umständen sich selbst ergebenden Modificationen« weiter durchzuführen.¹¹⁴ Am Tag darauf versuchte man einen Schäferverein zu gründen und bekam die oberamtliche Erlaubnis hierfür, um die Finanzen der Zunftlade unter größter Sparsamkeit abzuwickeln. So gründeten sieben in Markgröningen versammelte Meister einen Schäferverein. Es waren Schäfermeister Dürr aus Cannstatt, Volz von Großsachsenheim, Wolpert aus Besigheim, Kirschner aus Kirchheim/Neckar, Richter aus Dürrmenz, Lenk von Enzweihingen und Geiger aus Markgröningen.

Was sollte nun aus dem Schäferlauf werden? Wer sollte für die Kosten des Festes aufkommen? Zog ein Bartholomäusmarkt ohne Volksbelustigung genügend auswärtige Händler und Besucher an? Der frühere Amtmann und Schäferobmann Frey warb für die Ausrichtung des Schäfertreffens, von dem der Verein und die Schäferei Nutzen ziehen könnten. Es wurde ein Treffen mit den traditionellen Elementen Kirchgang, Hammellauf und Tanz beschlossen. Neu aufgenommen wurde eine Schafлотterie. 25 Schafe »von der feinsten Rasse« sollten ausgespielt werden, und für jedes bisherige Zunftmitglied sollte die frühere Zunftlade sechs Gulden hierfür beisteuern.

Mit den bereits genannten Fragen beschäftigte sich 1828 auch der Stadtrat eingehend. Er kam zur gleichen Entscheidung wie die Schäfer und beschloss, Markt, Hammellauf, Tanz und Fest auszurichten. »Durch die neue königliche Verordnungen im Schäferwesen wurde heuer die seit urdenklichen Zeiten hier bestandene Schäferzunft aufgehoben. Um aber der Stadt das mit dieser Zunft bisher bestandene Comerze, besonders bei den Wirthen und Mezgern und Becken, so viel als möglich zu erhalten, wurde von Seiten des Stadtraths und Bürgerausschusses und unter Rücksprache mit den bisherigen Schäfer-Ober- und Beisizmeistern beschlossen, den mit dieser Zunft verbunden gewesenen Hammellauf und Tanz nach wie vor am Tage des heil. Bartholomäi fortbestehen und die Kosten hiefür auf die hiesige Stadt-Casse übernehmen zu lassen, welcher Beschluss auch die höhere Sanction erhielt.«¹¹⁵ Fortan führte die Stadt weitgehend selbst Regie. Mitentscheidend für den Beschluss waren die mit dem Fest verbundene Erinnerung an frühere Zentralfunktionen der Amtsstadt Markgröningen, die sie nach und nach alle an das aufstrebende Ludwigsburg hatte abgeben müssen, sowie wirtschaftliche Interessen der Schäfer und Wirte. Fälschlicherweise erweckt das Zitat den Eindruck, als habe sich die Stadt früher finanziell nicht am Fest beteiligt.

Förderung von Schaf- und Hundezucht, Landschaftspflege und Naturschutz

Bereits im ersten Jahr der Neuorientierung erhielt der Schäferlauf mit der Schafлотterie auch reformerisch-aufklärerische Funktionen im Bereich der Landwirtschaft.¹¹⁶ Im Folgejahr hatte ein Verein zur Verbesserung der Schafzucht auf dem Kirchheimer Wollmarkt unter den Schäfern einen Wollpreis ausgelobt, dessen Verleihung, »bestehend

**SCHÄFERLAUF
MARKGRÖNINGEN**

W. WEISS & SÖHNE, MARKGRÖNINGEN, STUTTGART H. WENNIG, STUTTGART

Sonntag, den 22. August: **Sonntag, den 22. August:**
Schäfertanz und Festspiel. **Schäfertanz und Festspiel.**

Haupttag **Dienstag, den 24. August:** **Haupttag**
Schäferwettlauf mit Schäfertanz und Festspiel.

Sonderzüge am Dienstag, 24. August: ab Stuttgart 7³⁴ Uhr vorm., ab Ludwigsburg 8²⁰ und 8⁴⁰ Uhr vorm.

Ältestes Plakatmotiv, von 1925 bis 1937 im Gebrauch.

in 3 fein wolligen Stöhren«¹¹⁷, danach in Markgröningen am Bartholomäustag stattfand.¹¹⁸ So wandelte sich das Zunftfest nun zu einem landwirtschaftlichen Fest – ähnlich dem 1818 ins Leben gerufenen Cannstatter Volksfest und ganz im Sinne von König Wilhelm I.

Die Einführung der Stallfütterung im frühen 19. Jahrhundert und das damit verbundene Ende der Dreifelderwirtschaft brachte den Wegfall der früher als Weide genutzten Brache. Den Dünger lieferten von nun an die in den Ställen gehaltenen Tiere. Kein Bauer ersteigerte mehr beim Schäfer eine »Pferchnacht«, in der die Äcker durch den Schafdung Nährstoffe zugeführt und durch die Tritte der Hufe gleich »eingearbeitet« bekamen. Bei der Intensivierung der Landwirtschaft blieben die Schäfer auf der Strecke, denn ihnen fehlte nicht nur die Weide, sondern auch der Schaftrieb durch die Feldflur. Die immer billiger werdenden pflegeleichteren Baumwollstoffe ließen die Nachfrage nach deutscher Wolle versiegen. Man versuchte gegenzusteuern und es gab auch in Markgröningen Schafprämierungen zur Förderung der Zucht und zur Verbesserung der Wollproduktion. 1835 beteiligte sich die Stadt neben dem Oberamt Ludwigsburg an den Prämien für die Schafzüchter. Im Folgejahr wurden diese Ausgaben jedoch wieder eingestellt, da der Stadtrat nicht den gewünschten Erfolg festgestellt hatte.¹¹⁹ Erneut gab es im Jahr 1837 Zuchtprämien: vom Oberamt für die Rinderzucht, von der Stadt für die Schafzucht.¹²⁰

Im Jahr 1858 wurde die Schaflotterie wiederbelebt, veranstaltet vom Landwirtschaftlichen Verein Ludwigsburg. Sie wurde nun eine feste Einrichtung, deren Ausrichtung die Stadt von 1859 an übernahm, da die »letztjährige Lotterie die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade fesselte«.¹²¹ Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurden bei der Schaflotterie jeweils 30 Schafe ausgespielt.¹²² Im Jahr 1911 waren es 1800 Lose, die zum Preis von 50 Pfennig verkauft wurden. Der Erste Weltkrieg setzte dieser Tradition ein Ende.

Mit dem Leistungshüten tauchte ein neuer Programmpunkt auf. Der Verband süddeutscher Schäferhüter hielt 1913 am Schäferlauf seine Jahrestagung in Markgröningen ab.¹²³ Hierbei kam der Wunsch auf, ein Preishüten anlässlich des Festes auszurichten. Die Übernahme der Kosten für die Preise und Preisrichter schien anfangs ein unüberwindbares Hindernis, bis sich der Verein der deutschen Schäferhüter bereit erklärte, nicht nur die Preise zu stiften, sondern auch aus seinen Reihen die Preisrichter zu stellen.¹²⁴ Deutlich geht daraus hervor, dass das Leistungshüten auf die Interessen der Zuchtauswahl von Schäferhunden zurückgeht. Nachdem 1899 in Augsburg der Verein für deutsche Schäferhüter gegründet worden war, ist dort 1902 das erste Preishüten in Bayern ausgerichtet worden.¹²⁵ Eine für das Jahr 1914 ins Auge gefasste Premiere in Markgröningen wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die folgende Wirtschaftsdepression zunichte gemacht. Das erste »Gemeinschaftspreishüten«, wie der Wettbewerb ursprünglich hieß, fand in Markgröningen im Jahr 1937 statt, ausgerichtet vom Landesverband der Schafzüchter in Württemberg und Hohenzollern zusammen mit der Landesbauernschaft Württemberg, Fachschaft Schäfer sowie der Fachschaft für Deutsche Schäferhüter.

Beim Leistungshüten geht es um den Nachweis beruflicher Fertigkeiten, wobei die Schäfer mit ihren Hunden eine fremde Herde hüten müssen. Die Richterkommission stellt heute der Landesschafzuchtverband. Sie beurteilt die Führung der Herde und die Leistung der Hunde beim Ein- und Auspferchen sowie auf einer festgelegten Triebroute entlang einer befahrenen Straße, auf einem Feldweg, über eine Brücke sowie beim Weiden im weiten und engen Gehüt. Der 7-Punkte-Parcours entspricht somit einem Hütetag im Zeitraffer.

Der Landesschafzuchtverband behielt den Brauch auch nach dem Zweiten Weltkrieg bei. Längst sieht man auch Schäferinnen auf der Weide. Mit Ute Svensson gewann 2004 erstmals eine Frau das Markgröninger Leistungshüten. Das bei Wanderschäfern schon längst gebräuchte Elektroknotengitter wurde 2002 erstmals als Pferch eingesetzt. Zuvor war es ein traditioneller Holzpferch, dessen Pfähle beim Schließen mit einem Pferchschlüssel in die Erde gerammt werden mussten.

Vor rund 40 Jahren traten neben die Förderung der Schafhaltung die durch diese praktizierte Landschaftspflege und der Naturschutz als weitere zu unterstützende Ziele hinzu. In diesem Sinne soll der 1994 von der Stadt eingerichtete Schafhaltungsfonds nicht nur den Anblick weidender Schafe auf der Markung der Schäferlaufstadt sichern, sondern auch dafür sorgen, dass eine Herde für das Leistungshüten, den Festzug sowie für die Theaterszenen auf dem Stoppelfeld zur Verfügung steht. Zu dessen Gunsten erhebt die Stadt am Schäferlauf Aufschläge auf Eintrittskarten und Standgebühren und verkauft die Festplakette.

Um bei den Verbrauchern für den Kauf heimischer Schafprodukte zu werben, richtete der Landesschafzuchtverband im Jahr 1997 erstmals beim Oberen Tor einen Schäfermarkt aus, bei dem die Festbesucher Schäferbedarf und Schafprodukte (Wolle, Kleidung, Felle, Schmusetiere usw.) erwerben können. Für hungrige Mäuler gibt es leckeren Käse, Fleisch und Wurst, die auch für zu Hause gekauft werden können. Zuvor gab es den Schäferbedarf nur freitags beim Leistungshüten. Mittlerweile findet der Markt in städtischer Regie statt, erweitert um einen Streichelzoo für die kleinen Besucher und Schafschurvorführungen (1996 auf dem Vollandplatz gezeigt). Jedoch können Schafprodukte von Stadtschäfer Edmund Wörner



Beim Leistungshüten machen die Schäfer traditionell auch auf ihre aktuellen Probleme aufmerksam.

in Markgröningen das ganze Jahr über in der Metzgerei Wildermuth und im Hofladen von Landwirt Heinrich Bäßler erworben oder im Restaurant zum treuen Bartel verzehrt werden.

Wie kann man sich die Arbeit eines Schäfers in der heutigen Zeit vorstellen? Werfen wir einen Blick auf die Stadtmarkung. Dort konnten die südwest- und westexponierten Talhänge an Glems und Leudelsbach, die zu steil und zu karg für den Acker- oder Weinbau waren, Jahrhunderte lang durch Schafbeweidung noch wirtschaftlich genutzt werden. Die heute noch vorhandenen Bewirtschaftungsflächen umfassen ca. 25 Hektar. Sie liegen in der Markung verstreut und die häufig fehlenden Schaftriebe – die Verbindungswege zwischen den einzelnen Weideplätzen – erschweren ihre Nutzung. Für eine 600- bis 1000-köpfige Herde, die heute die Erwerbsgrundlage für einen Berufsschäfer bildet, reicht das Weideflächenangebot nicht mehr aus. Nur rund 250 Muttertiere können noch ein ausreichendes Nahrungsangebot auf der Markung der Schäferlaufstadt finden.

Vor diesem Hintergrund wurde nach einer Möglichkeit gesucht, die Landschaftspflege wieder auf die ökologisch sinnvollste und wirtschaftlichste Art mit Schafen durchzuführen. Denn ohne landwirtschaftliche Nutzung erobert sich der Wald sehr schnell offene Wiesen und Grünflächen an Wald- und Wegrändern sowie Bachhängen zurück. Die ebenen Flächen wurden früher gemäht, die Hanglagen von Schafherden beweidet. Die übliche Bewirtschaftung dieser Hanglagen als Weide wird durch infrastrukturelle Maßnahmen und die modernen landwirtschaftlichen Produktionsweisen immer schwieriger. Da die Beweidung von Steillagen und von Streuobstwiesen billiger ist als das Mähen von Hand, nehmen Schafe eine wichtige Aufgabe in der Landschaftspflege wahr. Hinzu kommt, dass die Schafe stachelige und bitter schmeckende Pflanzen nicht abfressen und dadurch das Überleben zahlreicher vom Aussterben bedrohter Pflanzen ermöglichen.

Markgröningen nimmt mit seiner Naturvielfalt, mit den Heiden, Mager- und Halbtrockenrasen und Weinbergterrassen eine europaweit anerkannte Stellung ein, die durch die Ausweisung als Natura-2000-Schutzgebiet gemäß der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie zum Ausdruck kommt. Die blumenreichen Steilhänge entlang von Glems und Leudelsbach beherbergen eine artenreiche Insekten- und Vogelwelt. Hier wachsen seltene Orchideen-, Enzian- und Distelarten, darunter zum Beispiel im Bereich des Naturdenkmals Schlüsselberg ca. 20 Pflanzen, die auf der Roten Liste der gefährdeten Pflanzenarten in Baden-Württemberg stehen. Ihre Blütenpracht bietet nicht nur Insekten Nahrung, sondern erfreut auch das menschliche Auge.

Die wenigen noch nicht mit Büschen zugewachsenen Weideflächen würden ohne traditionelle Bewirtschaftung schnell verbuschen. Dabei sollte sowohl dem Artenschutz von Pflanzen und Tieren als auch der historischen Nutzung bestimmter Landwirtschaftsflächen Rechnung getragen werden. Dies bedeutet, dass kleinere Herden(teile) auch ertragsärmere, flächenmäßig kleine Standorte unter festgelegten Auflagen beweidet. Dadurch wird sichergestellt, dass der seltenen und geschützten Vegetation kein Schaden durch zu frühes Abgrasen zugefügt wird. Um auch unrentable Flächen mit kleinen Herden zu beweidet, erhalten die Schäfer finanzielle Unterstützung. Für den »Fleischverlust«, den die Tiere aufweisen, da sie statt nährstoffreichem Wiesenfutter die nährstoffarmen Magerrasengräser abweiden, erhält der Stadtschäfer einen finanziellen Ausgleich aus Förderprogrammen des Landes Baden-Württemberg und aus dem städtischen Schafhaltungsfonds.¹²⁶ Nachdem Edmund Wörner seine Herde auch auf Markgröninger Markung weiden ließ, benötigte der

Stadtschäfer einen Stall. Der 550 qm große und 150 000 Euro teure städtische Schafstall wurde mit 50 % Zuschüssen des Landes Baden-Württemberg errichtet. Mit Hilfe von über 200 sogenannten »Schafpaten« wurden die Kosten für den Stall von Privat- und Geschäftsleuten mitgetragen.¹²⁷ 2002 wurde der im Jahr davor fertiggestellte Stall eingeweiht.

In letzter Zeit erwächst den Schäfern neue Konkurrenz in den Biogasanlagen – neben der bekannten Ausweisung von Streuobstwiesen zu immer neuen Baugebieten. Denn die damit einhergehende Nutzungsintensivierung von landwirtschaftlichen Flächen durch Energiepflanzen, wie beispielsweise Mais, führt zu höheren Pachtpreisen, die wiederum von Landwirten leichter bezahlt werden können, da sie eine größere Wertschöpfung aus der Fläche erzielen. Da die Woll- und Fleischpreise sehr niedrig sind, können die Schäfer seit Jahren nur noch als »Landschaftspfleger« mit Fördermitteln überleben.

Noch in ganz anderer Weise beeinflusste die Schäferei die jüngste Geschichte der Stadt. Im Jahr 1989 schloss Markgröningen mit dem provenzalischen Saint-Martin-de-Crau die erste umweltorientierte Städtepartnerschaft Europas. Sie steht im Zeichen des internationalen Natur- und Landschaftsschutzes, als Pilotprojekt eines europaweiten Verbundsystems. In beiden Städten hat die Schafhaltung eine lange Tradition. Um die Steinsteppe Crau zu schützen und zu erhalten – sie wird von Wanderschäfern seit über 2000 Jahren durchzogen und dient zahlreichen Zugvögeln als Zwischenlandeplatz –, warb die international aktive Stiftung Euronatur um Spenden, mit denen Land aufgekauft werden sollte, um dort weiteren Raubbau (Mülldeponie, Straßen usw.) zu verhindern. Durch das Engagement des Markgröninger BUND-Ortsverbandes sind nun einige Markgröninger Bürger Miteigentümer dieses »Natura 2000«-Schutzgebietes.¹²⁸

Ein Fest für Jung und Alt

Die Stadtchronik berichtet von größeren Änderungen im Jahr 1835 – ein Kinderfest wurde neu ausgerichtet, das sich schließlich zu einem festen Bestandteil des Festes entwickelte. »Um den Kindern unter 14 Jahren an dem Schäferfest ein Vergnügen zu machen so wurde von dem Herrn Helfer [Diakon] Magister Speidel der Vorschlag gemacht, diese – an der Zahl von ungefähr 400 – in den Garten des Rosen-Wirth Stahl zu versammeln und sie dort mit angemessenen Spielen zu beschäftigen. Dieselbe werden im Mastklettern, im Wettlauf und anderen Kindern Spielen und Abwechslung mit Gesängen bestehen. Zu etlicher Ergötzlichkeit soll einem jeden Kind, ohne Unterschied und ohne Ansehen des Standes, 1 Schoppen Wein und 1 Brod verabfolgt werden. Diese Kosten so wie die Prämien für die Kinder, welche in Feder-Rohren, Federmessern, Bleistift-Federn, Pappieren usw., auch Bänder und Tücher etc. bestehen und sich immer auf 20 bis 22 fl. belaufen dürfen, übernimmt zur Hälfte die Stadt und zur Hälfte der Hospital. Auch der Aufwand für das Mastklettern etc. wird von bemeldten Cassen auf gleiche Weise getheilt. Der Gesamtkosten darf sich daher immer auf 44 fl. belaufen. Herr Helfer Magister Speidel wird die Güte haben, die Prämien für die Kinder in Stuttgart auf die wohlfeilste Weise einzukaufen, so wie er auch überhaupt sich erbitten hat, bei diesem Verein die oberste Leitung zu übernehmen.«¹²⁹

Bereits 1780 hatte man in Markgröningen für die Kinder einen Maientag eingeführt, der im Programm und in den Preisen diesem Kinderfest sehr ähnlich war.¹³⁰ Der Maientag schief aus unbekanntem Gründen nach wenigen Jahren wieder ein.¹³¹ Nun wollte



Königspaar und Schülerkönigspaar 1926.



man gut 50 Jahre später ein Fest einrichten, das über eine längere Zeit hinweg Bestand haben sollte. Deshalb wählte man die Verbindung mit dem Schäferfest, an dem die Erwachsenen bereits ihr Vergnügen hatten.

Das Jahr 1835 brachte neben der Schafprämierung und dem Kinderfest noch weitere Neuerungen, die dem Fest zu mehr Attraktivität verhelfen sollten. So engagierte die Stadt »Seiltänzer, Taschenspieler, Phisiker und Mechaniker« zur Belustigung der Zuschauer.¹³² Der Grundstein für den heutigen Vergnügungspark war gelegt. Ferner wurden die teilnehmenden Schäfer und Schäferinnen für den Wettlauf »auf städtische Kosten heuer erstmals auf die geschmackvollste Weise« eingekleidet. Das ließ sich die Stadt 75 Gulden 22 Kreuzer kosten.¹³³

Bis 1960 fand der Schäferlauf immer am Bartholomäustag statt. Die »Nachfeier«, das Kinderfest, gab es am vorausgehenden oder nachfolgenden Sonntag, je nachdem auf welchen Wochentag der 24. August fiel. Dem Wunsch der Schäfer, das Leistungshüten und den Wettlauf auf ein Wochenende zu verlegen, entsprach die Stadt im Jahr 1961. Dem Charakter eines Kinderfestes, den die Nachfeier immer gehabt hatte, wurde 2003 mit der jüngsten Programmänderung am Sonntag Rechnung getragen. Unter dem Motto »Schäferfest auf dem Stoppelfeld« wurde nun die szenische Theateraufführung der Gründungsgage mit verschiedenen Staffelspielen für Kinder und Erwachsene verwoben.

Sinkende Teilnehmerzahlen bei Kindern und Jugendlichen führten zum Ende des traditionellen Kinderfestes. Warben früher die in Markgröningen wohnenden Lehrer bereits lange vor den Sommerferien bei der Schuljugend um Wettkämpfer, so fehlt den auswärts wohnenden Lehrern heute häufig der enge Bezug zum Heimatfest, und das Rühren der Werbetrommel durch die Stadt war zu »unpersönlich« und zeigte immer weniger Erfolg. Von 2012 an wird es sonntags auf dem Stoppelfeld ein komplett anderes Programm und keine Wettspiele mehr geben.

Die Wettspiele im Fokus: Wassertragen, Habnentanz, Sacklaufen, Stelzenlaufen

Nach 1850 kam es zu ersten Neuerungen beim Geschehen auf dem Stoppelfeld. Man suchte nach publikumswirksamen Attraktionen. Wettspiele, bei denen »Missgeschicke« der Teilnehmer programmiert sind, über die das Publikum dann herzlich lachen kann, boten sich an. Der Gemeinderatsbeschluss zur Einführung des Wassertragens im Jahr 1860 macht diese Intention deutlich. Man wollte »zur Erhöhung des Vergnügens auswärtiger Festbesucher ein Wettlaufen von Mädchen mit gefüllten Wassergölten frey auf dem Kopf getragen« veranstalten.¹³⁴

Für diese Disziplin gab es einen praktischen Hintergrund. Damals hatten die Damen darin noch Übung, galt es doch, das Wasser an öffentlichen Brunnen zu holen und nach Hause zu tragen, solange noch keine Wasserleitungen verlegt und keine privaten Anschlüsse in den Häusern installiert waren. Bei diesem Wettbewerb eilen die Frauen mit einem wassergefüllten Holzkübel auf dem Kopf über das Stoppelfeld. Es erfordert einige Geschicklichkeit, wenn der Kübel nicht vor dem Ziel zu Boden fallen soll. Wer als Erste das Wasser in den am Ziel aufgestellten Zuber schüttet, ist Siegerin. Dieser Wettkampf war ein geographisch weit verbreiteter Brauch, von dem zahlreiche mittelalterliche Quellen berichten.¹³⁵

Sehr viele Darstellungen veranschaulichen das Geschehen auf dem Stoppelfeld. So illustrierten Holzschnitte in Familienblättern und Zeitschriften Berichte über den Schäferlauf; sie waren im 19. Jahrhundert zu Tausenden im deutschsprachigen Raum

im Umlauf.¹³⁶ Interessanterweise werden als Motive vornehmlich die Wettbewerbe der weiblichen Teilnehmer aufgegriffen, sei es der Lauf oder das Wassertragen. Vom Sacklaufen und Mastbaumklettern der Jungen und Männer ist lediglich eine einzige Darstellung bekannt.¹³⁷

Hahnentänze gibt es in Verbindung mit den unterschiedlichsten Volksbräuchen, denn der Hahn ist sowohl Wettvogel als auch Symbol der Fruchtbarkeit. So gab es den Tanz bei Ernte-, Kirchwei- und Kinderfesten, bei der Gesellentaufe oder in Verbindung mit Fastnachtsbräuchen. Er gehört in die Tradition der mittelalterlichen Preistänze, die zur Volksbelustigung stattfanden und sich in Geschicklichkeitstänze und Tänze mit Zufallsgewinn unterscheiden.¹³⁸

Der Hahnentanz hat in Markgröningen eine lange Tradition. Er wurde nach unterschiedlichen Spielregeln getanzt. Um 1780 stand der Tanz am Maientag als Wettbewerb für Kinder auf dem Programm, jedoch mit Zufallsgewinn.¹³⁹ Ausführlich beschrieb Johann Friedrich Blum den Festtag.¹⁴⁰ Auf einen Wettlauf folgte der Hahnentanz. »Wann dieser Actus [der Wettlauf] vorbei, so tanzen die Kinder der ehrbaren Honoratorium um einen in die Erde gepflanzten Stock herum, auf dem ein mit Bändchen gezierter Han und eine Pistol nebst einer langen Lunte daran, welcher an einem Ende angezündet und fortklimmt, bis die Pistol losschieset. Unter diesem Tanz hält eines von den tanzenden Pärlein einen Maienzweig in der Hand, und dieser Zweig wechselt von Paar zu Paar, und welches Pärlein nun den Zweig in der Hand hat, wann die Pistol knallt, das gewinnt den Hahn und die Bänder.«

In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren Hahnentänze vornehmlich mit Zufallsgewinn vor allem bei ländlichen Festen in Ennabeuren, Haid und Boms zu finden.¹⁴¹ Der Festbesucher konnte sich als Tänzer aktiv beteiligen. Beim Markgröninger Hahnentanz geht es jedoch um Geschicklichkeit, für die Tänzerin ebenso wie für den Tänzer. Im Jahr 1863 wurde diese »Belustigung« erstmals aufgeführt. »Da aber über die Art und Weise der Ausführung dieser nur dem Namen nach bekannten Volksbelustigung hier nichts bekannt, so hielt man für angemessen, von Dusslingen, Oberamt Tübingen, woselbst der Hahnentanz alljährlich stattfindet, ein tanzendes Paar kommen zu lassen, welches neben Vergütung der Reisekosten, neben vollständiger Kostenreichung ein Taggeld von 1 fl. über die Dauer der Reise und des Aufenthalts hier zugeführt wurde.«¹⁴² Als Preis für das beste Paar wurden sechs Gulden sowie der Hahn samt Korb festgelegt. Auch die Aufteilung des ersten Preises unter den beiden Gewinnern bestimmte der Gemeinderat: Von den sechs Gulden sollte der Tänzer vier erhalten, die Partnerin lediglich zwei sowie den auf einen Gulden geschätzten Hahn samt Korb.¹⁴³

Anscheinend machte das Dusslinger Tanzpaar seine Sache sehr gut und der Hahnentanz entsprach dem Publikumsgeschmack. 1869 wurde sogar eine einheitliche Tracht für die Tänzerinnen angeschafft.¹⁴⁴ Der Tanz sorgte für allgemeines Volksvergnügen. 1882 verschwand er jedoch vom Programm. Erst 1927 wurde er erneut und mit festem Platz aufgenommen. Nun stand mit dem Schäfertanz eine feste Gruppe an Teilnehmern zur Verfügung.

Zum Hahnentanz spielt der Markgröninger Musikverein den »Walzer zum Schäferlauf«, komponiert von Hilmar Mückenberger (1855–1937), einem vogtländisch-erzgebirgischen Volksmusiker. Das aktuelle Arrangement setzte Gilbert Haney, Dirigent des Markgröninger Musikvereins.¹⁴⁵ Bei diesem Tanz gehen heute acht Paare im Kreis um eine Art Galgen, auf dem ein lebender Hahn in einem mit Blumen geschmückten Korb sitzt. Seitlich hängt an einem waagrechten Balken eine Holzscheibe, auf der ein mit Wasser gefüllter Becher steht. Im Walzertakt tanzen die Paare dann unter den



Die Disziplin »Wassertragen« war bei den Markgröningerinnen immer hart umkämpft, denn die als Preise ausgegebenen Tischdecken und Leintücher waren ein wichtiger »Beitrag« zur Aussteuer.



Der 1927 wieder eingeführte Habmentanz.

Galgen. Der Reihe nach fassen die Burschen ihre Mädchen und heben sie hoch, damit sie mit dem Kopf den Becher auf der Scheibe kippen können. In einer zweiten Runde stemmen die Mädchen ihre Tänzer hoch. Siegerpaar ist, wer am besten im Walzertakt bleibt und den Becher umstößt, ohne selbst dabei nass zu werden. Als Preis erhält das siegreiche Paar je ein Schaffell und den Hahn.

Beim Sacklaufen behindern die Säcke die Fortbewegung auf dem unebenen Stoppelacker, was zu Stürzen führen kann und die Zuschauer zum Lachen bringt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beteiligten sich Männer an diesem Wettkampf, heute wetteifert hierin nur noch samstags die Jugend. Ebenso erfordert es einige Geschicklichkeit, mit Stelzen über das unebene Stoppelfeld zu laufen. Als Wettkampf für Jedermann stand diese Disziplin von 1882 bis 1926 auf dem Programm. Seit 1998 findet das Stelzenlaufen wieder statt.¹⁴⁶

Der Festzug

Bereits die Schäfer zogen mit Musik zum Stoppelfeld und wieder zurück. Damit wollten sie auf ihr Spektakel aufmerksam und nach dem Lauf den neuen König bekannt machen. Traditionelle Instrumente waren die in allen Festbeschreibungen erwähnten Sackpfeifen und Schalmeien, die auf zahlreichen romantisierenden Abbildungen von musizierenden Schäfern zu sehen sind.¹⁴⁷ Die Schäfermusiker, deren Zahl variieren konnte, waren traditionell von der Zunft angestellt, um während des Festes an bestimmten Stellen in der Stadt zum Tanz aufzuspielen oder ein Ständchen darzubringen. Deshalb heißen sie auch »Ladenpfeifer«, da sie früher aus der Zunftlade bezahlt wurden, in der die Schäfer neben wichtigen Dokumenten auch das ihrer Berufsvereinigung gehörende Geld aufbewahrten.

Um die Schäfermusik »zünftig« einzukleiden, ließ die Stadtpflege erstmals im Jahr 1887 Kostüme aus.¹⁴⁸ Diese Tradition wurde beibehalten, bis die Stadt letztendlich eigene Kostüme anschaffte. Heute erinnern neben dem Namen auch noch die traditionellen Instrumente an den Ursprung der Musikgruppe. Die 2008 wieder eingeführte alemannische Sackpfeife und mittlerweile auch eine Schalmei lassen traditionelle Weisen sowie Volkslieder in »historischem Sound« erklingen. Etwa das Lied »Lustig ist das Zigeunerleben«, das auch als »Markgröninger Nationalhymne« bezeichnet wird, da es an den Necknamen »Zigeuner« erinnert.

Darüber hinaus versuchte man den traditionellen Festumzug mit zusätzlicher Musik und weiteren Gruppen attraktiver gestalten. Waren es ursprünglich lediglich die Schäfer und ihre Ladenpfeifer gewesen, die zum Stoppelfeld zogen, wurden sie um 1800 von der Stadtmiliz, Honoratioren und Schaulustigen begleitet. Im ausgehenden 19. Jahrhundert kam mit Feuerwehr, Musik, Ehrengästen und Honoratioren, Festreiter, Schäferinnen, Schäfern und Preisträgern sowie weiteren Wettlaufteilnehmern, Kriegerverein und den Lateinschülern ein ganz ansehnlicher Festzug zusammen.¹⁴⁹ Um 1900 gab es im Festzug bereits den Grafen von Gröningen hoch zu Ross mit seinem Gefolge zu bewundern. Die Zeitungsberichte lobten den »historischen Festzug« am Schäferfest.¹⁵⁰ Der Umzug belegte augenfällig die bedeutende Geschichte und die frühere Stellung Markgrönings. Die Stadt machte Schlagzeilen in der Tagespresse und genoss das frühere Ansehen einer Amtsstadt.

Für den musikalischen Rahmen hatte die Stadt nicht nur traditionsgemäß eine Schäfermusik engagiert, sondern zusätzlich die Musikkapelle des 2. Schützenbataillons Infanterie-Regiment 13 Ludwigsburg, die dann auch auf dem Rathaus und in



*Der Festzug vor dem Rathaus auf dem Marktplatz,
auf dem noch Verkaufsstände stehen (um 1930).*

bestimmten Gasthäusern zum Tanz aufzuspielen hatte und von den Tanzpaaren für die Musik direkt entlohnt wurde.¹⁵¹ Die Musiker des 1920 gegründeten Musikvereins mussten sich hingegen zunächst mit dem Aufspielen zum Tanz in verschiedenen Gaststätten begnügen. Den ersten Einsatz hatten sie im Jahr 1922: morgens beim Choralblasen und abends beim Tanz.¹⁵² Seinen Platz im Festzug hat sich der Verein gegen die Konkurrenz der Ludwigsburger Militärkapelle hart erkämpfen müssen. Das städtische Angebot, als zweite Kapelle im Festzug zu spielen, lehnte der Verein 1926



Die traditionelle Schäfermusik, deren instrumentale Besetzung und Anzahl variiert, hier noch mit alemannischer Sackpfeife (1900).

und 1927 ab. Nach zähen Verhandlungen spielten seine Musiker dann in den Jahren 1928 bis 1930 bei der Nachfeier, also nur am zweiten Festtag. Als 1931 die Militärkapelle durch einen Auftritt auf dem Truppenübungsplatz in Münsingen verhindert war, wurde als Ersatz der Ludwigsburger Orchesterverein verpflichtet, denn der Gemeinderat befand die Qualität des Musikvereins als erste Festmusik für nicht gut genug.¹⁵³ Ein erneuter Vorstoß des Vereins brachte 1932 endlich den gewünschten Erfolg: er avancierte zur ersten Kapelle an beiden Festtagen.¹⁵⁴ Ein Vertrag mit der Stadt brachte ihm im Jahr 1935 auch die Bezeichnung »Musikverein Stadtkapelle« ein.

Ferner versuchte die Stadt, die Bürgerschaft stärker einzubinden. Noch im Gründungsjahr 1896 ging Stadtschultheiß August Schmalzried auf den Turnverein zu und warb erfolgreich um Mitwirkung. Der Verein suchte natürlich Gelegenheiten, das Können seiner Mitglieder zu präsentieren. Neben Stelzenläufern im Festzug boten die Turner auch Gerätevorführungen auf dem Stoppelfeld, und die Damenriege führte einen Reigen auf.



Der Erntewagen des landwirtschaftlichen Vereins im Jahr 1927.



Mitglieder des Obst- und Weinbauvereins mit der Kalebstrabe im Jahr 1929.

Im Jahr 1907 sah man erstmals festlich geschmückte Wagen im Festzug, einer davon war der Erntewagen des landwirtschaftlichen Vereins.¹⁵⁵ Karl Elser, Karl Haag und Christian Ritz, die »Väter« des Erntewagens, verwendeten einen Garbenwagen, der mit seinen langen Leitern die nötige Größe besaß. 1922 fuhr der Erntewagen als einziger im Festzug und erhielt im Jahr 1931 erneut eine Sonderstellung zugesprochen, als der Gemeinderat beschloss, nur den landwirtschaftlichen Ortsverein zur Stellung eines Festwagens einzuladen, »andere Vereinigungen aber aus Kostengründen hiezu nicht zu veranlassen«.¹⁵⁶ Die Gestaltung des heutigen Erntewagens geht auf den Sattlermeister Wilhelm Single zurück. Verwendete man früher aus ästhetischen Gründen unterschiedliches Getreide, so kommen jetzt fast nur Weizen und Hafer zum Einsatz, denn bei der heute angebauten Gerstensorte sind mittlerweile die Stängel so kurz und Roggen wird in unserer Gegend kaum angebaut.¹⁵⁷ Für den Schmuck des Wagens sind 250 bis 300 Weizengarben sowie 50 bis 80 Hafengarben für die Girlanden erforderlich. Seit 1949 gestaltet ihn die Landjugend.¹⁵⁸ Schon Jahrzehnte sieht man den wiederholt mit Preisen ausgezeichneten Wagen auch beim Bietigheimer Pferdemarkt und seit 2002 regelmäßig beim Festzug zum Cannstatter Volksfest.

Der Markgröninger Gewerbe- und Handelsverein hatte traditionell einen Festwagen für den Festzug zu stellen. Die Wagen zeigten ganz unterschiedliche Themen. Dann griff der mittlerweile in Bund der Selbständigen umbenannte Verband 1987 auf Vorschlag von Karlheinz Tönnies den Spitznamen der Markgröninger auf und rief die Gruppe der Zigeuner ins Leben. Der Zigeunerwagen gehört seitdem zu den viel beachteten Höhepunkten des Umzugs.

Selbst im protestantischen Württemberg war im 19. Jahrhundert die Verehrung des heiligen Urban als Patron der Weingärtner stark verbreitet. Kein Wunder, dass der Winzerverein mit dieser Figur den Festzug 1906 belebte. Im Folgejahr stellte er zusätzlich auch einen festlich geschmückten Wagen. Seit seiner Gründung im Jahr 1926 nimmt der Obst- und Weinbauverein am Schäferlauf teil. Seine Mitglieder tragen die Kalebtraube, die bereits das 4. Buch Mose erwähnt: Unter den zwölf Kundschaftern, die Mose aussandte, um das Land Kanaan zu erkunden, waren auch Kaleb und Josua. Die Männer berichteten nach ihrer Heimkehr von einem Land, in dem Milch und Honig fließt, und brachten als Beweis eine Weintraube mit, die man »zu zweien auf einer Stange trägt«.

Bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war ein Großteil der Markgröninger Vereine beim Festzug und in das Geschehen auf dem Stoppelfeld eingebunden: Feuerwehr, Fußballverein, Landwirtschaftlicher Verein, Liederkranz, Musikverein, Radfahrer-Club, Turnverein sowie der Obst- und Weinbauverein, die Landwirte, dazu noch einzelne Berufsgruppen der Handwerker und die Schüler – sie alle waren selbst ein Teil des Festprogramms. Auch nach dem Krieg bestand der Festzug aus Markgröningern, mit Ausnahme der Schäfer, und die Aufführungen auf dem Stoppelfeld wurden überwiegend von der hiesigen Bürgerschaft bestritten. In den Jahren 1953 und 1954 lief eine »Ostdeutsche Trachtengruppe aus Neubürgern«¹⁵⁹ im Festzug. Rund 15 Jahre nach dem Krieg war noch alles »selbstgemacht«. Jede Hand wurde gebraucht. So bat die Stadt die Firma Salamander in Kornwestheim, 17 namentlich genannten Personen für ihre Teilnahme am Schäferlauf freizugeben.¹⁶⁰ Die Kinder wuchsen durch die Teilnahme an den Wettspielen der Nachfeier ins Festgeschehen hinein.

Ein Heimatfest ohne Festumzug mit farbenprächtigen Gruppen und Musikkapellen ist heute undenkbar, denn die Farben faszinieren und die bekannten Melodien und Rhythmen versetzen die Zuschauer am Straßenrand in Festlaune, die gar manchen

beschwingt mitwippen lässt. In der Manöverkritik des Gemeinderats für 1962 klang an, dass der Besucherstrom am Haupttag unter den Erwartungen geblieben war, da am Sonntag lediglich 25 000 bis 30 000 Besucher gekommen waren.¹⁶¹ Man hatte sich mehr erhofft, nachdem der Schäferlauf nun an einem Wochenende stattfand.

Der Festzug wurde mit der Zeit immer klingender, bunter und länger, auch nahmen jetzt auswärtige Gruppen teil.¹⁶² Nachdem der Musikverein Stadtkapelle beim Ura-cher Schäferlauf im Jahr 1963 seinen Auftritt gehabt hatte, kam es zum Gegenbesuch. Die Schäferlaufstädte Bad Urach und Wildberg schickten Fahnenabordnungen, der Fanfarenzug der Stadt Urach und ihre Festspielgruppe »D'Schäferlies« kamen noch im selben Jahr. Gruppen aus den Schäferlaufstädten sind seither regelmäßig zu Gast.

Bestand der Samstagsumzug im Jahr 1962 aus 28 einheimischen Gruppen, wuchs er bis 2011 auf 47 an, worunter 20 von auswärts kamen. Nach dem offiziellen Teil musizieren seit eh und je die Vereine in der Altstadt und unterhalten die Besucher mit Tänzen. Der aus zahlreichen Vereinen, Musik- und Figurengruppen zusammengesetzte Festzug bildet deshalb heute einen weiteren Publikumsmagneten. Stolz sind die Markgröninger auch darauf, dass keine motorisierten Festwagen im Festzug fahren und dass das Stoppfeld nicht mit Werbebänderolen umgrenzt ist.

Das Festspiel: »Der treue Bartel«

Vielleicht wurde durch die Lektüre des anschaulichen und bereits mehrfach zitierten Artikels über den Schäferlauf, den Paul Lang 1890 in der Zeitschrift »Die Gartenlaube« veröffentlicht hatte, die Idee eines Theaterstücks geboren. Dort heißt es: »Vielleicht könnte das Fest belebt und veredelt werden, wenn man sich entschließen würde, mit dem ›Lauf‹ eine dramatische Aufführung zu verbinden. Ich meine, die Geschichte ›vom treuen Barthel‹ wäre ein dankbarer Stoff für ein Volksschauspiel! Wer wagt sich daran?«¹⁶³

Im April 1897 nahm Stadtschultheiß August Schmalzried an einer Turnrats-sitzung teil und warb um Laienschauspieler, »da er von einem früher hier angestellten Herrn Praezeptor [Lehrer an der Lateinschule] ein Theaterstück besitze, welches den Ursprung des Schäferlaufs wiedergebe«. Die Turner konnten sich jedoch nicht durchringen, das Stück aufzuführen.¹⁶⁴ Über die Gründe kann man nur spekulieren, jedenfalls lag das Vorhaben zunächst einmal auf Eis.

Pfarrer Albert Esenwein griff den Festspielgedanken wieder auf. Denn er wollte im Jahr 1909 den 600. Geburtstag des Schäferlaufs würdig feiern. Die Württemberger Zeitung vom 25. August 1908 berichtete sehr ausführlich auf der ersten Seite über das Heimatfest, das demnach »schon 599 Jahre alt« sein sollte. Der Artikel schilderte detailliert die Predigt von Diakon Esenwein über die Sprüche Salomons und die Sage vom treuen Bartel. Esenwein hatte sich von Berufs wegen seit seinem Amtsantritt 1904 mit der Gründungssage des Schäferlaufes auseinandersetzen müssen, denn der zweite Stadtpfarrer hielt traditionsgemäß die Schäferlauffpredigt über den »guten Hirten«. ¹⁶⁵ In seiner Predigt erinnerte er nun daran, dass »nächstes Jahr der Schäferlauf vermutlich das 600. Mal gefeiert werde«. ¹⁶⁶ Auf welcher Basis Esenweins Berechnung fußte, bleibt unklar. Sicher ist, dass es 1308 noch gar keine landesherrlichen Schäferien gab. Schafe hielt man für den Eigenbedarf.

Ist dieses Schäferlauf-Jubiläum auch in den Bereich der Fiktion zu verweisen, so ist es doch eine Tatsache, dass Esenwein für den Geburtstag ein Festspiel schrieb, das zur Aufführung kam. ¹⁶⁷ Das war »das erste Mal, [dass] am Sonntag vor Schäferlauf

eine Schäferlauffestaufführung gegeben wurde«. ¹⁶⁸ Inwieweit Eisenwein bei der ersten oder zweiten Textfassung auf das Manuskript des Markgröninger Lateinlehrers zurückgegriffen hatte oder ob er sie ganz neu geschrieben hat, lässt sich heute nicht mehr klären. ¹⁶⁹

Die zweite Fassung des Theaterstücks von 1913 weist ein paar Änderungen auf. Neben der Stiftung des Schäferfestes wird auch erklärt, wie die Verbindung zwischen Markgröningen und der Reichssturmefahne zustande kam. Ebenfalls tauchen neu weibliche Sprechrollen auf. ¹⁷⁰ Natürlich stellte der Jünglingsverein unter seinem Vorsitzenden Albert Eisenwein für das Theaterstück die sieben männlichen Sprechrollen. Auf der Suche nach Schauspielerinnen wurde man bei der Damenriege des Turnvereins fündig. Der Turnausschuss stimmte unter der Bedingung zu, dass ein Teil der zu erwartenden Eintrittsgelder dem Verein zufluss. ¹⁷¹



Dieses Plakatmotiv warb von 1949 bis 1955 für den Schäferlauf.



Das von Erich Tomschik entworfene Plakat war von 1956 bis 1993 in zwei Farbvarianten im Einsatz.

Vermutlich 1913 wurde »Der treue Schäfer in Markgröningen« zu dem uns heute bekannten Theaterstück »Der treue Bartel«. ¹⁷² Die Hauptpersonen im Festspiel sind: Kaiser, Graf von Gröningen, Vogt, Schäfer Bartel, Schäferknecht Johann, Francesco (der Kammerdiener des Grafen), Koch, Rossknecht, Kätterle (Bartels Tochter), Rickele (ihre Freundin), Landsknechte, Bauernmädchen, Kinder und Volk. Nach dem Ersten Weltkrieg stellte der Turnverein mit dem Fußballverein zusammen die Akteure für das Theater und um Jahr 1927 wurde ein eigenes Ensemble ins Leben gerufen, das bis 2010 in der Stadthalle den »treuen Bartel« in der Originalfassung zur Aufführung brachte. ¹⁷³ Karl Hetterich und Christian Stierle, beide Initiatoren des heutigen Mark-

gröninger Schäfertanzes, werden als erste Festspielleiter genannt. Die Kostüme ließ die Stadt in Stuttgart aus, die Kulissen beim Turnverein. Seit 1953 werden Szenen aus dem Stück samstags zum Auftakt des Wettstreits auf dem Stoppelfeld gespielt. Das kurze Theaterstück führt die Besucher in die Entstehung des Festes ein.

Die Zeiten ändern sich, der Stoff bleibt jedoch der gleiche. Aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums wurde im Oktober 2009 »Barthel. Das Musical« in Markgröningen welturaufgeführt. Die Texte und Musik stammen von Stadtmusikdirektor Georg ter Voert, dem engagierten Leiter der Stadtkapelle Markgröningen. Es war eine Gemeinschaftsproduktion vom Festspiel »treuer Bartel« und dem Markgröninger Musikverein. Die überwältigende Resonanz ließ den Gedanken reifen, musikalische Elemente in die etwas »angestaubte« Bühnenfassung von 1913 zu integrieren. So brach 2011 eine neue Ära an. Neben szenischen und textlichen Modernisierungen sangen einige Darsteller ausgewählte Songs aus dem Musical. Deshalb waren für das Kätterle und Rickele nun Schauspielerinnen mit Gesangstalent gefragt. Die neu geschaffene Figur des Burgkaplans ersetzte den Koch und bekam ebenfalls die Rolle eines der Bösewichte übertragen. Unter dem Markgröninger Regisseur Matthias Eckert wurde auch am schauspielerischen Ausdruck der einzelnen Rollen kräftig gefeilt. Mit großem Erfolg ging die Neuinszenierung 2011 über die Bühne.

Der Markgröninger Schäfertanz

Das Vorbild für den heutigen Markgröninger Schäfertanz lieferte der Schäferreigen, der seit 1911 in Rothenburg ob der Tauber im Rahmen des historischen Stadtfestes »Der Meistertrunk« aufgeführt wird. In Markgröningen gab es zwar den Wunsch, die alte Tradition des Schäfertanzes wiederzubeleben, doch hatte man keinerlei Vorstellungen von dem früheren Tanz, weder von der Musik noch von den Figuren. Man schickte daher eine sechsköpfige Delegation nach Rothenburg, um sich die Sache vor Ort anzusehen. Karl Hetterich, Christian Stierle und Karl Zibold jr. vom Turnverein waren mit von der Partie. Mit den Anregungen von dieser »Besichtigungsfahrt« im Gepäck, realisierten sie auf den 24. August 1925 hin den »Markgröninger Schäfertanz«. ¹⁷⁴ Ein Rechtsstreit mit Rothenburg endete mit einem Vergleich. Markgröningen konnten seinen Schäfertanz weiterhin aufführen. ¹⁷⁵ Obwohl der Tanz völlig neu kreiert war, passte er den Nationalsozialisten bestens in das Bild deutschen Brauchtums. 1933 beteiligte sich die Gruppe am Rahmenprogramm des deutschen Turnfestes in Stuttgart. ¹⁷⁶

Tanzten früher die Jungen des Fußballvereins und die Mädchen des Turnvereins miteinander, so gibt es heute eine eigene Schäfertanzgruppe, für die eine Warteliste besteht. Einheitliche Trachten wurden 1939 auf Stadtkosten beschafft. ¹⁷⁷ Die Jungen tragen eine Schäferschuppe, die bei manchen Figuren zum Einsatz kommt. Bis zum Zweiten Weltkrieg durften nur Mädchen mit langen Haaren mitmachen, die zu Zöpfen geflochten waren, und bis in die 60er Jahre mussten sie nach ihrer Heirat ausscheiden. Nach dem Krieg diente der Schäfertanz auch als Sympathieträger im Ausland. Bereits 1950 vertrat die Markgröninger Gruppe die deutsche Tradition bei einem internationalen Trachtentreffen im französischen Brest. ¹⁷⁸

Der Tanz wird heute als Huldigung für das gekrönte Siegerpaar auf dem Stoppelfeld aufgeführt und gehört zu den reinen Konträtänzen, bei denen mehrere Paare zusammen kunstvolle Figuren tanzen, sich aufeinander zu und voneinander weg bewegen



Die Schäfertanz-Gruppe im Jahr 1927.

und in Kreis-, Stern- oder Radform ständig wechselnde Bilder darstellen.¹⁷⁹ Der Vortänzer führt die Gruppe an und kommandiert den Tanz und die Figurenwechsel mit schrillen Pfiffen durch die Finger. Begleitet von der Musik der Stadtkapelle, bewegen sich die Paare in leicht hüpfendem Laufschrift und bilden dabei harmonisch ineinanderfließende Figuren wie Kreise, Sterne, Gassen und Ketten. 17 Minuten dauert dieser schweißtreibende Tanz, der aus insgesamt zwölf Figuren besteht und mit den Hochrufen auf das Königspaar endet.¹⁸⁰ Getanzt, »gehopt« wie die Schäfertänzer sagen, wird nach der Blondin-Polka von Karl Bohm. Bei jeder Aufführung springt der Funke über, das Publikum spendet immer wieder Extrabeifall. Sei es, dass der sportlichen Leistung bei Hitze und/oder matschigem Boden Hochachtung gezollt wird, sei es, dass man sich an seine eigenen Erlebnisse beim Tanz erinnert.

Von Generation zu Generation »vererbt« sich unter den Markgröningern bis heute das Faszinosum »Schäferlauf«. Jahrhunderte alte Tradition verbindet sich mit zeitgenössischer Fest- und Lebensfreude zu einem beeindruckenden Beispiel gelebter Geschichte.

Anmerkungen

Abkürzungen

GRP	= Gemeinderatsprotokoll(e) im Stadtarchiv
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
StadtAM	= Stadtarchiv Markgröningen

- 1 Ludwig Friedrich Heyd: Geschichte der vormaligen Oberamts-Stadt Markgröningen, Stuttgart 1829, S. 152 ff.
- 2 Rudolf Kapff: Der Schäferbarthel von Markgröningen, in: Eugen Diederichs: Schwäbische Sagen, Jena 1926; Winfried Wagner: Ein Schäfer namens Barthel. Eine schwäbische Sage aus dem 14. Jahrhundert nacherzählt, in: Schönes Schwaben, Januar 1987, S. 70–72.
- 3 HStAS H 109 Bd. 1.
- 4 Die Fachleute der Webseite www.heiligenlexikon.de sehen Bartholomäus nicht als Patron der Schäfer an. Der Vita nach ist er Patron der Hirten.
- 5 Wolfgang Jacobeit: Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1961, S. 321.
- 6 Die Stadt hatte das Recht, vier Märkte zu halten: »1. Freytag vor Pauli Bekehrung (25. Januar); 2. Freytag nach Himmelfahrt; 3. Freytag nach Pfingsten oder vor Trinitatis; 4. Den Tag nach Bartholomäi (24.8.)«; StadtAM, Saal- und Lagerbuch 1752, S. 318 ff.
- 7 Die Orte gehörten seit 1485 zum Bistum Worms, dem die Pfalzgrafen bei Rhein sie verkauft hatten. Letztere hatten jedoch Zoll und Geleit behalten. Wegen der geteilten Herrschaft kam es immer wieder zu Streit – und für die Nachwelt zu aussagekräftigen Prozessakten. Vgl. Wolfgang Seiden Spinner: Narrenreich und Mohrenkopf. Zu Perspektiven und Aufgaben der Brauchforschung am Beispiel des Hemsbacher Pfingsttritts, in: Jahrbuch für Volkskunde 21 (1998) S. 139–156.
- 8 Ebd.
- 9 Heyd (wie Anm. 1) S. 154 (Anm. 136).
- 10 Württembergische Landesbibliothek, Handschriftenabteilung, Cod. hist. fol. 432. Die Datierung stammt von Werner Krauß: Die Reutlinger Frischlin-Chronik, in: Reutlinger Geschichtsblätter 9 (1971) S. 71–200, hier S. 77.
- 11 Württembergische Landesbibliothek, Handschriftenabteilung, Cod. hist. fol. 432, fol. 4a.
- 12 Philipp Ludwig Hermann Röder: Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Schwaben, Ulm 1791/92, S. 621 ff.
- 13 StadtAM M 01 Bd. 1618.
- 14 Paul Lang: Markgröningen und der Schäferlauf, in: Die Gartenlaube, Jg. 1890, Nr. 3, S. 556–558.
- 15 2. Mose 32; Hohelied.
- 16 Oxford Bodleian Library, MS Douce 93; vgl. James Marrow: The Golden Age of Dutch Manuscript Painting, New York 1990.
- 17 Oxford Bodleian Library, Douce BB 130.
- 18 Oxford Bodleian Library, MS Douce 8; vgl. John Harthan: Books of Hours and their Owners, London 1977, S. 144 f.
- 19 Der Sage nach im Jahr 1375 bzw. 1393; Jacobeit (wie Anm. 5) S. 228.
- 20 Homepage des Historischen Schäfertanzes Rothenburg ob der Tauber (10.5.2011).
- 21 Theodor Hornberger: Der Schäfer. Landes- und volkskundliche Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland, Stuttgart 1955, S. 145.
- 22 Weltspiegel oder Narren Schiff, darin aller Ständt schandt und laster [...], Basel 1574, S. 221–224.
- 23 Das Original-Synodalreskript wurde im Hauptstaatsarchiv nicht gefunden. Das Zitat stammt aus: Des Herzogthums Wirtemberg Erneuerte Ehe- und Ehe-Gerichts-Ordnung samt Cynsure ecclesiastica, Stuttgart 1687, S. 466.
- 24 David Christoph Seybold: Hartmann, eine Wirtembergische Klostergeschichte, Leipzig 1778. S. 175–181.
- 25 Militzer bearbeitete die Rechnungen des Heilig-Geist-Spitals. Er fand heraus, dass die Ausgaben für die Nestel im Rechnungsjahr 1445 anfielen und nicht, wie bei Heyd (wie Anm. 1,

- 57 HStAS H 109 Bd. 1. Darin befindet sich auch ein Vergleich zwischen den Schäfereien Markgröningen und Pulverdingen (fol. 77).
- 58 StadtAM, Saal- und Lagerbuch 1664, fol. 434 ff.
- 59 HStAS A 228 Bü 1274.
- 60 Wie Anm. 56.
- 61 Reinhardt (wie Anm. 55) S. 13.
- 62 August Ludwig Reyscher: Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze, Bd. 12, 1. Teil, Tübingen 1841, S. 108 f.
- 63 Ebd. S. 235. 64 Ebd. S. 260 ff.
- 65 StadtAM, Saal- und Lagerbuch 1664, fol. 473–482.
- 66 Reyscher (wie Anm. 62) S. 310 f.
- 67 HStAS A 38 Bü 4, fol. 14 und 17. Auch die Metzgerordnung von 1567 hat Artikel zur Schafhaltung; Reyscher (wie Anm. 62) S. 339.
- 68 HStAS A 38 Bü 4, fol. 19. 69 HStAS H 109 Bd. 2.
- 70 Reyscher (wie Anm. 62) S. 826–833.
- 71 HStAS A 602 U 14164–14177.
- 72 Konstantin Huber: Bezirksverwaltung im badisch-württembergischen Grenzraum, Pforzheim 1993, S. 3 f.
- 73 Otto Bickel: Ruit. Geschichte und Gegenwart des Brettener Stadtteils, Bretten 1981, S. 216–219; freundlicher Hinweis von Kreisarchivar Konstantin Huber (Enzkreis).
- 74 HStAS A 228 Bü 1298.
- 75 Leo von Stieglitz: Zünfte in Württemberg. Regeln und Zeichen altwürttembergischer Zünfte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 2000, S. 33 f.
- 76 Ebd. S. 35.
- 77 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 78 Fasz. 950.
- 78 Jakobeits Aufzählung des territorialen Geltungsbereichs ist unvollständig; Jacobeit (wie Anm. 5) S. 258.
- 79 HStAS A 228 Bü 1298. 80 Reyscher (wie Anm. 62) S. 105.
- 81 HStAS A 228 Bü 1298, Qu. 2.
- 82 Karl Weisert: Knittlingen. Geschichte einer Stadt, Stuttgart 1968, S. 79.
- 83 Wie Anm. 77.
- 84 Stieglitz (wie Anm. 75) S. 35.
- 85 Paul Münch: Lebensformen in der Frühen Neuzeit, Frankfurt 1992, S. 432.
- 86 Reyscher (wie Anm. 62) S. 104.
- 87 Stieglitz (wie Anm. 75) S. 34.
- 88 StadtAM, Bürgermeisterrechnung 1693/94.
- 89 HStAS A 228 Bü 1298, Qu. 2 und 10a.
- 90 Ebd. Qu. 3.
- 91 Steinbrenner war wie sein gleichnamiger Sohn von Beruf Bäcker (Auskunft von Hilde Fendrich aus den Kirchenbüchern). In der Akte wird er mehrmals als »Wirt« bezeichnet. Vermutlich betrieb er eine Beckenwirtschaft.
- 92 HStAS A 228 Bü 1298, Qu. 10a. 93 Ebd.
- 94 Jacobeit (wie Anm. 5) S. 257 ff; Heyd (wie Anm. 1) S. 153; Hermann Roemer: Der Markgröninger Schäferlauf, in: Schwäbisches Heimatbuch 1931, S. 55–75, hier S. 62.
- 95 HStAS A 228 Bü 1298, Qu. 10a.
- 96 Ebd. Qu. 12a.
- 97 Reyscher (wie Anm. 62) Bd. 13, 2. Teil, Tübingen 1842, S. 663, 696, 858 ff.
- 98 Ebd. S. 904 ff.
- 99 HStAS A 228 Bü 1298 (Urach); Jacobeit (wie Anm. 5) S. 253 f.
- 100 HStAS A 228 Bü 1298.
- 101 Reyscher (wie Anm. 97) S. 1240.
- 102 Heidenheim stellte seine Festtradition im Jahr 2009 wegen zu hoher Kosten für die Stadt ein.
- 103 HStAS A 228 Bü 1298; Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Ortsakten, Bü 2757.
- 104 Pfarrarchiv Markgröningen, Totenregister (1708).

- 105 Röder (wie Anm. 12), 2. Auflage Ulm 1800, Sp. 741–745.
- 106 StadtAM, Bürgermeisterrechnung 1693/94, fol. 118. Von dem von Morbitzer-Ackermann erwähnten Zunftwappen der Schäfer ist in der Quelle nichts zu lesen; Ute Morbitzer-Ackermann: Die Geschichte des Schäferlaufs, in: Erich Tomschik (Hg.): Der Markgröninger Schäferlauf, Markgröningen 1971, S. 4–31, hier S. 18.
- 107 StadtAM, Bürgermeisterrechnung 1693/94, fol. 117a.
- 108 Ebd.
- 109 StadtAM, Bürgermeisterrechnung 1777/78, Einnahmen: fol. 69.
- 110 Ebd. fol. 102 ff.
- 111 StadtAM M 01 Bd. 1618, fol. 54 ff.
- 112 StadtAM, Chronik Frey, fol. 70a.
- 113 Aufgehoben wurden die Zünfte der Bierbrauer, Fischer, Getreidemüller, Kaminfeger, Perückenmacher, Pflasterer, Salpetersieder, Schäfer, Schiffer, Siebmacher, Weingärtner, Ziegler und Zinkenisten; Regierungsblatt 1818, S. 288–290.
- 114 StadtAM M 01 Bd. 1618, fol. 131 ff.
- 115 StadtAM, Chronik Frey, fol. 162 f.
- 116 StadtAM M 01 Bd. 1618, fol. 131 ff.
- 117 Stöhr oder Ster = unkastrierter Widder; Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 5, Tübingen 1920, Sp. 1732.
- 118 StadtAM, Chronik Frey, fol. 172b.
- 119 Ebd. fol. 323b; GRP 1837.
- 120 StadtAM, Chronik Frey, fol. 322.
- 121 GRP 1858. Das Datum für den Beginn der Schafлотterie bei Morbitzer-Ackermann (wie Anm. 106, S. 28) ist zu korrigieren.
- 122 GRP 1872–1900.
- 123 Der Verband war 1906 gegründet worden. Die Versammlung fand im Goldenen Hahnen statt; StadtAM S 01 Bü 17.
- 124 StadtAM M 12 Bü 23.
- 125 Sebastian Mayer: Schäfer und Schafhaltung in Schwaben, Oberschönenfeld 1999, S. 84 f.
- 126 Zahlreiche Auskünfte zur Landschaftspflege erteilte Geertje Binder, Naturschutzbeauftragte der Stadt Markgröningen.
- 127 Die Umweltstiftung von Stuttgarter Hofbräu sowie die Stiftung Umwelt- und Naturschutz der Kreissparkasse Ludwigsburg stifteten insgesamt 25 000 DM.
- 128 Natururlaub rund um Saint-Martin-de-Crau. Reiseführer zur umweltorientierten Städtepartnerschaft von Markgröningen und St.-Martin-de-Crau, hg. v. d. Stadt Markgröningen, 2. überarb. Auflage, Markgröningen 2003.
- 129 StadtAM, Chronik Frey, fol. 283 ff.
- 130 Literaturarchiv Marbach, »Tagebuch meines Lebens« von Johann Friedrich Blum im Nachlass Hölderlin, Bd. 1, S. 477 f.
- 131 Bereits 1784 werden in den Rechnungen keine Ausgaben mehr verbucht. Im Stadtarchiv gibt es außer dem Zitat in der Chronik keine Quellen zur Entstehung des Kinderfestes.
- 132 StadtAM, Chronik Frey (1835), fol 283.
- 133 Ebd. fol. 323b.
- 134 Schad (wie Anm. 52) S. 115 f.
- 135 Hornberger (wie Anm. 21) S. 140.
- 136 Ein Beispiel ist der Artikel von Paul Lang in der Zeitschrift Gartenlaube (wie Anm. 14).
- 137 Diese Gouache hängt im Museum Wimpelinhof.
- 138 Wulf Wager: Der Hahnentanz in Württemberg und Baden, in: Musik in Baden-Württemberg 1 (1994) S. 77–94.
- 139 Wie Anm. 130, Bd. 2, S. 242. 140 Ebd. Bd. 1, S. 477 f.
- 141 Anton Birlinger: Wörterbüchlein zum Volksthümlichen aus Schwaben, Freiburg im Breisgau 1862, Nr. 278–281.
- 142 GRP 1863, fol. 31a. 143 Ebd.
- 144 GRP 1869, S. 189.
- 145 Gilbert Haney war von 1968 bis 1979 Dirigent des Musikvereins.

- 146 Mastklettern: zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bis Mitte 1970er Jahre; Ringstechen der Reiter: 1950er Jahre; Eierlaufen: 1925 bis 2002.
- 147 Der Dudelsack und die Schalmel sind seit Jahrtausenden in der Volksmusik im Einsatz, sie wurden jedoch auch am Hof von professionellen Musikern gespielt.
- 148 GRP 1887, fol. 59.
- 149 Lang (wie Anm. 14) beschreibt 1890 den Festzug: »Nach dem Trommler kommt eine Abteilung der Feuerwehr, es folgen die Festreiter, von welchen einer auf dem Festplatz außerhalb der Stadt seine Rolle zu spielen hat. Dem Festreiter folgt die Musik. Nun kommen die Ehrengäste und die Mitglieder der Kollegien. Ihnen folgt die Schäfermusik, dann die Kronenträger, hierauf die älteren Schäfer (welche nicht mitlaufen) mit Fahnen, Schäferschippe und Preisen, dem Preishammel und dem Preismutterschaf, dann die springenden Schäferinnen und Schäfer, dann die Lateinschüler, dann die zwei Preisträger für die Wasserträgerinnen (Jungfrauen), dann die Sackläufer, dann der Kriegerverein. Eine zweite Abteilung der Feuerwehr schließt den Zug.«
- 150 StadtAM M 12 Bü 1.
- 151 Ebd.
- 152 Das Folgende nach: 75 Jahre Musikverein. Festschrift zum Jubiläum 1920–1995, Markgröningen 1995, S. 25; 50jähriges Jubiläum des Musikvereins Stadtkapelle Markgröningen e.V., Markgröningen 1970, S. 10 f.
- 153 GRP 1931.
- 154 GRP 1932.
- 155 Tomschik (wie Anm. 106) S. 175.
- 156 GRP 1931.
- 157 Auskünfte von Marcus Esseln und David Zechmeister, 8.12.2006.
- 158 StadtAM; das GRP von 1949 erwähnt eine Entschädigung für die Jungbauernschaft.
- 159 StadtAM M 12 Bü 32.
- 160 Auch andere Firmen wurden deshalb angeschrieben; StadtAM M 12 Bü 29.
- 161 GRP 1962, S. 203.
- 162 StadtAM M 12 Bü 42.
- 163 Lang (wie Anm. 14).
- 164 Hilde Fendrich: Die ersten 50 Jahre bis zum Ende des 2. Weltkriegs, in: 100 Jahre Turnverein Markgröningen 1896 e.V., Markgröningen 1996, S. 25.
- 165 Lothar Buck: Die beiden Pfarrhäuser neben der Bartholomäuskirche, in: Markgröninger Bauwerke und ihre Geschichte, Bd. 1, Markgröningen 2002, S. 29–40, hier: S. 33.
- 166 Württemberger Zeitung 25.8.1908.
- 167 Petra Schad: Zur Entstehung der Festspielgruppe »Der treue Bartel«, in: 100 Jahre Festspiel »Der treue Bartel«, 1909–2009, Markgröningen 2009, S. 8–28.
- 168 Wie Anm. 164.
- 169 StadtAM V 1 (Turnverein) Bd. 1.
- 170 Wie Anm. 167.
- 171 Wie Anm. 164.
- 172 Wie Anm. 167.
- 173 1926 mietete der Turnverein letztmals die Turnhalle für eine Aufführung (GRP 1926). Im Festprogramm von 1927 ist das Festspiel jedoch erneut aufgeführt. Auch gibt es seit 1927 Rechnungsbelege für die Miete der Kulissen; StadtAM M 12 Bü 21.
- 174 Tomschik (wie Anm. 106) S. 142 ff.; Günter Frank: Gelebte Folklore. 60 Jahre Schäfertanzgruppe in Markgröningen, Markgröningen 1986; 75 Jahre Schäfertanzgruppe Markgröningen. Mehr als nur gelebte Folklore, Markgröningen 2000.
- 175 StadtAM M 12 Bü 10.
- 176 Tomschik (wie Anm. 106) S. 144.
- 177 StadtAM M 12 Bü 106.
- 178 StadtAM M 12 Bü 59; Tomschik (wie Anm. 106) S. 150.
- 179 Hornberger (wie Anm. 21) S. 146.
- 180 Morbitzer-Ackermann (wie Anm. 106) S. 30; Auskunft von Otto Beck, 10.11.2006.

Leben und Sterben im Spiegel des Vaihinger Totenbuchs 1609–1788*

von Manfred Scheck

Jeder Historiker, der sich mit seinen Forschungen in der Zeit zwischen 1550 und 1900 bewegt, stößt über kurz oder lang auf einen Quellenbestand, der einerseits weit verbreitet, andererseits aber besonders spröde ist und deshalb häufig nur als Nachschlageregister für klar umgrenzte Fragestellungen, meist aus dem Bereich der Personengeschichte, benutzt wird: die Kirchenbücher, die früher in allen Kirchengemeinden vorhanden waren, heute aber zumeist in den kirchlichen Archiven bewahrt werden. Dass diese Quellen häufig mehr enthalten als Auskünfte zum Familienstammbaum, ja, dass sie teilweise eine vielseitig befragbare Quelle darstellen, möchte ich Ihnen heute Abend an einigen Beispielen aufzeigen.

Weshalb gibt es Kirchenbücher?

Mit dem Übergang zum Protestantismus, der in Württemberg 1534 offiziell vollzogen wurde, und der Etablierung einer Landeskirche musste der Landesherr, der jetzt auch »Summus episcopus« war, zahlreiche Regelungen treffen, die schließlich unter der Regierung von Herzog Christoph 1559 in der »Großen Kirchenordnung« zusammengefasst wurden. Eine erste Anweisung zum Führen von Kirchenbüchern lässt sich jedoch bereits früher nachweisen: Am 23. April 1558 waren die Pfarrer verpflichtet worden, eine Liste der getauften Kinder zu führen. Diese Einträge sollten als Nachweis der vollzogenen Taufe dienen und waren in erster Linie als Abwehrmaßnahme gegen die im Zuge der Reformation entstandene Sekte der Täufer gedacht, deren Sympathisanten dadurch von einer zweiten Taufe als Erwachsene abgehalten werden sollten, wollten sie nicht als »Wiedertäufer« belangt werden. Außerdem konnte auf dieser Grundlage überprüft werden, ob die Heiratswilligen das vorgeschriebene Mindestalter hatten.

Nur wenig später folgte die Anlage von Ehebüchern und schließlich auch von Totenbüchern. Die ordnungsgemäße Führung der Register wurde bei den regelmäßigen Visitationen der Pfarrer von deren Vorgesetzten überprüft. Während die beiden Kirchenhistoriker Martin Brecht und Hermann Ehmer in ihrem Standardwerk »Südwestdeutsche Reformationsgeschichte« die Ehebücher als Nachweis einer ordnungsgemäßen Eheschließung gemäß der Eheordnung von 1536 bewerten, geben sie keine Begründung für die Anlage eines Totenregisters. Auch eine Anfrage bei der Forschungsstelle Evangelische Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ergab, dass dort »keine Anweisungen oder Anordnungen

* Leicht überarbeitete Fassung des am 10. März 2011 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags. Die stilistischen Merkmale des Vortrags wurden beibehalten. Eine ausführliche Fassung, einschließlich der Quellenbelege, wird im Band 13 der »Schriftenreihe der Stadt Vaihingen an der Enz« publiziert.

zur Führung derartiger Totenregister« bekannt sind. Am ehesten könnte man noch daran denken, dass damit dem gesetzestreuen Bürger ein letztes Recht garantiert wurde, das ihm bei einem Fehlverhalten verweigert werden konnte.

Im Vaihinger Dekanat lässt sich das früheste Totenbuch in Eberdingen nachweisen, das bereits 1557 angelegt wurde. Ab 1583 folgen Nussdorf, Aurich (1596) und Ensingen (1599). In vielen Gemeinden sind diese Bücher jedoch erst aus den Jahren nach dem



Johann Valentin Andreae als Vaihinger Pfarrer in einem Kupferstich aus dem Jahr 1619. Er führte von 1614 bis 1620 das Totenbuch.

Dreißigjährigen Krieg vorhanden. Insoweit kann beim ältesten Vaihinger Totenbuch, das die Einträge der Jahre 1609 bis 1788 enthält, von einem ebenso gewöhnlichen wie außergewöhnlichen Buch berichtet werden.

»Habent sua fata libelli« – Bücher haben ihre Schicksale. Wenn dieses aus der Spätantike überlieferte Wort auf ein Buch zutrifft, das in Vaihingen vorhanden ist, dann

auf das Totenbuch. Dem großen Stadtbrand, der Vaihingen im Jahr 1693 heimsuchte, fielen nicht nur die meisten Gebäude innerhalb der Mauern zum Opfer, er vernichtete darüber hinaus, was den inmitten des Brandes plündernden französischen Soldaten an Kunst- und Wertgegenständen nicht in die Hände gefallen war. Aus dem Brand konnte allerdings eines der Kirchenbücher nahezu unversehrt gerettet werden: das »Liber defunctorum«, das bereits den Brand der Stadtkirche und des Pfarrhauses im Jahr 1618 überstanden hatte. Der voluminöse Band wird heute als besonders wertvolle Rarität im Archiv der evangelischen Kirchengemeinde aufbewahrt.

Das Totenregister zu führen, oblag in Vaihingen den Diaconi, also den zweiten Pfarrern. Die »Inscribenten« erledigten die Eintragungen wohl im Anschluss an die Bestattung, d. h. die Listen geben zunächst das Beerdigungsdatum an; dort, wo sich ein Todesdatum nachweisen lässt, liegt dies jeweils zwei Tage vor dem genannten Datum. Erst ab Juni 1780 wird sowohl der Todestag als auch das Datum des Begräbnisses angegeben, das weiterhin in den meisten Fällen zwei Tage nach dem Todesfall erfolgte.

Verzeichnet wurden nur diejenigen Toten, die auch in der Stadt begraben wurden. So taucht etwa der württembergische Herzog Carl Maximilian nicht auf, der am 9. Januar 1689 zwar in der Stadt starb, jedoch am 7. Februar mit großem Geleit nach Stuttgart überführt wurde.

Für die Kriminalgeschichte sind die Totenbücher jedoch unergiebig, da Verbrecher, die man hingerichtet hatte, kein Begräbnis erhielten. Sie wurden unter dem Galgen verscharrt (»eingelocht«) und sind daher hier ebenfalls nicht aufgeführt, auch nicht der 1760 hingerichtete berüchtigte Räuber und Mörder Friedrich Schwahn, genannt Sonnenwirtle.

Die »Inscribenten«

Dass sich die Vaihinger Pfarrer ihrer Aufgabe mit recht unterschiedlichem Eifer unterzogen, kann nicht verwundern – dies liegt in der Natur des Menschen. Angesichts dieser Uneinheitlichkeit ist der Informationsgehalt der einzelnen Einträge sehr unterschiedlich; der Bogen spannt sich von dem kargen Hinweis auf Sterbetag und Namen eines Menschen bis hin zur Kurzvita.

Generell kann man sagen, dass eine allmähliche »Anreicherung« mit Informationen stattfindet, die um 1730 ihren Höhepunkt erreicht. Gleichwohl bleibt die Frage, für wen die Anmerkungen gedacht waren. Insbesondere die von dem Pfarrer Johann Georg Rück mitgeteilten Auskünfte über den Lebenswandel der Verstorbenen oder über außergewöhnliche Todesumstände legen diese Frage nahe. Wenn der Pfarrer seine negativen Urteile in lateinischer Sprache notierte, rechnete er mit einem »gelehrten« Leser. Am wahrscheinlichsten scheint, dass sich der Schreiber bereits als Chronist verstand, der seine Anmerkungen für ein späteres, historisch interessiertes Publikum niederschrieb. Dass er seine teilweise geradezu rabiaten Unwerturteile nicht nur in Latein, sondern zumeist auch in winziger Schrift niederschrieb, könnte darauf hindeuten, dass ihm bei seinem Tun nicht besonders wohl war.

Leben und Sterben im Angesicht der Kriege

Die »große« Geschichte, mit der wir uns zunächst zu befassen haben, ist nicht zuletzt deshalb aufs Engste in die Stadtgeschichte eingebunden, weil Vaihingen nicht nur Amtsstadt war, sondern auch als Grenzfestung diente und als solche immer wieder

ausgebaut wurde. Die Einträge des Totenbuches zeugen daher von den zahlreichen politischen Wirren und den verheerenden Kriegszeiten, von denen die Menschen betroffen wurden und denen sie weitgehend schutzlos ausgeliefert waren, ohne dass diese Ereignisse direkt angesprochen werden.

Im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) war die Entwicklung besonders schrecklich, als im Oktober 1634 die Sterbezahl sprunghaft anstieg und 1635 einen entsetzlichen Höhepunkt erreichte: In diesem Jahr starben in Vaihingen nicht weniger als 1802 Menschen; im Durchschnitt mussten fünf Tote pro Tag beerdigt werden. Allein am 24. August 1635 verzeichnet das Totenbuch 27 Tote. Innerhalb von 14 Monaten starben hier mehr Menschen als in den 24 Jahren zuvor. Aus dieser Zeit kündet neben den Berichten der Vaihinger Vögte, den Notizen des Ensinger Pfarrers Philipp Ernst Hail und der Bietigheimer Stadtschreiberchronik wohl keine andere Quelle so unmittelbar von den grauenhaften Leiden, denen die Menschen in unserer Gegend durch die Kriegsfurie ausgesetzt waren.

Die Herkunftsorte vieler Toten zeigen, dass jetzt nicht nur Menschen aus der näheren und weiteren Umgebung, sondern aus allen Teilen Deutschlands und aus dem benachbarten Ausland nach Vaihingen verschlagen wurden, um schließlich hier zu sterben. Dabei sind ab 1618 mehrere Wellen von Flüchtlingen zu erkennen, und auch einzelne Flüchtlingsströme lassen sich nachweisen: Im August 1622 kamen viele Menschen aus der Gegend von Bretten in die Stadt, und zwar nach einem Gefecht bei Ölbronn, bei dem das württembergische Aufgebot von den Truppen des kaiserlichen Generals Tilly geschlagen worden war. Im September 1634, also nach der Schlacht bei Nördlingen, die zur vollständigen Vernichtung des württembergischen Landesaufgebots geführt hatte, flüchteten immer mehr Menschen hinter die vermeintlich sicheren Mauern der Stadt, zunächst aus den umliegenden Ortschaften, ab Oktober sogar aus der Oberpfalz, 1635 dann aus dem nordwestlichen Teil des Amtes Maulbronn (von Zaisersweiher bis hin nach Derdingen) und aus dem südlichen Landesteil (Schwenningen).

In der überfüllten Stadt jedoch wurden sie von den Seuchen eingeholt, wie die sprunghafte Zunahme der Sterbefälle ab Oktober 1634 überdeutlich zeigt. Die Fremden starben in den Massenunterkünften – im Armenhaus und in der Kelter, die als Notquartier diente –, aber auch unter freiem Himmel, so vor der Brothütte im Spitalhof. Und der anonyme Tod in der Fremde, bis dahin die seltene und stets vermerkte Ausnahme, wird alltäglich, ja er wird zwischen 1636 und 1638 zum Massenphänomen, so dass die Eintragungen nur noch lauten: 6 Arme, 5 Arme, 7 Arme, 5 Arme, 6 Arme – man dürfte sie jeweils zusammen in ein Grab gelegt haben.

Den Höhepunkt des erbärmlichen Sterbens im oftmals ausgeplünderten Land stellen sicherlich die zahlreichen Hungertoten des Jahres 1637 dar. Insgesamt sterben in diesem Jahr neun Menschen, bei denen unverhüllt steht: »fame obiit« – Hungers gestorben. Bei vielen anderen Toten, insbesondere bei den Kindern, hatte sicherlich der ständige Nahrungsmangel eine generelle Schwächung der Konstitution und damit ein vorzeitiges Sterben verursacht. Auch einstiger Wohlstand schützte nicht vor diesem Schicksal. Kindesaussetzungen, von denen auch die vielen allein umherziehenden Kinder künden, wird man sowohl als Zeichen von Not und Verzweiflung als auch von Verrohung ansehen müssen.

Tote, die durch unmittelbare Kriegseinwirkungen sterben, erscheinen jedoch nur selten. Zunächst werden sieben Vaihinger Bürger verzeichnet, die als Angehörige der Landesauswahl 1622 in dem erwähnten Gefecht bei Ölbronn ihr Leben lassen mussten.



*Ehemaliges Armenhaus der Stadt Vaihingen,
einst in der Bettelgasse (heute Spitalstraße) und vor den Toren der Stadt gelegen.*

Ein Knabe aus Plieningen, »der von Soldaten übel bescheditet worden«, ist Anfang Oktober 1634 das erste in Vaihingen nachweisbare Opfer der kaiserlichen Soldaten, die nach der Schlacht bei Nördlingen in das wehrlose Land eindrangen. Ein junger Bäckerbursche aus Gündelbach war das letzte Kriegsoffer in der Stadt; er wurde im Februar 1638 von Soldaten erschossen.

Ab 1640 geht die Zahl der Toten auf das normale Maß zurück, da viele Fremde wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind und die Zahl der Einheimischen stark abgenommen hat. Lediglich Bewohner aus der nächsten Umgebung, aus Enzweihingen

und Illingen etwa, halten sich noch in der Stadt auf. Zwischen 1648 und 1654 sinkt die Zahl der Toten weit unter den Durchschnitt, ein Zeichen für den starken absoluten Rückgang der Einwohnerzahl.

Die französische Expansionspolitik brachte den Vaihinger Bürgern ab 1672 zunächst erneute Belastungen durch Einquartierungen und Truppendurchzüge. Die kriegerische Besetzung im Jahre 1693 endete mit der fast vollständigen Vernichtung der Stadt. Es war danach nicht einmal mehr möglich, die Toten ordentlich zu begraben. Die Katastrophe, die alle Maßstäbe der bürgerlichen Ordnung sprengte, fand so ihren Niederschlag auch im Totenregister. Aus heutiger Sicht kann man sagen, dass der Untergang in Feuer und Rauch das Gemeinwesen in seiner Entwicklung um Jahrhunderte zurückwarf. Viele der Überlebenden starben 1693/94 an Hunger und Entkräftung. Es kann daher auch nicht verwundern, dass die Sterbezahlen in der entvölkerten Stadt ab 1695 stark zurückgingen.

Soldaten in der Stadt

Nicht nur Kriegshandlungen, sondern auch Truppenzüge brachten im 17. und 18. Jahrhundert Soldaten in die Stadt. Waren bis 1622, in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, lediglich zwei Soldaten und ein Soldatenkind in Vaihingen gestorben, so werden von 1632 bis 1642 nicht weniger als 30 Soldaten sowie fünf Frauen und 14 Kinder aufgeführt, die im Gefolge der Truppen mitgezogen waren. Köln, Paris, Krimitz in Mähren sind unter anderem als Herkunftsorte der Soldaten genannt. Sie geben Kunde davon, dass der Krieg jetzt eine europäische Dimension erreicht hat. In diesem Zusammenhang lassen sich auch einige Regimenter benennen, die in Vaihingen für kurze oder längere Zeit einquartiert waren.

In den unruhigen Zeiten am Ende des Jahrhunderts erschienen wieder Soldaten in der Stadt. Neben zahlreichen Soldaten aus Württemberg erscheinen fränkische, badische, bayreuthische, bayerische, österreichische und sächsische Truppen in Vaihingen. Insbesondere in den Jahren zwischen 1689 und 1693 taucht eine größere Zahl dieser Militärangehörigen in den Sterbelisten auf; 1691 waren sogar rund 25 Prozent aller in Vaihingen Verstorbenen Militärangehörige.

Vor allem in Verbindung mit den häufigen Einquartierungen traten immer wieder Seuchen auf, auch und gerade unter den in räumlicher Enge lebenden Soldaten, wie die erneute Häufung der Todesfälle im März 1735 erkennen lässt. Hier stieg die Zahl der toten Soldaten so weit an, dass sie nicht mehr einzeln im Totenbuch verzeichnet werden konnten; auch dies ein Beleg dafür, dass bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in allen Kriegen mehr Soldaten an Seuchen als bei Kriegshandlungen starben.

Mit den Soldaten tat sich für die Töchter der Stadt ein neuer Heiratsmarkt auf, der auch genutzt wurde: Zahlreiche Mädchen aus Vaihingen, und zwar aus allen Ständen, fanden unter den Soldaten einen Mann. Einige Soldaten blieben auch nach ihrer Dienstzeit (als »Invaliden«) in der Stadt, wie das Totenbuch vermeldet: Ab 1738 tauchen diese ehemalige Soldaten bzw. deren Witwen auf. 1756 stirbt der ehemalige Oboist Johann Jacob Hörner mit 73 Jahren im Armenhaus. Hier wird deutlich, dass die meisten von ihnen im zivilen Leben ein kärgliches Dasein fristen mussten. So etwa Johann Michael Pfaff, der uns erst als Soldat, dann als Tagelöhner und schließlich als Schweinehirt begegnet. Eine Ausnahme stellt der Feldscher Johann

Friedrich Wibbekind dar, dem es gelingt, in die wohlhabende Familie Steinbeis einzuheiraten, und dessen Sohn Philipp Christoph später als Weingärtner erscheint. Mehrere Invaliden wurden als Torwächter bzw. Torschreiber beschäftigt.

Die Entwicklung der Vaihinger Bevölkerung

Eine wichtige Grundlage bietet das Totenbuch für die historische Demographie. Diese will neben der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung drei Hauptfaktoren untersuchen: Heiratsverhalten, Fruchtbarkeit und Mortalität. Zu allen Bereichen finden sich Informationen, wenn auch in unterschiedlicher Quantität und Qualität. Zunächst stellt das Totenbuch eine erstrangige Quelle für die Entwicklung der Bevölkerungszahl Vaihingens dar, da für einen langen Zeitraum die jährlichen Geburts- und Sterbeziffern angegeben sind. Hier wird deutlich, dass die Bevölkerungsentwicklung trotz der hohen Kindersterblichkeit in normalen Zeitläuften einen Geburtenüberschuss aufwies. Dieser wurde lediglich ab 1634 durch die entsetzlichen Kriegsverluste zunichte gemacht. Gleichwohl dauerte es rund ein Jahrhundert, bis die Bevölkerungsverluste ausgeglichen waren. Die Einträge im Totenbuch zeigen jedoch, dass ab 1655 die schlimmsten Jahre vorüber waren, was dazu führte, dass die Einwohnerzahl kräftig anstieg. Die Zahl der Geburten war trotz der immer wieder auftretenden Seuchen stets so hoch, dass in jeder Dekade ein Geburtenüberschuss zu verzeichnen war.

Neben Seuchen waren Wetterunbilden gefürchtet, da ihnen häufig Missernten und Hungersnöte folgten, die die ohnehin prekäre Lage noch verschärften. Ein deutlicher Zusammenhang zwischen Ernährungslage und Totenzahl ist mindestens in einem Fall auch hier nachzuweisen. Mit dem Jahr 1770 begann eine gesamtdeutsche Hungerkatastrophe, die durch den verregneten Sommer ausgelöst wurde und bis zum Jahr 1772 anhielt. Die Zahl der in der Stadt verzeichneten Toten stieg in diesen Jahren von 62 (1769) über 85 (1770) auf 90 (1771), also um fast 50 Prozent.

Heiratsverhalten

Erst mit der Heirat konnten die beiden Eheleute einen eigenen Hausstand begründen; unverheiratete Personen gehörten zum Haushalt der Eltern oder aber ihres Arbeitgebers. Sie erscheinen daher noch im Tod als »Sohn/Tochter des...«, ganz gleich, wie alt sie waren, so etwa Elisabetha Breuninger, die 1775 im Alter von 80 Jahren starb.

Selbst einige Aussagen zum Heiratsverhalten sind aus dem Totenbuch zu gewinnen. Bei Frauen aus der Handwerkerschicht lässt sich ein Heiratsverhalten nachweisen, das den typischen Verhältnissen in den »Produktionsfamilien« des 18. Jahrhunderts entsprach. Zahlreiche Ehen wurden geschlossen, weil Handwerker-Witwen einem jungen Gesellen mit der Einheirat in ihr Geschäft die Gelegenheit zur Etablierung in der Stadt boten und gleichzeitig die Weiterführung des Geschäftes sicherten, das auf die Dauer nicht ohne Meister betrieben werden durfte. So erfahren wir von vielen Frauen, dass sie als zweiten Mann einen Berufskollegen ihres ersten heirateten. Dass dabei mitunter ein beträchtlicher Altersunterschied zwischen den Ehegatten bestand, war nichts Ungewöhnliches; für uns mag es aber doch erstaunlich sein, wenn die Frau wesentlich älter war als ihr Mann. In einem Fall können wir einen Unter-

schied von zehn Jahren, in einem andern gar von 25 Jahren nachweisen, und Hans Michael Nunn war nicht weniger als 40 Jahre jünger als seine Frau Anna (gleichwohl starben beide innerhalb von zwei Tagen).

Zwei solcher Fälle begegnen uns bei den Kleemeistern. Emanuel Fritz war 16, vielleicht auch 17 Jahre jünger als seine Frau. Paul Carle, der 1754 als Kleemeister nach Vaihingen kam, hatte als erste Frau die Scharfrichterswitwe Felicitas Schepperlin aus Großbottwar geheiratet, die nicht weniger als 29 Jahre älter gewesen war; jetzt aber heiratete er eine 18 Jahre Jüngere. Der hier erkennbare Hintergrund: Bei der Besetzung von städtischen oder staatlichen Ämtern war es durchaus üblich, ja wurde sogar erwartet, dass ein Amtspirant eine unversorgte Tochter oder die Witwe des Amtsvorgängers heiratete.

Kinder- und Säuglingssterblichkeit

Da das Sterberegister zum überwiegenden Teil den Tod von Kindern verzeichnet, müsste es eigentlich den Titel »Kinder-Totenbuch« tragen. Die vom ersten Jahr der Aufzeichnungen an zu beobachtende hohe Kindersterblichkeit bleibt durchgängig bestehen. Unter den 183 Toten des Jahres 1609 finden sich 88 Verstorbene, die als »Kinder« bezeichnet werden, was einem Anteil von 51,5 % entspricht. Unter den bis zum Jahr 1654 Verzeichneten waren 46,8 % aller Toten »Kinder«; ihr Anteil an den Verstorbenen schwankt zwischen 31,1 % im Jahr 1638 und 89,5 % im Jahr 1642. Im gesamten hier betrachteten Zeitraum waren nicht weniger als 54,7 % aller Toten Kinder im Alter unter 15 Jahren. Und hier lautet der eindeutige Befund: Kindersterblichkeit betraf in erster Linie die Kinder vor Erreichen des zweiten Lebensjahrs; in dieser Kategorie finden sich 68,6 % aller verstorbenen Kinder. Man wird daher besser von »Säuglingssterblichkeit« als von »Kindersterblichkeit« reden, um das Phänomen korrekt zu benennen.

Uneheliche Geburten waren im betrachteten Zeitraum offensichtlich recht zahlreich. Im 18. Jahrhundert wurden häufig Soldaten als Kindsväter genannt; das konnte der Wahrheit entsprechen, konnte aber auch eine bequeme Ausrede sein, da eine Nachforschung in diesen Fällen kaum möglich war. Dass viele der unehelich geborenen Kinder starben, lag wohl auch daran, dass diese von ihren Müttern als unerwünschte Hemmnisse für eine Heirat betrachtet und entsprechend vernachlässigt wurden.

Hatten die Kinder die ersten beiden Lebensjahre überstanden, waren sie in erster Linie beim Auftreten einer ansteckenden Kinderkrankheit gefährdet. Als in Vaihingen 1741 die Pocken auftraten, stieg der Anteil der Kinder an den Toten des Jahres auf 69,8 %, und 1764, wieder wüteten die Pocken, betrug er sogar 76,9 %.

Todesursachen – (k)ein Fall für die Medizingeschichte

Anhand der von den Pfarrern genannten Todesursachen ließe sich ein umfangreicher Katalog anlegen. Soweit sich die Angaben auf Krankheiten beziehen, wird dies aber aus gutem Grund unterlassen. Zunächst einmal wird nicht erkennbar, von wem die Informationen an den Pfarrer gelangten, ob von den Angehörigen, die den Todesfall meldeten, oder vom Arzt. Letzteres würde voraussetzen, dass er diesen systematisch befragt hätte, was kaum anzunehmen ist. Bei den genannten Krankheiten werden

jedoch entweder Symptome beschrieben (Fieber, kurzer Atem, Auszehrung, hitzige Krankheit) oder es werden allgemeine Befunde mitgeteilt: Die Toten starben »an der Seuche in Art eines hitzigen Fiebers«, an der »Lue« bzw. an der »jetzigen Seuch«. Geschwulste werden meist als »Krebs« bezeichnet.

Hinsichtlich der Seuchen erhalten wir wohl erst in den letzten 40 Jahren, die hier betrachtet werden, Befunde, die auch vor dem heutigen Medizinerwissen bestehen könnten, wenn z. B. von Ruhr und Pocken die Rede ist. So bedauerlich dies für die Medizinhistoriker ist: Bei allen Angaben über die zum Tode führenden Krankheiten ist zu beachten, dass sie lediglich das sehr lückenhafte Wissen der Zeit widerspiegeln. Eindeutiger und für den heutigen Leser sicherlich besonders interessant sind Todesfälle, bei denen wir etwas über Todesumstände von Menschen erfahren, die nicht im Bett starben.

Immer wieder begegnet der Tod durch Ertrinken. Da die Menschen des 18. Jahrhunderts in der Regel nicht schwimmen konnten, erscheinen unter den Toten, die in der Enz ertranken, nicht nur Kinder, sondern auch einige Jugendliche. Am 21. Juni 1684 wurden eine 13-jährige Gerberstochter und ein vierjähriges Mädchen beerdigt. Im Totenbuch heißt es hierzu: »haben beede zumal ihr zeitlich Leben geendet in der Entz, bey der undern Mühle«. Ob hier ein fehlgeschlagener Rettungsversuch die Ursache war? Unter den Kindern war der vier Jahre alte Sohn des Obermüllers ebenso wie ein Junge, der beim Veilchenpflücken ins Wasser gefallen war. Bei einem achtjährigen Kind wird eigens erwähnt, dass es »unter der Kirch«, also während des Gottesdienstes, ertrank – ob hier Kritik anklingt? Wir erfahren aber auch von einem vierjährigen Kind, das in Eutingen bei Pforzheim in die Enz gefallen war und in Vaihingen geborgen wurde – es war wohl mit dem Schwallwasser der Flößer nach Vaihingen getrieben worden. Jugendliche ertranken beim Baden oder beim Fahren in einem »alten, löchrigen Schiffelein«. Ein 20-jähriger Metzgersbursche ertrank beim Versuch, ein Kalb, das sich losgerissen hatte, aus der Enz zu holen.

Kinder stürzen zu Tode, werden von einem scheuenden Pferd überrannt oder durch den Leichtsinns Gleichaltriger getötet, so als spielende Kinder eine Herbststande (Bottich für Traubenmaische) den Berg hinabrollen lassen, die das siebenjährige Söhnlein des Stadtschreibers Hetzel erschlägt.

Weitere Angaben von Todesursachen sind insoweit interessant, als sie auf die Lebensumstände und Lebensgewohnheiten der Verstorbenen schließen lassen. Unter den zahlreichen Unglücksfällen seien zunächst einige typische Berufsunfälle genannt: Der Küfer Michel Beurle fällt vom Fass herab; von dem Maurer Georg Somweber erfahren wir, dass ihm beim Abbruch der Oberriexinger Kelter »ein Holtz auf das Genick gefallen« ist und er sofort tot war; der Müller Jacob Rühle wird in Riet von einem Mühlstein erschlagen, »den er mit hinaufheben wollen«; ein Maurer wird »vom Rad auf der Schleifmühle ergriffen und erbärmlich zerquetscht«; ein Zimmermann fällt von der Leiter.

Zahlreiche Unfälle ereigneten sich bei der alltäglichen Arbeit: so beim Baumfällen, beim Sturz in einen Pfahl im Weinberg oder aber bei Stürzen durch das Garbenloch in der Scheune, was mehrfach vorkam, so auch bei dem Bauernknecht J. B. Engelhard; dieser hatte, »da er des Nachts seinen Pferden Futter von der Scheunen herunter werfen wollte, das Unglück gehabt, daß er mit herunterfiel und auf der Stelle verschied«.

Aber auch nach Streitereien starben mindestens drei Menschen. Bei der ersten im Vaihinger Totenbuch erwähnten Schlägerei wurde Hans Jacob Haareisen, Schreiber aus Waiblingen, von einem Baderknecht, dessen Name nicht genannt wird, bei einer

Rauferei »leib und leblos gemacht«. Die zweite Schlägerei stellt wohl einen einzigartigen Vorgang (auch für die Rechtsgeschichte) dar. Sie trug sich unter Jugendlichen zu, und zwar handelte es sich um einen regelrechten Zweikampf. Nachdem es bereits während des Sonntagsgottesdienstes zwischen dem 16-jährigen Vaihinger Bürgersohn Johann Georg Crämer und dem Schusterlehrling Johann Michael Häcker aus Sersheim zu einer Auseinandersetzung gekommen war, vereinbarten die Streithähne, sich am Nachmittag im Egelsee zu treffen, um die Sache auszufechten. Der Kampf war so heftig, dass »der Crämer in tödtlicher Schwachheit auf dem Blatz liegen blieben, auch ohngeacht aller Sorge in loco und zu Haus, dahin man ihne getragen, in wenig Stunden, doch busfertig, gestorben«. Da eine Leichenöffnung keine Anzeichen für eine tödliche Verletzung erbrachte, ging der Tatbeteiligte straflos aus. Im dritten Fall wurde mit Philipp Erhard Hörnle ausgerechnet derjenige getötet, der einen Streit schlichten wollte: Eine Glasscherbe zerriss eine Arterie.

Schwere Kriminalfälle werden nur wenige erwähnt. Dies kann nicht erstaunen, da – wie bereits erwähnt – diejenigen, die hingerichtet wurden, kein »ehrliches« Begräbnis erhielten und daher auch nicht im Totenbuch verzeichnet sind. Als erste erscheint die Ensinger Bürgerin Catharina Gilg, die des Giftmords bzw. der Hexerei beschuldigt wurde – was wirklich vorlag, ist nicht zu klären –, aber vor dem Prozess im Kerker starb. Als nächstes erscheint ein Eidbruch, der die Todesstrafe (aber wohl mit anschließender Bestattung!) nach sich zog, und schließlich ein Totschlag. Daneben erfahren wir von zwei Morden: Der Vaihinger Kleemeister Johann Christoph Neher wird 1694 zwischen Hochdorf und Enzweihingen erschossen – ob aus Rache? Ein weiterer Mord wird 1735 gemeldet: Der 29-jährige Johann Michael Nißlin wurde nachts auf einem Botenritt, den er als Metzger unternehmen musste, im Schützinger Wald erschossen.

Kindstötungen bzw. Abtreibungen tauchen sehr selten auf, was bedeutet, dass mit einer hohen Dunkelziffer zu rechnen ist. Auch wenn sie nicht nachzuweisen war, so wurde eine Abtreibung doch vermutet, als die 21-jährige Maria Magdalena Ezel Ende September 1725 »an einem verborgenen Zustand« stirbt; so blieb ihr ein Verhör und möglicherweise ein Mordprozess erspart.

Kirchen- und Sittengeschichte

Aus der Zeit vor 1655 liegen nur wenige Bemerkungen vor, die Rückschlüsse auf das von den Pfarrern vertretene Wertesystem erlauben. Alkohol als Auslöser von Todesfällen – oft im eigentlichen Wortsinn – ist häufiger zu vermuten, als es angegeben wird, waren die Deutschen doch schon von Luther als Volk der Trunkenbolde beschrieben worden, die der »Saufteufel [...] bis an den Jüngsten Tag« in seinen Krallen halte. Tödliche Stürze aus dem Dachladen und von steilen Treppen dürften nahezu ausnahmslos auf den bezechten Zustand der Verstorbenen zurückzuführen sein. An einer Stelle wird jedoch offen von einem Fuhrknecht berichtet, der sich zu Tode gesoffen hatte.

Nach den jahrelangen Drangsalen, unter denen die Menschen während des Dreißigjährigen Krieges zu leiden hatten, war es den Vaihingern ab 1655 auch wieder – oder erst recht – nach Feiern zumute, hatte man doch erfahren müssen, wie unbeständig Geld und Gut waren. Da in Vaihingen stets genügend Wein zur Verfügung stand, musste die Obrigkeit einen ständigen Kampf gegen den »Saufteufel« führen,

der die Menschen nicht selten ins Grab brachte. Und jetzt finden sich bei solchen Todesfällen Einträge mit Bemerkungen, wenn ein allzu grober Verstoß gegen die bürgerliche Norm vorzuliegen schien. Ausführlich werden wir über drei wohl besonders eklatante Fälle informiert. Zunächst erfahren wir von einem »Zutrinken« (man nennt das heutzutage Wettsaufen oder Kampftrinken), das den Vaihinger Bürgersohn Daniel Beiman das Leben kostete, und ebenso ausführlich berichtet der Pfarrer vom langsamen Sterben und vom bösen Tod des Sebastian Müller, der nach seinem Sturz von der Treppe einen Tag lang unversorgt in der Scheune des Gastwirts lag. Der Buchbinder Daniel Brosi schließlich ertrank im Kleinglattbacher See, als er in betrunkenem Zustand von Geschäften, die er in Ensingen betrieben hatte, zurückkehrte. Der Kommentar des Pfarrers ist hier so knapp wie vernichtend: »Vir non de meliore luto« – ein Mann nicht besser als Dreck.

Der mitteilungsfreudige Pfarrer Rück verteilt jedoch nicht nur Tadel, sondern auch Lob. So bescheinigt er einer Magd, ihr Leben sei der Kirche angenehm gewesen, einem Verstorbenen, er habe »ratione vitae actae« – im Hinblick auf seine Lebensführung – »ein gutes Prädicat« verdient.

Rücks Nachfolger Georg David Leusler gestattet sich in zwei Fällen, die ihn privat betroffen haben, Gefühlsregungen zu äußern. Beim Tod seiner jungen Frau, die im Kindbett starb, trauert er um sein »irdisches Vergnügen«, und seine Mutter würdigt er als »optima et desideratissima mater« – als beste und sehr vermisse Mutter. In Leusler haben wir wohl den ersten Vertreter der Empfindsamkeit vor uns, einer aus England kommenden Bewegung, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Verhältnis der Menschen zueinander, sowohl in der Gesellschaft als auch innerhalb der Familie, neu definierte.

Ein unziemlicher Lebenswandel, der sicherlich in der Kleinstadt häufig zum Gesprächsstoff gehört hatte, wurde in zahlreichen Einträgen festgehalten. Im Sinne einer höheren Gerechtigkeit fügte es sich dann gut, wenn eine Witwe, die »ein gottloses und ärgerliches Leben« geführt hatte, auch »ein elends und erschreckliches Ende« nahm. Ähnliches wird über Jacob Ruoff gesagt: Er »hatte kein allzu christliches Leben geführt« und starb schnell. Johann Georg Lochner starb im Armenhaus, »darin er wegen vorher geführtem bösem und verschwenderischem Leben gerathen«.

Als verstockter Sünder und Säufer erscheint Peter Böhm, der sein Geld vertan, seine Frau »schlecht tractiert« und die Familie verlassen hatte. Nachdem er als Pflegefall zurückgekehrt war, hatte seine Frau »ihme ihr Bett unter dem Leib genommen« und war aus dem gemeinsamen Haus ausgezogen, worauf er ins Armenhaus aufgenommen werden musste, wo er 72-jährig bald darauf starb. Ihm rief der Pfarrer nach: »Ita peccatum peccatis fuit punitum, quod ne religionis pariter accidat poenitentia peccata sequatur« – so wurden seine Sünden durch Sünde bestraft, damit sich keine Beleidigung der Religion ereigne.

Selbstverständlich tauchen auch Frauen auf, die schlecht beleumundet waren. So erfahren wir von Anna Catharina Rösler aus Kleinglattbach, deren Vater schon mit den Soldaten nach Italien gezogen war, dass sie es nicht besser trieb und »post vitam haud bene actam« – nach einem nicht eben gut geführten Leben – im Alter von 40 Jahren »am Erbrechen« starb. Anna Beuter aus Weil der Stadt, die ihren Mann verlassen und sich mit einem Soldaten zusammengetan hatte, geriet nach einer Fehlgeburt in das Visier obrigkeitlicher Ermittlungen, indem die Hebamme befragt wurde. Delikat ist auch der Fall von zwei Töchtern des Vaihinger Chirurgen Baur, die innerhalb eines Monats jede ein uneheliches Kind zur Welt brachten; beide Kinder starben im Abstand von sechs Tagen.

Nichteheliche Geburten entgingen dem pfarrherrlichen Scharfblick so wenig wie ein voreheliches Zeugungsdatum. Wenn nötig, wird sorgfältig nachgerechnet: Als ein Kind nur 25 Wochen nach der Hochzeit zur Welt kommt, äußert der Pfarrer lediglich seine Zweifel, in einem anderen Fall dagegen registriert er ein in vorzeitigem Beischlaf gezeugtes Kindbettkind.

Von Frauen, die ein uneheliches Kind geboren hatten, wird zwar häufig der Vorname nicht genannt, jedoch bleibt erstaunlich, dass bei keiner der vielen unehelichen Geburten ein dezidiertes Werturteil abgegeben wird. In einem Fall allerdings sträubte sich dem Pfarrer Hopf die – deutsche – Feder: »ex incestu nata« (im Inzest gezeugt) notierte er 1708 voller Empörung.

Der böse schnelle Tod

Etwas vom Lebensgefühl der Menschen im 18. Jahrhundert spiegelt sich in einem Kirchenlied Theodor Gottlieb von Hippels (1741–1796): »Und sterb' ich einen schnellen Tod / sei mir barmherzig, Herr mein Gott!« Ein Tod, der den Menschen ohne angemessene Vorbereitung ereilte, galt als böse, und es kann daher nicht erstaunen, dass in vielen Einträgen des Totenbuches darauf Bezug genommen wird. Erwähnt werden ungewöhnliche Todesumstände, etwa der plötzliche Tod einer an Epilepsie leidenden Frau auf der Gasse, der nächtliche Tod einer Hochschwangeren. Ein schneller Tod konnte – wie häufig vermerkt – durch einen Schlaganfall, einen Blutsturz, aber auch durch einen Unfall eintreten. So erfahren wir, dass Johann Friedrich Mohr auf dem Rückweg von Kleinglattbach, wo er an einer Beerdigung – und wohl auch am Leichenschmaus – teilgenommen hatte, in den Armen seines Begleiters den Geist aufgab.

Von Christoph Hummel, der im hohen Alter von 82 Jahren starb, erfahren wir, dass er tot in seinem Bett gefunden wurde, obwohl er noch »am Tisch zu Nacht gegessen und ohne anscheinende Todesgefahr zu Bett sich gelegt hatte«. Der Pfarrer fügt an: »Vita ejus haud ita bona« – sein Leben war nicht eben gut. Hier wird ein Deutungsmuster erkennbar, das durchgängig bemüht wird: War das Leben schlecht, folgte als Strafe ein schneller, böser Tod. So kann es dann auch nicht überraschen, dass Ulrich Breuninger nach einem mehrtägigen Zechzug durch die Orte der Umgebung beim Wein vor dem Haus des Bäckers Ulrich Majer plötzlich und ohne Gebet stirbt; hier kommt alles zusammen, was sich der Pfarrer an Bösem ausdenken kann, daher lautet sein knapper Kommentar: »Hic dissolutae vitae exitus« – dies war das Ende eines liederlichen Lebens.

Die theologisch begründete Kausalkette wird auch von Leusler offen ausgesprochen, als der 30-jährige Weinzieher und Nachtwächter Adam Bach stirbt: Er »führte ein rohes und unchristliches Leben; so war es dann kein Wunder, daß er ein Ende nahm mit Schröcken«, starb er doch nach einem ausgiebigen Zechgelage bei einem nächtlichen Sturz von der Treppe. Da er wegen des plötzlichen Todes nicht »zur Erkenntniß und Reie seiner Sünden kommen mochte«, wurde er auf »Hochfürstlichen gnädigen Befehl ohne Gesang und Klang in der Nacht in loco remotiori [an abgelegener Stelle] des Kirchhofs begraben«.

Der schnelle Tod konnte den Menschen überall ereilen. Bei einer solchen Gelegenheit erfahren wir aber auch, wie ein vorbildliches Verhalten aussah: Als der Leinenweber Johann Georg Lang aufs Feld ging, wurde er, »als er noch einen Bichsenshus

von seinem Acker war, habend in der Hand eine Erndsichel, Brod und Trincken, ganz allein von einem Schlag- oder Steckflus überfallen. Zu wessen lesten Othem allhie-sigen Bettelvogts ux[or], die Kornähren aufzuheben ausgieng, gekommen, mit Gebet und Wein den in lesten Zügen Liegenden noch zu erquicken, aber zu späth gesucht. Der Mann war sonst bonae vitae und bey einer kurz zuvor gehabten schwehren Kranckheit zu Gott wohl bereit.« Der Name der barmherzigen Helferin ist bekannt: Margaretha Oppinger.

Besonders eindrucksvoll erscheint die Schilderung der Todesumstände der 13-jährigen Anna Maria Hummel, die auf dem Weg nach Oberriexingen von einem Gewitter überrascht und vom Blitz erschlagen wurde. An die Schilderung dieses traurigen Ereignisses schließt Pfarrer Rück dann eine Betrachtung an, die vermuten lässt, dass er nicht ganz frei von Aberglauben war. So soll ein Bruder der Verstorbenen wenige Tage »zuvor im Zorn und Zank über sie auch diese Worte gesagt haben, er wollte, das sie der Donner erschliege!« Dem Mädchen wird vom Pfarrer bescheinigt, es habe ein gutes Leben geführt, besser als der Bruder.

Das Begräbnis

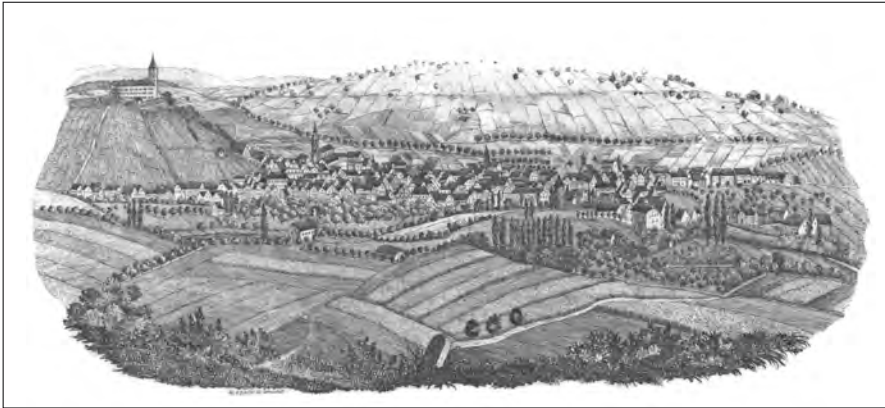
Dass selbst im Tode keineswegs alle Menschen gleich sind, ist eine uralte Tatsache. Bei den Begräbnissen in einer württembergischen Amtsstadt im 17. und 18. Jahrhundert kam es darauf an, was die Hinterbliebenen aufwenden wollten oder konnten. Allgemein üblich war der Brauch, dass die Verstorbenen und deren Angehörige vom Lehrer mit den Schülern am Trauerhaus abgeholt und zum Grab geleitet wurden. Die Schüler wirkten als »Schola« (Chor) bei den Bestattungen mit. Es folgte ein Nachruf (»parentatio«), den der Schulmeister am Grabe hielt und der ihm ein Zubrot einbrachte. Für den mit der Leitung der Kurrende beauftragten Lehrer fiel dabei ebenfalls eine Sondereinnahme ab. Besser angesehen war eine Predigt, die gegen Bezahlung vom Pfarrer oder gar vom Dekan in der Kirche gehalten wurde, weshalb dieser Umstand im Totenbuch zumindest während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausdrücklich vermerkt wurde.

Theologisch begründete Probleme hatte die Kirche mit Menschen, die vor ihrem Tod besinnungslos waren bzw. als geistig und/oder körperlich Behinderte das heilige Abendmahl nicht empfangen konnten und daher nicht »wohl vorbereitet« starben. Eingehend beschrieben wird dies beim Tod des 26-jährigen Christoph Jacob Spindler: Er »wurde ob Sanctam Coenam propter simplicitatem nunquam acceptam [da er wegen Einfältigkeit das heilige Abendmahl nicht empfangen hatte] in einer Betstund mit einem exordio Speciali [Rede des Dekans] gehalten, vergraben«. Bemerkenswert an dieser Bestattung ist, dass dabei sogar der Dekan mitwirkte. Ein grausames Schicksal wird uns von Hans Jacob Steinlin aus Enzweihingen berichtet. Ihn hatte man »wegen Raserey alhie über Jahr und Tag« in Ketten gelegt. Da er »rechten Verstands beraubet und zu Erkenntnis der Sünden nit können gebracht werden«, begrub man ihn wie ein Kind.

Hervorgehoben wurden auch alle, die in der Gesellschaft als religiöse oder soziale Außenseiter galten. Als solche erscheinen durchweg die Katholiken. Nicht nur, dass ihre Konfessionszugehörigkeit eigens betont wurde, sie erhielten auch »pro mores« (wie üblich) eine Beerdigung zweiter Klasse, nämlich ohne Sang und Klang sowie ohne das übliche Geleit; in einem Fall wurden sogar zwei Tote zusammen in ein Grab gelegt. Dies musste sich ändern, als katholische Soldaten, die in Vaihingen garnisoniert waren, starben, da sie ja vom württembergischen Herzog angeworben worden waren.

Daneben erscheinen Reformierte, die wohl alle aus der Schweiz stammten. Sie wurden im Allgemeinen genötigt, zum Luthertum überzutreten, wenn sie in Württemberg als Bürger wohnen wollten. Aber auch diejenigen, die ihrer Konfession treu blieben, erhielten ein ordentliches Begräbnis.

Als dritte Gruppe unter den religiösen Außenseitern werden Separatisten genannt. Im Vaihinger Totenbuch erscheinen lediglich drei. Der Schuhmacher Johann Jacob Böhm, der bereits 1742 dadurch aufgefallen war, dass er bei seinem Neugeborenen vor dessen Tod selbst die Nottaufe vollzogen hatte, stirbt 1743 »als ein Separatist« und wird



Vaihingen in einer Ansicht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Ansicht findet sich auf einem Gesellenbrief der »Roth- und Weisgerberzunft« von 1857.

auf hochfürstlichen Befehl »ohne gewöhnliche Ceremonien bei Nacht begraben«. Weniger drastisch ging man gegen die 74-jährige Cristina Barbara Gmehlin, ledige Tochter des Schreiners Jeremias Gmehlin, vor, die 1754 ebenfalls als Separatistin starb. Als letzter Separatist taucht hier 1762 der Zeugmacher Wilhelm Winter auf, der im Alter von 80 Jahren starb; auch hier erfahren wir nichts von einem Eingreifen der Obrigkeit.

Noch deutlicher wurde die Abgrenzung gegenüber den sozialen Außenseitern gepflegt. Die in der Gesellschaft Geächteten bzw. von ihr Ausgeschlossenen hatten auch von der Kirche keine Gnade zu erwarten. Johann Jäcklin, der uns als Verächter des göttlichen Wortes und des Sakraments vorgestellt wird, erhielt zur Strafe für sein der geistlichen Obrigkeit so anstößiges Verhalten kein anständiges Begräbnis; er wurde vielmehr »bey Nacht ohne Gesang und Klang« am Rande des Friedhofs begraben. Zur Abschreckung wurden die Gemeindeglieder am folgenden Sonntag im Gottesdienst darüber informiert.

Kein Mitleid zeigt die Kirche gegenüber den Selbstmördern. Sie wurden konsequent geächtet, erhielten daher auch kein ehrliches Begräbnis, sondern wurden vom Kleemeister bei Nacht verscharrt. Daher findet sich – wohl dem Wunsche der Angehörigen entsprechend – in einigen Fällen der Versuch, ihre Taten zu verharmlosen. Einem Selbstmörder, hier handelte es sich obendrein noch um einen Angehörigen der Ehrbarkeit, bescheinigte der Pfarrer, er habe seine Missetat noch bereut: »Johann Friedrich Eisenkrämer, Geistlicher Verwalter allhier und Closter Hirsauischer Pfleger zu Eberdingen und Nusdorff, löste den 8. Maji morgens früh in dem Bette liegend

eine Pistol auf sich selbst, wobey aber die weise und gnädige Vorsehung Gottes den Schus also lenkte, daß der Verwundete noch zweymal 24 Stunden Lebens und damit zugleich Frist zu Rettung seiner armen Seele bekam, vor welche er auch in der Ordnung des Glaubens [...] ernstlich sorgte, so daß man hoffen mag, es werde auch ihm als einem reuenden Sünder von dem erbarmenden Gott um Jesu willen Gnade und Erbarmung wiederfahren seyn.«

Keine Gnade ließ man jedoch bei einem etwa 15-jährigen Jungen walten: Johannes Heim, »einer in der Irre gehenden Burgers-Tochter [...] unehelicher Sohn«, ein gesellschaftlicher Außenseiter also, war in Maulbronn bei einem Diebstahl ergriffen worden und sollte nach Ludwigsburg ins Zucht- und Arbeitshaus geführt werden. Er stürzte sich vor den Toren seiner Heimatstadt in die Enz und ertrank. Obwohl hier die Vermutung nahe gelegen hätte, dass der Junge aus Angst vor der Schande, die ihm ein Gang durch Vaihingen bereitet hätte, in die Enz gesprungen war, galt er als »muthwilliger Selbstmörder« und wurde »nach ergangenem hochfürstlichen Befehl von dem Cleemeister an einem abwesamen und entfernten Ort auf allhiesiger Markung begraben«.

»Bei Nacht begraben«

Mit dem Aufzug des Pfarrers Georg David Leusler war ein Anhänger des nächtlichen Begräbnisses in die Stadt gekommen. Galt ein nächtliches Begräbnis, soweit es nicht beim Ausbruch einer Seuche angeordnet wurde, zunächst als Zeichen der Ausgrenzung und als Strafe für ein unbotmäßiges Leben oder einen Selbstmord, so hatte sich bereits im 17. Jahrhundert ein Meinungswandel abgezeichnet. Das städtische Bürgertum praktizierte eine eigene Form der Bestattung, die sogenannte private Beisetzung.

In Vaihingen ist ein nächtliches Begräbnis erstmals im Juli 1733 zu finden, noch zu Zeiten des Pfarrers Rück, als der Maulbronnische Verwalter Georg Friedrich Lang die abendliche Bestattung seines im Alter von fünf Monaten verstorbenen Kindes durchsetzte. Die Beerdigung, die »abends nach der Thorglocken mit zwei Lichten in Laternen« erfolgte, wird ausdrücklich als »extraordinarie« (außergewöhnlich) bezeichnet, und der Vater gab anstelle des Opfers 1 Scheffel Dinkel.

Solche Einschränkungen macht Leusler nicht mehr. Ab 1756 taucht die Bemerkung »bei Nacht begraben« häufiger auf, bis der Brauch ab 1760 allgemeine Anerkennung fand. Jetzt wird die nächtliche Bestattung allgemein praktiziert. Wie sehr sich Leuslers Bestattungspraxis in Vaihingen etablieren konnte, zeigen seine letzten Dienstjahre. 1762 wurden von 115 Bestattungen 34 (= 30 %), 1763 von 108 Bestattungen 42 (= 39 %) und 1764 von 104 nicht weniger als 43 (= 41 %) bei Nacht vorgenommen – eine echte Modeerscheinung.

Mit dem Aufzug von Leuslers Nachfolger wird diese Art der Bestattung jedoch nicht mehr praktiziert. Damit wird klar, dass Leusler, der jetzt als Dekan in Vaihingen amtierte, den Brauch als sein Privatinteresse betrachtet hatte und seinen Diakonus nicht drängte, die Übung beizubehalten.

Tote von auswärts

Beerdigt wurden die Menschen grundsätzlich in den Orten, auf deren Markung sie gestorben waren. Eine Überführung von Leichen in den Heimatort war offensichtlich

auch dann nicht üblich, wenn er in unmittelbarer Nähe des Sterbeortes lag. Ausnahmen finden sich lediglich bei Standespersonen.

Von den Kranken, die in die Stadt gebracht worden waren, versuchte man den Namen zu erfahren, um ihnen das anonyme Grab zu ersparen. Mysteriös erscheint daher der Fall eines ca. 20 Jahre alten Mannes, der »auf dem Bettelkarren« in die Stadt gebracht wurde, seine Identität nicht preisgab (»weder Namen noch Vaterland« nannte), sondern nur angab, dass er in Ludwigsburg krank geworden sei »und nun schon etliche Tage von einem Ort zum andern krank herumgeführt würde«. Besondere Erwähnung verdient eine Bemerkung, die Pfarrer Leusler beim Tod des Johannes Hopf anfügt. Der 72-jährige Tagelöhner aus Ehingen am Ries kam »aus der Gegend am Rhein«, wohin er sich, um etwas als Erntearbeiter zu verdienen, begeben hatte, krank nach Vaihingen, wurde ins Lazarett aufgenommen und starb am vierten Tag nach seiner Ankunft, »an welchem Tag er zuvor communicirt, übrigens auch im Leiblichen alle nöthige Wart und Pflag genossen«. Dem Pfarrer war es offensichtlich wichtig zu betonen, dass man dem Mann nicht nur geistlichen Trost, sondern auch die bestmögliche Pflege hatte zukommen lassen.

Beobachtungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Da bei den Familienvätern zunächst dann und wann, ab 1655 regelmäßig, auch deren Beruf angegeben wurde, lässt sich ein recht genaues Bild von den in der Stadt vertretenen Gewerben und damit ansatzweise auch von der Wirtschaftsstruktur Vaihingens im 17. und 18. Jahrhundert gewinnen. Die in der Stadt vorhandene soziale Schichtung ist klar erkennbar: Sie umfasste – von unten nach oben – Dienstknechte, Beisitzer, nicht ratsfähige Bürger, ratsfähige Bürger, Gerichtspersonen und an der Spitze die Inhaber städtischer, kirchlicher oder staatlicher Ämter sowie die Bürgermeister.

Bis 1650 finden sich als Bürgermeister noch Vertreter der »alten« Vaihinger Familien, der Ayhin, Buhl, Machtolff, Süßkind und Wild. Nach dem Dreißigjährigen Krieg erscheinen dann zahlreiche »homines novi«, die dem Kaufmanns- und Beamtenstand angehören, und zwar mindestens 22 (= 69 %) aller Bürgermeister. In dem hier betrachteten Zeitraum 1609 bis 1788 lassen sich lediglich vier Familien nachweisen, die zwei ihrer Mitglieder als Bürgermeister platzieren konnten: die Familie Buhl, die schon im 16. Jahrhundert den Posten mehrfach besetzt hatte, sowie die Familien Muth, Hegelmajer (auch Hegelmeyer geschrieben) und Hübler. »Kommunale Erbhöfe« gab es also keine (mehr).

Als Ratsmitglieder erscheinen vor allem Handwerker, selten ein Kaufmann oder ein Wirt, nie aber der Inhaber eines städtischen oder staatlichen Amtes. Im Gericht finden wir dagegen die wohlhabenden Vertreter der Handwerkerschaft (Metzger, Kupferschmied, Färber), der Wirte, der Händler, die Apotheker und Chirurgen, vor allem aber die Inhaber von Beamtenstellen.

Vertikale Mobilität, insbesondere der Aufstieg innerhalb der beschriebenen Hierarchie, lässt sich in vielen Fällen nachweisen. Von 97 Ratsmitgliedern gelang 25 (= 25,8 %) der Aufstieg in das Gericht, sechs brachten es sogar zum Bürgermeister. Unter den 78 Gerichtspersonen finden sich lediglich drei, die den Aufstieg zum Bürgermeister schafften, darunter sind zwei, die vom Rat über das Gericht zum Bürgermeisteramt aufstiegen. Unter den im Vaihinger Totenbuch nachweisbaren 32 Bürgermeistern kommen damit 28 % aller Amtsträger aus den städtischen Gremien.



*Ein Blickfang in der Vaibinger Stadtkirche:
das aufwändig gestaltete Epitaph für den Handelsmann Johann Christoph Hegelmeyer
(1663–1706) und dessen Frau Anna Margaretha geb. Ketterlinus (1656–1706).*

Mobilität

Je schlechter die Zeiten waren, desto mehr Menschen bewegten sich auf den Straßen, zogen von Ort zu Ort, und viele von ihnen starben in der Stadt. Tote, die aus der näheren oder weiteren Umgebung kamen, treten uns zwischen 1609 und 1654 mit 1020 Nennungen entgegen, bis 1728 in weit geringerer Zahl (432). Innerhalb der letzten 60 Jahre, zwischen 1728 und 1788, finden sich 463 Nennungen.

Ein Sonderfall bildet in diesem Zusammenhang die erzwungene Migration, die durch militärische Auseinandersetzungen hervorgerufen wurde, als, wie erwähnt, Menschen aus nah und fern in größerer Zahl Schutz hinter den Mauern der Stadt suchten. Daneben steht die freiwillige Migration, die hier allerdings nur als Einwanderung fassbar ist. Sie vollzog sich insbesondere nach 1648 aus der Schweiz. Die Kantone der Schweizer Eidgenossenschaft waren zwar im Dreißigjährigen Krieg neutral geblieben, gerieten jedoch anschließend in eine Wirtschaftskrise und verstrickten sich, nachdem die Eidgenossenschaft offiziell aus dem Reich ausgeschieden war, 1653 in einen Bürgerkrieg, der vor allem viele Ärmere aus dem Land trieb.

Diese Einwanderer erhielten als »Beisitzer« einen minderen Rechtsstatus zugewiesen, wenn sie das hohe Bürgergeld von 10 Gulden nicht aufbringen konnten. Dies führte dazu, dass sie auch in der neuen Heimat häufig am unteren Ende der sozialen Stufenleiter zu finden sind. Anderen jedoch gelang es, durch Kauf oder Einheirat Besitz zu erwerben und damit in die Reihe der Bürger aufzusteigen. Im Totenbuch erscheinen daher sowohl Männer, die als »Beisitzer und Weingärtner« bezeichnet werden, als auch ein »gewesener Beisitzer«.

Alte Menschen

In den Jahren bis 1654 wird das Alter nur in wenigen Fällen angegeben, wobei die Witwe Apollonia Dexner mit 102 Jahren das höchste Alter erreichte. Die Männer stehen dagegen kaum zurück: Ihr Senior ist Ulrich Stemmler, der als fast hundertjähriger Greis erscheint.

Eine statistische Auswertung ist erst ab dem Jahr 1655 möglich. Bis 1788 sind insgesamt 647 Menschen verzeichnet, die 70 Jahre oder älter waren, als sie starben. Davon waren 377 Frauen (= 58,3 %) und 270 Männer (= 41,7 %). Betrachtet man die Gruppe der 70- bis 74-Jährigen, so dominieren die Frauen hier mit 187 (= 58,8 %) gegenüber 131 (= 41,2 %). Bei den über 75-Jährigen verändert sich das Verhältnis nur minimal; hier finden wir 190 Frauen (= 57,8 %) und 139 Männer (= 42,2 %). Man wird also sagen können, dass diejenigen Frauen, die das gefährliche Alter, in dem sie gebärfähig waren, hinter sich gelassen hatten, bereits damals eine deutlich höhere Lebenserwartung hatten als die Männer.

Die Alten hatten sehr unterschiedliche Aussichten: Waren sie durch eine umfangreiche Pfründe abgesichert, so starben sie wohl versorgt im Spital, ansonsten wurden sie in den Armenspital (Armenhaus) aufgenommen, so dass niemand vollkommen unversorgt sterben musste. Gleichwohl schützte dies nicht vor einem harten Los wie dem der Witwe des Lehrers Kurbin, die, ein zweites Mal verwitwet, von ihren Kindern »ihres Vermögens successive beraubt, hernach von Ambrosi Fischer, der sie in erträglichen Tagen bey sich aufgenommen, im Alter und Elend ausgestossen, lestens im Armen-Haus aufgenommen worden«.

Die beste Möglichkeit für ein erträgliches Leben der Alten bestand darin, dass sie bei den Kindern oder anderen engeren Verwandten wohnten. Diese Form der Versorgung wird erkennbar, wenn die Alten von auswärts kamen, wobei hier die Herkunftsorte oft in weiter Entfernung liegen. Bei ihrem Sohn war Anna Catharina Völix, die aus der Schweiz stammte, untergekommen, ebenso Agnes Weber aus dem Elsass sowie der ehemalige Bürgermeister von Tuttlingen Georg Wilhelm Scheuermann. Sehr viele zogen zu ihrer Tochter bzw. lebten im Haushalt ihrer Schwiegersöhne. Andere lebten bei ihrem Vetter.

Frauen in der städtischen Gesellschaft

Selten finden sich Anzeichen dafür, dass einzelne Frauen durchaus selbstbewusst auftraten. So ist etwa in drei Fällen von einer Scheidung die Rede, die wohl von den Frauen ausging: Anna Barbara Buch ließ sich wegen böser Ehe scheiden – ihr Mann war immerhin Schultheiß von Unterriexingen –, Maria Margaretha Körner hatte sich von ihrem möglicherweise gewalttätigen ersten Mann Johann Georg Groß, Handelsmann in Vaihingen, scheiden lassen, und Susanna Luz hatte sich wegen Untreue ihres Mannes von ihm getrennt. Andererseits hatten gerade Frauen darunter zu leiden, dass sie von ihren Männern »böswillig« verlassen wurden, wovon mehrfach die Rede ist. In zwei Fällen hatte jedoch eine Frau ihren Mann verlassen.

Hebammen, deren Dienste unentbehrlich waren und die außerdem Nottaufen vornehmen durften, erfreuten sich offensichtlich einer besonderen Wertschätzung, wie dies zunächst bei Margaretha Schneider bezeugt ist, die in mehr als 20 Jahren »über



Inschrift über dem Haupteingang des ehemaligen Armenhauses (renoviert 1989); darunter die Jahreszahl 1486 und das Wappen der Familie Grempe.

die 800 Kinder vom weibl. Geschlecht empfangen hat«, dann bei Catharina Epp, einer »vieljährige[n] Wehmutter«, und schließlich bei Barbara Schnerzinger. Sie wird nicht nur als Sachverständige bei einer Frühgeburt herangezogen, bei ihrem Tod hebt der Pfarrer hervor, dass sie »in 44 Jahren mehr als 2500 Kinder« zur Welt gebracht habe.

Mentalitätsgeschichte

Das Sterben vollzog sich im 17. und 18. Jahrhundert in der Regel innerhalb der Familie. Es ist daher unumgänglich zu fragen, wie in den Familien mit diesem Ereignis umgegangen wurde. Wenn insbesondere der Kindstod allgegenwärtig war, muss er für die Menschen einen anderen Stellenwert gehabt haben als heute; anders hätten die Menschen diese Schicksalsschläge nicht ertragen können. Die verstorbenen Kinder wurden einfach durch Neugeborene ersetzt. Möglicherweise rührt daher die häufig zu beobachtende Übung, dass später geborene Kinder den Vornamen eines verstorbenen Geschwisters erhalten. Angesichts der hohen Sterblichkeit vermieden es die Eltern, eine enge emotionale Beziehung zu den Kindern aufzubauen, wollten sie nicht den Verstand verlieren. Wenn dieses Massensterben mit Gleichgültigkeit oder aber gar mit Genugtuung aufgenommen wurde, dann, so wird gesagt, auch deshalb, weil so die Zahl der Esser und der Erben klein gehalten wurde.

Andererseits findet sich ein Zeugnis der Elternliebe in der ehemaligen Vaihinger Peterskirche, nämlich ein in Stein gehauenes Epitaph für ein 5-jähriges Kind namens Hansjacob Schmid, das 1631 von den vermögenden Eltern angebracht wurde.

Wie gingen die Vaihinger Pfarrer mit dem Kindstod um? Bei einigen Einträgen des Pfarrers Roesler aus den Jahren 1769 bis 1774 findet man die merkwürdige Formulierung, ein Kind sei gleich »wieder« verstorben. Entweder haben wir hier eine schwäbisch-nachlässige Formulierung vor uns, oder hier steht die Vorstellung im Hintergrund, dass der ungeborene Mensch tot ist, bei der Geburt lebendig wird und dann »wieder« stirbt. Diese Vermutung wird durch mehrere Einträge gestützt, in denen Roesler von »einem todtgebliebenen« Kind spricht. Dazu kann man eine von Philippe Ariès getroffene Feststellung anfügen: »Die Vorstellung, dass solch ein Kind bereits eine vollständige menschliche Persönlichkeit verkörperte, wie wir es heute allgemein glauben, kannte man nicht.« Angesichts einer solchen Vorstellung wäre der frühe Tod eines Kindes nichts Tragisches gewesen.

Häufigkeiten bei der Namensgebung

Es liegt auf der Hand, dass das Totenbuch für die Namensforschung eine reiche Fundgrube bietet. Die hier über einen Zeitraum von 180 Jahren verzeichneten Namen dürften auch die vom Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl formulierte Erwartung erfüllen und »gar merkwürdige Aufschlüsse über die Wandlungen im nationalen, gesellschaftlichen und Familiengeiste des Volkes« geben. Aber das, meine Damen und Herren, wäre heute ein allzu weites Feld. Ich hoffe jedoch, Ihnen auch ohne Hinwendung zu diesem Aspekt einige Hinweise darauf gegeben zu haben, wie sehr es sich lohnt, die Totenbücher eingehend zu betrachten.

Von fröhlichen Gebern und verschämten Armen

Ludwigsburger Wohltätigkeitsvereine in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*

von Günther Bergan

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere die Zeit nach dem Wiener Kongress 1815, wird gern und oft als »gute alte Zeit« bezeichnet. Mit ihr verbinden sich die Bilder kleinbürgerlicher Idyllen der Biedermeierzeit, wie sie uns beispielhaft von den Gemälden Carl Spitzwegs oder Ludwig Richters bekannt und vertraut sind. Aber war die Zeit wirklich gut?

Es war eine Zeit des Umbruchs und des Aufbruchs. Auf der einen Seite wehte seit dem Tod König Friedrichs I. ein liberalerer Geist durch das Land Württemberg. Das Bürgertum erstarkte, entdeckte sich selbst, traf sich in Vereinen. Neue Handwerksbetriebe wurden gegründet, zögerlich begann das Zeitalter der Industrialisierung. Auf der anderen Seite hatten die gerade überstandenen napoleonischen Kriege die Bevölkerung durch Truppendurchzüge, Einquartierungen, Kriegsdienste, Requirierungen und zusätzliche Steuerlasten ausgeblutet. Die langsam spürbare Erholung wurde 1816 von katastrophalen Missernten und einer in dieser Höhe noch nie gekannten Teuerung jäh unterbrochen. Erwerbslosigkeit und Bettel, tiefste Armut, Hungersnöte sowie Verwahrlosung waren die Folge und lasteten auf dem gerade zehn Jahre jungen Königreich Württemberg.

In dieser Situation übernahm König Wilhelm I. Ende Oktober 1816 die Regierung des Landes. Angesichts der bedrückenden Verhältnisse entwickelte die junge Königin Katharina Ende 1816 einen Plan zur Bekämpfung der allgemeinen Not durch Gründung eines Wohltätigkeitsvereins mit einer Zentraleitung in Stuttgart und der Aufgabe, die öffentliche Staatsfürsorge und die freiwillige Privatfürsorge auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege anzuregen, zu fördern und zu koordinieren.

Nach Zustimmung durch den König erging Anfang 1817 an die Oberämter der Aufruf, in allen Oberamtsstädten lokale Wohltätigkeitsvereine unter Beteiligung von bürgerlichen und geistlichen Amtspersonen zu gründen. Parallel dazu sollte in jedem Oberamt zusätzlich die Gründung eines Bezirks-Wohltätigkeitsvereins erfolgen. Die Grundidee der Königin war es, die Armen bzw. Notleidenden nicht durch direkte Geldgeschenke zu unterstützen, sondern ihnen Arbeit und dadurch eine nützliche und sittlich einwandfreie Betätigung zu verschaffen. Dazu wurden neben staatlichen und privaten Arbeitsanstalten sogenannte Industrieschulen zur Förderung von Fleiß und Handfertigkeit sowie Rettungshäuser für verwahrloste Kinder eingerichtet. Durch Beförderung der Arbeitsamkeit und Sittlichkeit sollten die Quellen der Armut verstopft und der überhandnehmende Straßenbettel eingedämmt werden. »Wer nicht arbeite, der esse auch nicht« beschrieb und rechtfertigte unter Berufung auf die

* Alle für den Aufsatz verwendeten Unterlagen sind im Stadtarchiv Ludwigsburg in einer detaillierten Materialsammlung unter der Signatur S 3/1 Nr. 47 zusammengefasst.

Bibel diese Vorgehensweise. Zur Umsetzung und Förderung der königlichen Ideen trugen private, vom Pietismus beeinflusste Wohltätigkeitsvereine einen entscheidenden Anteil bei.

Die religiöse Erneuerung erlebte Anfang des 19. Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung. Unter dem Einfluss der vom Pietismus geprägten Erweckungsbewegung entwickelte sich eine breit gefächerte private Wohltätigkeit, die ihre Motivation aus der christlichen Nächstenliebe und Liebestätigkeit bezog. Oberjustizrat Max Klett, Vorstand des Privatvereins für das Mathildienstift, beschrieb diesen Grundgedanken im Mai 1835 in der Einleitung zu einem Schreiben an die Bezirksleitung des Wohltätigkeitsvereins: »Unser Verein, welcher sichtbar durch ein höheres göttliches Walten ins Leben gerufen worden ist, gründete sich von Anfang an auf die unmittelbaren göttlichen Verheißungen, wonach alles, was zur Erziehung armer verlassener Kinder in echt christlichem Sinne und Geiste geschieht, auch sich unfehlbar des göttlichen Beistandes zu erfreuen hat. Ohne dieses Fundament würden wir es nie gewagt haben, [...] die Verwaltung des Mathildienstifts ohne den Besitz aller äußeren Mittel zu übernehmen.«

Damals und in den folgenden Jahrzehnten waren es größtenteils private Hilfsvereine und deren Initiatoren und Helfer, die mit Unterstützung der Zentralleitung die Wohlfahrtspflege in den einzelnen Städten und Gemeinden des Landes trugen.

Die Situation in Ludwigsburg

Die Strömungen und Tendenzen, die sich im Land abzeichneten, spiegelten sich auch in der Entwicklung Ludwigsburgs wider. Die Stadt verlor zwar mit dem Tod König Friedrichs I. den Status einer Sommerresidenz, blieb aber eine Beamten- und Soldatenstadt. Das Bürgertum erstarkte und entwickelte neues Selbstbewusstsein.

Ab 1818 erschien die erste Lokalzeitung in der Stadt, das »Ludwigsburger Wochenblatt« des Buchhändlers und Verlegers Christoph Friedrich Nast. Zahlreiche Gründungen von Vereinen und Institutionen folgten: 1823 die Museumsgesellschaft, 1825 der Männergesangverein, 1828 die Bären-gesellschaft und die Liedertafel, 1832 die Bürgergesellschaft, 1837 die wissenschaftliche Bildungsanstalt auf dem Salon, 1842 der Verschönerungsverein, 1846 der Männerturnverein.

Gleichzeitig wurden von unternehmungsfreudigen Handwerkern erste Fabriken gegründet: 1820 die Orgelfabrik Walcker, 1829 die Kupferwarenfabrik Bühler (später Hünersdorf), 1830 die chemische Fabrik Kammerer, 1842 die Blechwarenfabrik Vetter & Hezel (später Wagner & Keller), 1851 die Blechwarenfabrik Kallenberg & Feyerabend, 1852 die Buntweberei Elsas.

Trotzdem überschatteten Unsicherheit und Ängste vor Verlust der Arbeit und der damit verbundenen Armut das tägliche Leben. Unfälle, längere Krankheit oder Tod des Ernährers, Brände, Launen der Natur wie Überschwemmungen oder Hagel konnten innerhalb kürzester Zeit Existenzen vernichten. Wenn dann noch Missernten, Teuerungen und Hungersnöte wie 1816, 1846/47 und 1851/52 dazukamen, war für große Teile der Bevölkerung die Lage aussichtslos. Wenn keine Hilfe von außen eintraf, blieb nur bitterste Armut, Betteln, die Flucht in die Kriminalität oder Auswandern. Um diesen Missständen zuvorzukommen, entstanden in Ludwigsburg, wie in allen Städten des Landes, aufgrund öffentlicher Aufrufe die unterschiedlichsten Hilfseinrichtungen wie z.B. die Rettungsanstalt für verwahr-

loste Kinder («Mathildenstift»), der Gefangenenfürsorgeverein, die Kleinkinderschule, der Armen-Unterstützungsverein, der Reise-Unterstützungsverein oder der »Kreuzerverein«.

Sind diese Vereine primär durch direkten Druck von oben ins Leben gerufen worden, so war doch zu ihrem Fortbestehen und erfolgreichem Wirken die Tatkraft und Ausdauer vieler Bürger und vor allem Bürgerinnen der Stadt nötig. Mit unerschütterlichem Gottvertrauen gingen sie ihr Hilfswerk an, riefen zu Geld- und Sachspenden auf, veranstalteten Basare, Lotterien oder sogenannte Armenkonzerte. Das unverzichtbare Medium der Kommunikation zwischen den Hilfsvereinen und den Bürgern war das Ludwigsburger Wochenblatt bzw. Tagblatt. Die darin abgedruckten Aufrufe, Dankadressen und Rechenschaftsberichte sind eine eindrucksvolle Dokumentation der sozialen Verhältnisse dieser Zeit.

Vermischte Nachrichten.
(Bittc.) Eine arme Wittve von 54 Jahren, welche sich und eine Tochter von 11 Jahren karglich mit Waschen nährt, setzte ihre ganze Hoffnung in den MilchErtrag, welchen ihr eine Gais gewährte. Dieser Nahrungs-zweig hat gestern durch den Tod des Thieres aufgehört; ich nehme deswegen keinen Anstand, edle WohlthätigkeitsFreunde zu bitten, diese arme Frau, welche es wirklich verdient, daß man sich ihrer annimmt, durch eine kleine Gabe zu unterstützen, daß sie diesen Verlust ersetzen kann. Den Namen der Frau sagt und nimmt die Gaben an
Stadtrath R a f f.

Ludwigsburger Wochenblatt, 19. März 1831.

gleichzeitig. So entstand ab 1830 eine Art soziales Netzwerk in Ludwigsburg, in dem die Fäden der wohlthätigen Aktionen zusammenliefen und dem u.a. Diakon Süskind, Hofkammerdirektor Kohlhaas, Dekan Christlieb, Gerichtsnotar Krehl, Arbeitshauspfarrer Dierlamm, Kaminfeger Weigle, Garnisonsprediger und Dekan Binder, Buchhändler Nast, Werkmeister Baumgärtner d. Ä., Generalleutnant von Röder und die Kaufleute Gmelin, Ruoff und Ruthardt angehörten. Zwei Männer verdienen es jedoch, besonders hervorgehoben zu werden, weil sie als zentrale Knotenpunkte des Netzwerks Außergewöhnliches angeregt und Beispielhaftes geschaffen haben: Oberjustizrat Max von Klett, Direktor des Arbeitshauses, sowie der Arzt und »Kinderheilstaltsvater« Dr. August Hermann Werner.

Wirkten die Männer sozusagen in der ersten Reihe, so agierten deren Ehefrauen in den von ihnen gegründeten Frauenvereinen nicht minder einsatzfreudig und erfolgreich, vor allem aber unentbehrlich für das Gelingen des Ganzen.

Vor diesem Hintergrund sollen die einzelnen wohlthätigen Vereine, Gruppen und Organisationen, ihre Ideen und ihr Wirken in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorgestellt werden.

Die Rettungsanstalt für arme verlassene Kinder – »Mathildenstift«

Die Kapitelüberschrift spiegelt bereits das Problem wider, das die Gemeinden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem mit Kindern und Jugendlichen der sogenannten niederen Stände hatten. Eine entwurzelte Generation wuchs als zu-

nehmende Belastung der Gesellschaft heran, geistig und körperlich verwahrlost, oft ohne Elternhaus, ohne Schule, ohne Arbeit und Perspektiven. Um diesen Missständen Einhalt zu gebieten, wurde die Idee der Rettungsanstalten oder Rettungshäuser entwickelt, in denen diesen Kindern, isoliert von schädlichen äußeren Einflüssen, eine christliche und ihren künftigen Berufen angemessene Erziehung zuteil werden sollte. Hierbei spielte auch eine Rolle, dass man mit der Unterbringung der Kinder in öffentlichen Armenhäusern oder Spitälern wegen des schlechten Vorbilds der »moralisch verdorbenen« Erwachsenen schlechte Erfahrungen gemacht hatte, ebenso mit der Einquartierung gegen Kostgeld in Privatfamilien.

Die ersten Rettungshäuser entstanden aufgrund von Privatinitiativen 1820 in Beugen bei Rheinfelden und in Stuttgart (»Paulinenhilfe«). Die Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins in Stuttgart sah sich ihrerseits Anfang 1823 veranlasst, das Problem ebenfalls aufzugreifen und erließ am 13. März einen öffentlichen Aufruf an die Oberämter zur Errichtung von Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder.

In Ludwigsburg wurde die Situation seitens der Stadt und des städtischen Stiftungsrats wohl nicht so kritisch gesehen, zumal die betroffenen Kinder im Ludwigsburger Waisenhaus untergebracht werden konnten. Da der Gemeinderat der Zentralleitung jedoch eine Antwort schuldig war, teilte man dieser im September mit, dass die Einrichtung einer solchen Anstalt ins Auge gefasst worden sei und dass für die Unterbringung der Kinder ein dem Staat gehörendes Orangeriehaus am besten geeignet wäre. Im April 1825 war immer noch keine Lösung gefunden. In der Zwischenzeit war das Waisenhaus aufgelöst und nach Weingarten verlegt worden, was zur Folge hatte, dass die Kinder wider besseres Wissen vollkommen unzulänglich im Stadtspital untergebracht werden mussten.

Die Zentralleitung mahnte das säumige Ludwigsburg und drängte auf eine rasche Lösung, zumal andere Gemeinden wie Korntal und Tuttlingen solche Häuser bereits 1823 bzw. 1825 eröffnet hatten. Daraufhin sprach sich der Gemeinderat für die Einrichtung des geforderten Rettungshauses nach Möglichkeit im städtischen Schießhaus in der heutigen Abelstraße aus. Parallel dazu fand der Stiftungsrat in Königin Mathilde eine wohlthätige Gönnerin, die für 100 Gulden jährlich, auch über ihren Tod hinaus, sozusagen die Namensrechte an der neuen Anstalt erwarb. So konnte der Stiftungsrat Anfang September 1825 den Einzug der Kinder in den ersten Stock des städtischen Schorndorfer Torhauses – und nicht in das Schießhaus – beschließen. Am 29. September 1825, dem Geburtstag der Königin, wurde das »Mathildienstift«, wie die Anstalt künftig hieß, mit der Aufnahme von zwölf Kindern eröffnet.

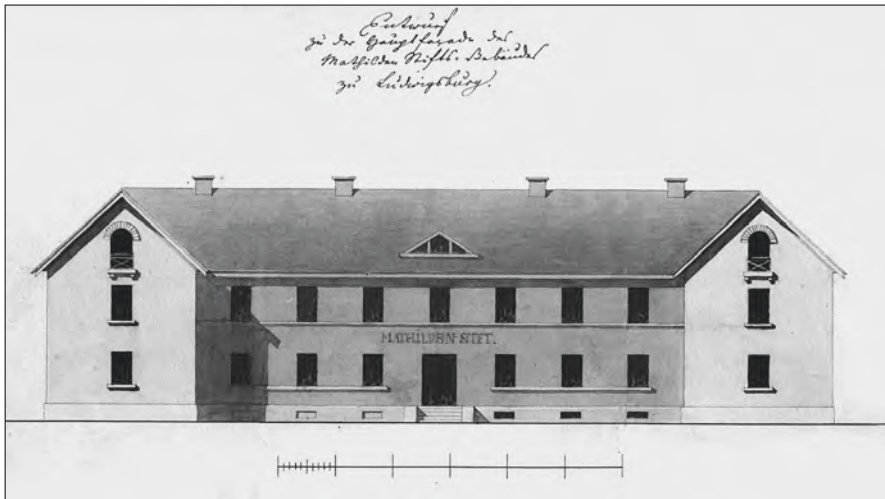
Die Kinder, ausschließlich aus Ludwigsburg, konnten im Alter von fünf bis sechs Jahren aufgenommen werden und blieben bis zur Konfirmation mit vierzehn Jahren. Der Unterricht erfolgte in der öffentlichen Schule. Die Oberaufsicht über das Mathildienstift führte der Kirchenkonvent, die Finanzierung übernahm der Stiftungsrat aus Mitteln des Mathildenfonds.

Die Raumverhältnisse im Torhaus waren beengt, mehr als 18 Kinder konnten nicht untergebracht werden. Ein neues Quartier, am besten in einem eigenen Neubau, wurde dringend notwendig. Im April 1828 erklärte sich der Gemeinderat bereit, 2000 Gulden für einen Neubau beizutragen, und forderte Baupläne und einen Kostenüberschlag. Beides lag schon im Mai vor, das Ergebnis schockierte: 7000 Gulden Gesamtkosten. Die Vertreter des Bürgerausschusses sahen sich daraufhin veranlasst, eine Privatisierung des Mathildienstifts, d.h. die Übergabe an einen Privatverein vor-

zuschlagen. Das wiederum wurde vom Stiftungsrat mit der Bemerkung abgelehnt, die Erziehung der Kinder sei ausschließlich Sache der Stadt. Ein ähnlicher Vorschlag der Kreisregierung wurde wenig später ebenfalls abgelehnt.

Stattdessen antichambrierte Oberbürgermeister Preyß in Stuttgart und erhielt am 6. November 1828 mit Vertretern seines Gemeinderats eine Audienz beim König. Das Gespräch wurde zum Erfolg, denn Wilhelm I. erklärte sich bereit, bei einem Eigenanteil der Stadt in Höhe von 3820 Gulden – allein 1000 Gulden stammten dabei aus einer Stiftung des Kommerzienrats Neidhardt – die fehlenden 3180 Gulden als »Beweis seiner landesväterlichen Fürsorge und Teilnahme an dem Gedeihen dieser wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalt« zu übernehmen.

Noch im selben Jahr legte Baurat Abel einen Entwurf vor. Die Stadt stellte als Bauplatz den an die heutige Mathildenstraße grenzenden südlichen Teil des Rathausgartens zur Verfügung. Als Baumaterial wurden kostensparend die Steine der abgebrochenen Meierei am Friedhof verwendet. Mitte 1830 konnte das neue Mathildenstift eingeweiht werden. Das Haus war größer und eleganter als die vergleichbare Anstalt in Tuttlingen und für 60 bis 70 Kinder ausgelegt. Dr. A. H. Werner bezeichnete es sogar als »das Katharinen-Hospital in Stuttgart im Kleinen«.



Mathildenstift, Entwurf der Hauptfassade, 1828/29.

Die Kinder kamen weiterhin ausschließlich aus Ludwigsburg und besuchten nach wie vor die öffentliche Schule. In der unterrichtsfreien Zeit wurden die Mädchen mit Stricken und Nähen, die Knaben sinnigerweise mit Gartenarbeit beschäftigt. Morgens gab es Suppe, mittags eine Mehlspeise mit »Zugemüse«, abends Suppe und Kartoffeln, sonntags kam zum Mittagessen zusätzlich noch Fleisch dazu.

Das neue Mathildenstift scheint der Stadt und dem Stiftungsrat mehr Sorgen als Segen eingebracht zu haben. Das großzügig gebaute Haus war im Schnitt mit weniger als 20 Kindern nicht ausgelastet und deshalb unrentabel. Zur notwendigen Erhöhung der Kinderzahl fehlten der Stadt aber die Mittel. Der Betrieb durfte nicht viel kosten.

Die Hausaufsicht war billig, aber unqualifiziert. Einer Witwe wurde die Leitung übertragen, ihr zur Seite standen zwei ehemalige Spitalinsassen. Eine Regelung, die sich äußerst negativ auf den Betrieb und das Befinden der Kinder auswirkte, was aber nicht aufzufallen schien oder störte, da die Vertreter der Stadt die Anstalt nur selten zur Kontrolle besuchten. Dass der Schwamm Böden und Gebälk befallen hatte, kam noch dazu und verursachte unnötige Sanierungskosten.

Als Ausweg bot sich, wieder einmal, die Übergabe des Mathildienstifts an die private Wohltätigkeit an. Dieser Vorschlag kam im Februar 1834 von einer aus Mitgliedern des Bürgerausschusses und des Stiftungsrats gebildeten Sonderkommission. Auch ein Visitationsbericht, der im März 1834 angefertigt wurde, wies auf die Missstände im Mathildienstift hin. Obwohl der Bericht nicht sehr schmeichelhaft für den Stiftungsrat ausfiel, blieben die Verantwortlichen zunächst noch bei ihrer ablehnenden Haltung.

Besonders Hofkammerdirektor Kohlhaas machte sich für eine Übergabe an einen Privatverein stark und gab deshalb im Mai 1834 ein klares Votum für diese Lösung ab. Seiner Überzeugung nach war das »bleibende Gedeihen« solcher Anstalten nur durch »Eifer und freiwillige Opfer christlicher Nächstenliebe« möglich. Vergebens! Erst als sich der König Ende Oktober, enttäuscht über den Zustand des von ihm vor Jahren finanziell kräftig unterstützten Mathildienstifts, in die Debatte einschaltete und die Forderungen nach Änderungen begrüßte, stimmte der Stiftungsrat der Übergabe zu.

Am 22. Dezember 1834 veröffentlichte der Stiftungsrat im Wochenblatt einen »Aufruf an Menschenfreunde, das Mathildienstift betreffend«, in dem Männer und Frauen aller Stände aufgerufen wurden, einen Verein zur Leitung der Anstalt zu bilden. Auf diesen Aufruf schien Oberjustizrat Klett nur gewartet zu haben. Zwei Tage später teilte er dem Stiftungsrat mit, dass er zusammen mit Freunden und mehreren Frauen bereit sei, diesen Verein zu gründen, und er legte seinem Schreiben gleich einen 23 Paragraphen umfassenden Entwurf des Übergabevertrags bei. Schon am 27. Dezember wurde der Verein gegründet, mit Oberjustizrat Klett als Vorstand und zahlreichen prominenten Ausschussmitgliedern, u.a. Hofkammerdirektor Kohlhaas, Generalleutnant von Röder, Dr. A. H. Werner, Kommerzienrat Neidhardt, Orgelbauer Walcker. Am 12. Februar 1835 ratifizierte man den Vertrag und am 23. April fand die Übergabe der Anstalt an den »Verein für das Mathildienstift« statt, was der König mit Wohlgefallen zur Kenntnis nahm.

Ein Hausvater, der gleichzeitig auch Lehrer der Kinder war, leitete zusammen mit seiner Frau die Anstalt. Ein Aufseher für die Knaben und eine Aufseherin für die Mädchen sowie eine Magd und ein Knecht unterstützten die Hauseltern. Als Gegenleistung für die Überlassung des Gebäudes und des Gartens übernahm die Anstalt jährlich sechs arme städtische Kinder kostenlos. Die restlichen Kinder zahlten Kostgeld, auswärtige Kinder wurden, solange kein Ludwigsburger Kind zurückstehen musste, gerne aufgenommen. Wenn die Beschaffung des Kostgelds Schwierigkeiten bereitete, fanden sich Gruppen von Frauen zu kleinen Frauenvereinen zusammen, die das Kostgeld für einzelne Kinder übernahmen. Dr. A. H. Werner löste den Stadtarzt als behandelnden Arzt ab und stellte seine Dienste, wie übrigens alle anderen Vereinsmitglieder auch, unentgeltlich zur Verfügung. Ein Garten am Stuttgarter Tor wurde erworben, um die Knaben praxisnah in Gartenbau und Landwirtschaft zu »unterrichten« und nebenbei auch noch die Selbstversorgung mit Lebensmitteln sicherzustellen. Jedes Jahr wurde für die Gönner und Wohltäter der Anstalt, sozusagen als Tag der offenen Tür, eine Jahresfeier und für die Kinder ein Christfest veranstaltet.

1. Jahres-Bericht.

Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sey Ehre in Ewigkeit. Amen.

Röm. 11, 56.

Diese Worte enthalten die kurze Geschichte der Entstehung unserer hiesigen Rettungs-Anstalt für arme verlassene Kinder, unsere Hoffnung für sie und ihren Zweck. Mit dankbarem Herzen glauben wir, daß Gott, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, auch unsere Anstalt in's Leben gerufen hat.

Der Herr hat Großes auch an uns gethan, deß sind wir fröhlich!

Dies rufen wir freudig und dankbar allen geliebten Freunden und Wohlthätern unsers Hauses zu, indem wir ihnen hiemit unsern ersten Jahres-Bericht übergeben.

Geschichte der Anstalt unter der früheren Verwaltung.

§. 1.

* Bis zum Jahre 1825 wurde ein Theil der armen verlassenen Kinder der Stadt Ludwigsburg in dem hiesigen Stadt-Spital erzogen. Das längst gefühlte dringende Bedürfniß, sie dort wegzunehmen und unter besondere Aufsicht zu stellen, veranlaßte nun den Stiftungsrath zu dem am 8. September 1825 gefaßten Beschlusse, daß diese Kinder in dem obern Stock des Schornдорfer Thormachhauses untergebracht und der besonderen Aufsicht einer Hausmutter übergeben werden sollen.

Zugleich genehmigten damals der verewigten Königin Mathilde Majestät, daß diesem städtischen Institut der Name

Mathilden-Stift

beigelegt werden durfte, unter Zusicherung eines jährlichen Beitrags von 100 fl.

* Die in den §§. 1. und 2. enthaltenen geschichtlichen Daten sind größtentheils dem gedruckten Rechenschaftsbericht über die Gründung des Mathilden-Stifts vom Jahr 1852 entnommen.

Ab 1836 waren im Schnitt 65 Kinder im Mathildienstift untergebracht. Die Kosten lagen zwischen 3500 und 4000 Gulden pro Jahr, die größtenteils durch Geld- und Sachspenden der privaten Wohltäter finanziert wurden. Das Kostgeld stellte eine feste Einnahmengröße dar, während um Zuschüsse z. B. der Zentralleitung jedes Jahr erneut gebeten werden musste. Die jährlich abgelieferten Rechenschaftsberichte sollten die Bitten begründen und untermauern und wurden deshalb mit ausgesucht devoten Formulierungen verbrämt: »In dem wir unsere Anstalt aufs Neue der Huld und Gnade Euer Königlichen Majestät zu empfehlen uns erlauben, verehren wir ehrfurchtsvoll Euer Königlichen Majestät untertänigst – die Mitglieder des engeren Ausschusses des Mathilden-Stiftsvereins. 2. September 1840«.

Rund 30 Jahre leitete der Verein das Mathildienstift, bis es Ende 1876 von der Karlshöhe übernommen wurde.

*Verein zur Fürsorge für
entlassene Strafgefangene*

Ob Stadtpfarrer Jäger aus Schwäbisch Gmünd der erste war, der erkannte, dass sich Strafgefangene nach ihrer Entlassung ohne Hilfe nur recht schwer wieder in die Gesellschaft integrieren lassen, ist nicht bekannt. Bekannt ist jedoch, dass er als erster das Problem aufgriff und im Februar 1821 in einem

Bericht an die Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins die Gründung eines »Vereins von Menschenfreunden zur Fürsorge von entlassenen Strafgefangenen und deren Kindern« anregte. Seine Idee wurde aufgegriffen, von den zuständigen Stellen auch eifrig diskutiert, doch die Sache kam nicht so recht voran.

Inwieweit Jägers Vorschlag von Oberjustizrat Klett, dem seit Dezember 1825 im Amt befindlichen Leiter der Ludwigsburger Strafanstalt, unterstützt wurde, steht ebenfalls nicht fest. Klett regte aber Anfang 1829 in Ludwigsburg die Gründung einer von einem Privatverein geführten Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder von Verbrechen an, was allerdings vom Stiftungsrat unter Hinweis auf den Neubau des Mathildienstifts abgelehnt wurde.

Jägers Idee wurde erst Ende 1830 Realität, als in Stuttgart ein Zentralverein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene gegründet wurde. Ziel des Vereins war die »Beförderung der bürgerlichen und sittlichen Besserung von aus Strafanstalten Entlassener« beiderlei Geschlechts durch finanzielle Unterstützung sowie durch Hilfe bei der

Ludwigsburg. Samstag den 28. April
d. J. geruhren **Ihre Majestät die Königin** in Begleitung der **Königl. Prinzessin Auguste, Königl. Hoheit**, das hiesige Mathildienstift mit einem **Höchsten** Besuche zu beehren, sich unsere 62 arme Kinder vorstellen zu lassen und nach der Erziehung und Beschäftigung derselben, sowie nach der ganzen Einrichtung der Anstalt auf das Sorgfältigste sich zu erkundigen, auch eine kurze Prüfung der Kinder in **Höchst Ihrem** Beiseyn vornehmen zu lassen. **Höchst Dieselben** bethätigten **Ihre** gnädige Theilnahme an dem Wohle der uns anvertrauten Kinder später noch durch ein reichliches Geschenk. Wir fühlen uns gedrungen, gegen unsere tiefverehrte Landes-Mutter unsern ehrerbietigsten Dank hiemit auch öffentlich mit dem Wunsche auszusprechen: Gott segne und erhalte die **Königin** auch ferner mit dem ganzen hohen **Königlichen Hause!**
Die Vorsteher des Mathildienstifts,
in deren Auftrag:
Oberjustizrath Klett.

Ludwigsburger Tagblatt, 1. Mai 1849.

Unterbringung in einer geeigneten Arbeitsstelle. Die Altersgrenze lag bei 25 Jahren. Ein Rückfall hatte den Verlust der Unterstützung und erneute Bestrafung zur Folge. Lokale Hilfsvereine in den einzelnen Oberämtern sollten die Arbeit des Zentralvereins ergänzen.

Ende Januar 1831 genehmigte König Wilhelm I. die Statuten, am 6. März fand die konstituierende Wahl des Zentralausschusses statt. Einen Tag vorher erschien im Wochenblatt ein Aufruf zur Gründung eines Ludwigsburger Lokalvereins, dem am 8. März 56 Bürger Folge leisteten, unter ihnen Gerichtsnotar Krehl, Kommerzienrat Neidhardt, Buchhändler Nast jun., Diakon Süskind, Oberamtmann Weihenmayer vom Stiftungsrat und Oberjustizrat Klett als Vorstand. Dr. A. H. Werner trat später als Arbeitshaus-Arzt dem Verein ebenfalls bei. Mit Hilfe des Zentralvereins konnte Klett schon 1832 durchsetzen, dass zur »moralischen und religiösen Einwirkung auf die weiblichen Strafgefangenen« in der Ludwigsburger Strafanstalt eine Betreuerin eingestellt wurde, die durch praktischen Unterricht und Beratung die Gefangenen noch während der Haftzeit auf eine zweckmäßige Unterbringung und Beschäftigung nach der Entlassung vorbereiten sollte. Für männliche Gefangene plante Klett eine vergleichbare Einrichtung.

Als »Straffälligenhilfe« engagiert sich der Verein heute im Rahmen der »Sozialberatung Ludwigsburg e.V.« für die Belange von Straffälligen im Bezirk Ludwigsburg.

Frauenverein für die Kleinkinderschule

Armut und Verwahrlosung sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts häufig gleichgesetzt worden, denn wie wäre es sonst erklärbar, dass die Einrichtung von Kleinkinderschulen in einem Dekret der Kreisregierung unter anderem damit begründet wurde, dass arme Kinder schon in ihrer »zarten Jugend« der »verwahrlosenden Aufsicht« ihrer Eltern entzogen werden müssten. Weitaus gemäßigter formulierte dagegen der Ludwigsburger Frauenverein die Hauptaufgabe seiner Kleinkinderschule: »Armen Kindern von solchen Eltern, welche durch Lage und Berufsgeschäfte abgehalten sind, den Tag über der Erziehung derselben sich gehörig zu widmen, die Wohltat eines den Tag über liebend und pflegend sie bewachenden Auges zu verschaffen.«

Ludwigsburg spielte in Sachen Kleinkinderschule eine Vorreiterrolle im Land. Die erste Kleinkinderschule für arme Kinder wurde zwar im Februar 1829 in Stuttgart von einem Privatverein ins Leben gerufen, doch bereits ein Jahr vorher, im April 1828, hatte in Ludwigsburg der Privatlehrer Christian Klotz eine Kleinkinderschule, allerdings mit Schulgeld, als Vorbereitungs- oder Warteschule für die öffentliche Schule eröffnet. Als Klotz seinen Schulbetrieb im Mai 1832 einstellte, entstand eine Lücke, die es bald wieder zu schließen galt. Im Frühjahr 1833 entschlossen sich deshalb 16 Ludwigsburger Honoratiorenfrauen, den Betrieb einer Kleinkinderschule selbst in die Hand zu nehmen und einen Verein zu gründen, der die Schule leiten sollte. Die Frauen organisierten Unterrichtsräume im Gebäude des Mathildienstifts und engagierten eine Lehrerin, die schon in der Stuttgarter Kleinkinderschule Erfahrungen gesammelt hatte.

Am 10. August 1833 gingen die Frauen mit einem Aufruf im Wochenblatt an die Öffentlichkeit und forderten zu Spenden und zum Eintritt in ihren Verein auf. Unterzeichnet war der Aufruf u. a. von Johanne Baumgärtner, Wilhelmine Binder, Karoline Klett, Christiane Kohlhaas und Wilhelmine Süskind. Die Kleinkinderschule

wurde am 20. September 1833 mit elf Kindern eröffnet. Ende des Jahres hatte sich die Kinderzahl bereits verdoppelt. Die Kinder wurden im Alter von drei bis fünf Jahren aufgenommen. Die Entwicklung sowohl körperlicher wie geistiger Kräfte und Gaben stand im Vordergrund, genauso wie die Erziehung zu Ordnung, Sittlichkeit und Fleiß, wozu ausgedehnte Spaziergänge durch die Alleen und den Schlossgarten, leichte Handarbeiten, tägliche Gebete, Gesangsübungen, lehrreiche Erzählungen, meist aus der Heiligen Schrift, sowie das Auswendiglernen von Sprüchen aus der Bibel beitrugen. Durch die Macht christlicher Liebe sollten die Herzen der Kinder geöffnet und gewonnen werden.



Alte Gasse 1. Hier war die Kleinkinderschule von 1836 bis 1869 untergebracht.

Die Kleinkinderschule wurde durch die Beiträge der Vereinsmitglieder, Zuschüsse der Stadt und der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins sowie durch Spenden der Bürger finanziert. Als beratende männliche Mitglieder waren Oberjustizrat Klett, Hofkammerdirektor Kohlhaas und Dr. A. H. Werner als Kassier für den Frauenverein tätig.

Schon knapp ein Jahr nach Eröffnung erhielten die Vereinsfrauen ein dickes Lob. Im Visitationsbericht der Armen-Anstalten vom 10. März 1834 bemerkte der Visitor Schmidlin im Hinblick auf den schlechten Zustand der Ludwigsburger Industrieschule: »Vielleicht wäre es, bei der Untätigkeit der Männer, gut, wenn der Frauen-Verein veranlasst werden könnte, seine Tätigkeit auch auf diese Anstalt auszudehnen.«

Die Kleinkinderschule war ein voller Erfolg. Anfang 1835 wurden schon 44 Kinder betreut, eine zweite Lehrerin musste eingestellt werden. Nach der »Privatisierung« des Mathildienstifts im April 1835 musste sich der Verein für die Kleinkinderschule nach einem neuen Quartier umschauen. Man fand 1836 eine Parterre-Wohnung

zur Miete im Haus des Kammerdieners Fischer in der heutigen Alten Gasse 1. Im April war der Umzug. Gleichzeitig wurden jetzt auch Kinder bemittelter Eltern gegen Schulgeld aufgenommen. Durch die zentrale Lage in der Innenstadt stieg die Kinderzahl weiter an und der Platz wurde bald zu eng. Die Lösung des Problems bestand darin, dass der Verein dem Kammerdiener das Haus im Juli 1837 für 1800 Gulden abkaufte und für weitere 1120 Gulden durch Werkmeister Friedrich Baumgärtner umbauen ließ.

Friedrich Baumgärtner d. Ä. (1793–1862), Stadtwerkmeister und Stadtrat, entstammt einer alteingesessenen Ludwigsburger Werkmeisterfamilie. Als sozial engagierter Bürger plante er neben dem Umbau der Kleinkinder-

schule später auch den Umbau der Gebäude des Krankenhauses und der Kinderheilanstalt – ohne Bezahlung. Er beteiligte sich an der Errichtung der Rettungshäuser in Korntal und am Tempelhof bei Crailsheim ebenso wie an der Einrichtung des Kinder-Thermalbades »Herrnhilfe« von Dr. A. H. Werner in Wildbad.

Am 10. November 1837 konnte die neue Kleinkinderschule eröffnet werden. Man hatte jetzt Platz für 80 bis 100 Kinder, allerdings auch – trotz großzügiger Spenden – 1700 Gulden Schulden. Der eingeschlagene Weg war aber richtig: In einem Dekret der Kreisregierung vom September 1837 wurde die Kleinkinderschule als augenscheinlicher Beweis von Wohltätigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Anstalten beispielgebend hervorgehoben.

Kleinkinderschule. (Weihnachtsfest). Der unterzeichnete Verein beabsichtigt, auch dieses Jahr den Kindern der Anstalt am Mittwoch den 24. d. (Thomastag), Nachmittags 3 Uhr, eine Weihnachtsfreude zu bereiten, wozu, da das Lokal der Anstalt im Hause des Herrn Kammerdieners Fischer im Uelaf zu beschränkt ist, das Schulzimmer des Hrn. Schullehrers Lehrer von der Behörde verwilligt worden ist. Indem die Wohlthäter und Freunde der Anstalt zur Theilnahme herzlich eingeladen werden, wird zugleich bemerkt, daß die Lehrerin, Jungfer Kugler, allenfallsige Geldbeiträge oder andere Gaben in Empfang nehmen wird, sowie auch jedes Vereins-Mitglied dazu wieder sehr gerne bereit ist.
Ludwigsburg, den 10. Decbr 1836.
Der Verein für die Kleinkinderschule.

Ludwigsburger Wochenblatt, 13. Dezember 1836.

1838 wurden 80 Kinder betreut. Die jährlichen Weihnachtsfeiern waren ein willkommener Anlass, um Gaben der Liebe zu erbitten und damit die Kinder durch angemessene Christgeschenke zu erfreuen. Zur jährlichen Routine für den Vorstand wurden die Bittgesuche an die Zentralleitung um Gewährung oder sogar Erhöhung der Jahresbeiträge. Innerhalb Ludwigsburgs entwickelte sich sogar eine regelrechte Konkurrenz um die Verteilung der Beiträge der Zentralleitung zwischen der Kleinkinderschule, der Kinderheilanstalt und dem Privatkrankenhaus. Die ausgleichende Integrationsfigur, da in allen drei Institutionen engagiert, war Dr. A. H. Werner.

Dr. Werner war es auch, der 1868/69 auf dem Gelände seiner Kinderheilanstalt ein eigenes Gebäude, Wilhelmstraße 34, für die Kleinkinderschule erbauen ließ, das am 8. November 1869 eröffnet wurde. Ende 1880 übernahm die Wernersche Kinderheilanstalt die Kleinkinderschule von dem mit der Zeit immer schwächer gewordenen Frauenverein. In den Rechenschaftsberichten der Kinderheilanstalt wurde sie bis 1914 als Zweiganstalt aufgeführt.

Verein für das Krankenhaus

Karl Max Klett wurde am 17. August 1788 in Oppelsbohm bei Winnenden als Sohn eines Pfarrers geboren. Nach anfänglichem Theologie-Studium in Tübingen sattelte er 1806 auf Jura um. Nach Zwischenstationen in Oberndorf und Schwäbisch Gmünd wurde er im Mai 1819 in Tuttlingen als Amtsrichter angestellt und übernahm am 5. Dezember 1825 die Leitung des Arbeitshauses in Ludwigsburg. 1835 ernannte ihn der König in Anerkennung seiner sozialen Leistungen zum »Ritter des Ordens der württembergischen Krone«. Max Klett durfte sich fortan Max von Klett nennen, was er von sich aus aber nie tat. Er starb am 6. März 1851 in Stuttgart.

Schon in Tuttlingen setzte sich Klett erfolgreich für die Einrichtung eines Rettungshauses ein. Seine wahre Bestimmung und Aufgabe fand er dann in Ludwigsburg. Er war Gründungsmitglied des Ludwigsburger Gefangenen-Fürsorgevereins, des Privatvereins für das Mathildienstift, des Vereins für die Kinderheilanstalt, außerdem Berater des Frauenvereins für die Kleinkinderschule und Mitglied des Bezirks-Wohltätigkeitsvereins. Sein Eifer kannte keine Grenzen. Von Ludwigsburg aus setzte er sich darüber hinaus für die Errichtung von Rettungshäusern in Tübingen, Göppingen und auf dem Tempelhof bei Crailsheim ein. Seine verdienstvollste Leistung war jedoch die Gründung und fünfzehnjährige Leitung des privaten Krankenhauses, dessen Nachfolgeeinrichtung, die Stiftung Evangelisches Altenheim Ludwigsburg, in diesem Jahr auf eine 175-jährige Geschichte zurückblicken kann.

Der tiefgläubige Christ Max Klett gründete und leitete sein Krankenhaus im unerschütterlichen Vertrauen auf das Wort Gottes. So lautet der Paragraf 3 der Krankenhaus-Statuten von 1839: »Das Wort Gottes soll die einzige, allein gültige und unabänderliche Richtschnur sowohl für die ganze Leitung und Führung der Anstalt durch den Verein, als für die Dienst leistenden Pflegerinnen in Beziehung auf ihre Gesinnung, ihren Wandel und die von ihnen den Kranken zu leistende Pflege sein.« Und in der Broschüre »Nachricht über die Entstehung des Kranken-Hauses« heißt es einleitend: »Der Herr schenkte uns nun zu Anfang des Jahres 1836 durch den Glauben die Gewissheit, dass es Sein Wille sei, dass in der Stadt Ludwigsburg ein christliches Krankenhaus errichtet werde. Für die Ausführung hat Er selbst bereits alle Umstände so eingerichtet, dass wir weiter mit keinen andern Schwierigkeiten zu kämpfen hatten,

als mit denjenigen, welche in unserer eigenen Schwachheit und in unserem oftmaligen Kleinglauben lagen.« Der Begriff »Christliches Krankenhaus« taucht übrigens nur in dieser Passage auf, in allen Zeitungsberichten oder anderen Veröffentlichungen ist nur vom Krankenhaus und später dann vom Privatkrankenhaus die Rede.

Nach eigener Aussage wurde Klett durch einen im März 1833 in der »Evangelischen Kirchen-Zeitung« erschienenen Artikel über die Armen- und Krankenpflege von katholischen barmherzigen Schwestern in Koblenz zur Gründung eines Krankenhauses in Ludwigsburg angeregt. Bedarf bestand auf jeden Fall. Im Stadtsptal wurden nur kranke Ludwigsburger Bürger aufgenommen. Auswärtige, vor allem Dienstboten und Handwerksgesellen, die zwar in Ludwigsburg arbeiteten, aber hier kein Heimatrecht besaßen, blieb die Aufnahme ins Spital und damit die Versorgung im Krankheitsfall verwehrt. Anfang 1834 erschien deshalb im Wochenblatt ein von »mehreren Menschenfreunden« unterschriebener Leserbrief, der dem Stadt- und dem Stiftungsrat die Errichtung einer Krankenversorgungsanstalt für Dienstboten und Handwerksgesellen auf Versicherungsbasis empfahl.

So trat Anfang 1836 ein Kreis von »Männern, Frauen und Jungfrauen« aus dem Bekanntenkreis von Oberjustizrat Klett zu einem Verein für das Krankenhaus zusammen, zunächst mit dem Ziel, ein geeignetes Gebäude für das Krankenhaus zu finden und die für den Kauf nötigen Geldmittel in Form von Spenden oder verzinsten Anleihen aufzutreiben. Am 1. Mai 1836 reichte Klett beim Oberamt eine Eingabe zur Einrichtung einer freiwilligen Krankenverpflegungsanstalt für Dienstboten und Handwerksgesellen ein. Die »unausgesetzten menschenfreundlichen Bemühungen« von Oberjustizrat Klett wurden vom Stadtrat mit Dank und der Zusicherung kräftiger Unterstützung zur Kenntnis genommen. Den Rücken doppelt gestärkt, konnte der



Privatkrankenhaus, Schorndorfer Straße 49–53, um 1950.

Verein noch im selben Monat das Gebäude Schorndorfer Straße 51 kaufen und im Sommer nach Plänen und mit Hilfe von Werkmeister Friedrich Baumgärtner zum Krankenhaus umbauen. Der Stadtrat seinerseits sicherte dem Verein für die Gebäude Befreiung von sämtlichen städtischen Abgaben zu. Am 5. Dezember 1836 wurde das Krankenhaus mit »Gesängen, Gebeten und Reden« feierlich eingeweiht, eine Woche später zogen die ersten Kranken ein.

Die Leitung des Krankenhauses übernahm der Verein mit Oberjustizrat Klett als Vorstand, Gerichtsnotar Krehl als Sekretär und Kaminfeger Weigle als Kassier. Für die Bewirtschaftung des Krankenhauses war eine Vorsteherin oder Hausmutter verantwortlich. Zur Pflege der Kranken wurde sie von »christlichen Personen weiblichen Geschlechts« und, »wo es die Schicklichkeit erforderte«, von einem Krankenwärter unterstützt. Im Krankenhaus fanden gemäß dem Gründungsgedanken vor allem krankenversicherte Dienstboten und Handwerksgesellen Aufnahme, ferner städtische und auswärtige Arme ohne Bezahlung sowie Vermögende gegen Erstattung des Verpflegungsgeldes. Die Aufnahme geschah ohne Rücksicht auf die Konfession. Kranke ohne Aussicht auf Heilung wurden nicht aufgenommen, sie waren ein Fall für das Siechenhaus. Als Ärzte standen Dr. Höring und Dr. A. H. Werner sowie zwei oder drei Wundärzte zur Verfügung, die alle ihre Dienste unentgeltlich anboten.

Der jährliche Versicherungsbeitrag für Dienstboten und Handwerksgesellen, der von den Dienstherrschaften bzw. von den Meistern gezahlt werden musste, betrug 1840 für Männer 2 Gulden 12 Kreuzer, für Frauen 1 Gulden 48 Kreuzer und berechnete zu höchstens zwölf Wochen kostenlosem Aufenthalt im Krankheitsfall. Das tägliche Verpflegungsgeld belief sich auf 28 Kreuzer. Die neben der ärztlichen als genauso wichtig eingestufte religiöse Pflege der Kranken übernahmen Pfarrer der evangelischen bzw. katholischen Kirche Ludwigsburgs.

Als Anschubfinanzierung des Krankenhaus-Projekts erwarb der befreundete Pfarrer Spittler von der Deutschen Christentumsgesellschaft in Basel für 2500 Gulden Anleihen. Der König steuerte zur ersten Einrichtung 500 Gulden sowie für die nächsten sechs Jahre ein größeres Quantum Brennholz aus Mitteln der Staatskasse bei. Bei der laufenden Finanzierung des Krankenhauses war der Vorstand jedoch »nächst dem Segen des Herrn« und den direkten Einnahmen aus den Versicherungsbeiträgen bzw. den Verpflegungsgeldern vermögender Kranken weitgehend auf Spenden aus der Bevölkerung, auf Stiftungen und auf Zuschüsse staatlicher Behörden angewiesen. Größere Stiftungen von Stadtrat Eberhard Körner 1838 und von Kommerzienrat Neidhardt 1841 trugen spürbar zum Abbau des Schuldenberges bei.

Neben dem Verein für das Krankenhaus hatten von Beginn an die Ehefrauen der im Verein aktiven Männer einen Frauenverein gebildet, der sich unermüdlich und deshalb auch erfolgreich bemühte, durch gemeinsame Aktionen – z. B. durch den Verkauf selbst gefertigter Handarbeiten in Lotterien – Spenden für das Krankenhaus zu sammeln. Über das Jahr hin unterstützten Ludwigsburger wie auch Gönner aus der Region ihr Krankenhaus mit Geld- und Sachspenden, die von alter Leinwand, allen Arten von Lebensmitteln bis hin zu einem Maß Branntwein oder Büchern für die Bibliothek reichten.

Der Verein hatte anfangs fast 9000 Gulden Schulden. Er ließ sich dadurch aber nicht entmutigen, und die erzielten Erfolge zeigten den Verantwortlichen, dass man auf dem richtigen Weg war. Von November 1837 bis November 1838 wurden insgesamt 177 Personen im Alter von 12 bis 69 Jahren behandelt. 142 sind in diesem Zeitraum als geheilt, 19 als gebessert und nur zwei als unheilbar entlassen worden. Sechs

Vermischte Nachrichten.
 (Bitte um alte Leinwand.) Bei
 der jezigen beträchtlichen Anzahl von Kran-
 ken im Krankenhause wäre eine Beisteuer
 an alter Leinwand wohl angelegt; ich er-
 laube mir daher, diejenigen werthen Fami-
 lien, welche dergleichen entbehren können,
 ergebenst und angelegentlich darum zu bit-
 ten, zum Voraus für gütige Zusendungen
 dankend.
 Mathilde Wölflé,
 Vorsteherin des Krankenhauses.

Ludwigsburger Wochenblatt, 15. Januar 1839.

planten Form nicht realisiert werden. Dr. A. H. Werner blieb es vorbehalten, mit Unterstützung von Max Klett 1841 in einem Haus in der Hospitalstraße seine eigene Kinderheilanstalt zu eröffnen.

Die weitere Entwicklung des Krankenhauses über die Umwandlung in ein Frauenheim bis hin zur Altenheim-Stiftung ist ausführlich in einer 2010 von Albert Sting verfassten Chronik nachzulesen.

Der Verein zur Gründung einer Kinderheilanstalt

Man kann wohl mit einiger Berechtigung sagen, dass uns der altwürttembergische Pietismus in seiner reinsten Form mit seiner Philosophie und seinem Verhaltenskodex heute fremd geworden ist. Wir anerkennen zwar respektvoll und auch beschämt die Leistungen und die Entsagungsbereitschaft von Männern wie Max Klett oder August Hermann Werner und deren Ehefrauen, aber letztlich fällt uns der Zugang zu ihren Beweggründen doch schwer. Bei einschlägigen Zitaten könnte der Autor daher missverstanden werden und in den Verdacht kommen, deren Wortwahl oder Argumentation nicht ernst zu nehmen. Dies ist keineswegs beabsichtigt. Alle Zitate sind als Zeit- und Gesinnungszeugnisse zu sehen.

Wie sich also August Hermann Werner, dem »Kinderheilanstaltsvater«, nähern? Die in schwärmerischen Tönen verfassten Lebensbilder, deren Veröffentlichung schon bald nach seinem Tod begann, helfen nicht wirklich weiter. So ist in einer Charakterstudie aus dem Jahr 1891 zu lesen: »In dem Eindruck, den er bei Fernstehenden hinterließ, war meist die Erinnerung an den freundlichen Blick seines Auges voll Frieden und Herzlichkeit seines ganzen Wesens das durchschlagende. Der tiefe Ernst seines Christentums war die lebendige Quelle für seinen fröhlichen, freundlichen Sinn. Wie der Glaube seines Lebens und Wirkens Grund, so war die Liebe die eigentliche Seele, die treibende Kraft. Dienende, opferwillige Liebe war es, worin er lebte und webte. Wo es galt, einen tröstenden Besuch zu machen, da war ihm kein Weg zu weit, da achtete er keine Ungunst des Wetters, keine körperlichen Gebrechen. Helfen, und womöglich gründlich und ganz helfen, war sein Bestreben. Auch zürnen konnte er und heftig aufbrausen und sein bolzgerader offener Sinn hielt nicht hinterm Berge, wenn ihm etwas nicht gefiel! Doch lehrte ihn die Liebe, auch um Verzeihung zu bitten, wo er gefehlt, und bewahrte ihn vor allem Nachtragen.«

Patienten starben in dieser Zeit. Für uns sind die Krankheitsschwerpunkte interessant: 28 Fälle von Krätze, 23 Fälle von Hals- und Lungenerkrankungen, 20 Fälle von Magenerkrankungen, 18 Fälle von Rheuma, 13 Fälle von Geschwüren – und »eine Person mit Fresssucht und Neigung zum Entwenden«.

Das von Max Klett und Dr. A. H. Werner zunächst angestrebte Ziel, innerhalb des Krankenhauses auch eine eigene Abteilung für arme und gebrechliche Kinder einzurichten, konnte in der ge-

August Hermann Werner war, wie auch Beate Paulus von der Brüdergemeinde auf dem Salon, geprägt von den Vorbildern der direkten Vorfahren. Seine Mutter, eine Tochter des Ludwigsburger Waisenhaus-Schulmeisters Israel Hartmann, eines überzeugten Vertreters des Pietismus, war eine »fleißige Beterin«. Sie hielt ihn dazu an, den schmalen Weg der Tugend einzuschlagen. So wurde August Hermann Werner ein Arzt, der auch Seelsorger war, oder ein Seelsorger, der auch Arzt war.

1808 geboren, ließ er sich nach seinem Studium in Tübingen, München und Würzburg am 5. August 1834 in Ludwigsburg als innerer Arzt und »Hebarzt« nieder, nachdem er vorher bereits zwei Jahre lang in Neckarsulm praktiziert hatte. In Oberjustizrat Max Klett fand er einen Gleichgesinnten. Klett war es auch, der ihn ermunterte, in den

Privatverein für das Mathildienstift einzutreten und nach der Übernahme des Stifts durch den Verein Anfang 1835 die Funktion des Hausarztes zu übernehmen. Schon in seiner Neckarsulmer Zeit hatte Werner in einem anklagenden Zeitungsartikel von der für ihn nur schwer verständlichen Praxis der Kinder-Rettungshäuser gelesen, zwar arme, verlassene oder verwaehrte, aber keine kranken Kinder aufzunehmen. Als Arzt im Mathildienstift erlebte Werner dann hautnah die Problematik dieses Vorgehens, als Anfang 1836 ein an »Beinfraß« erkranktes pflegebedürftiges Mädchen abgewiesen wurde. Er konnte das Kind ersatzweise bei Privatfamilien unterbringen und gesund pflegen, nahm den Vorfall aber zum Anlass, endlich selber etwas gegen diesen Missstand zu unternehmen. Werner gründete den Verein zur Gründung einer Kinderheilanstalt in Ludwigsburg.

Das Sammeln von Spenden für die Bildung des benötigten Startkapitals war zunächst die Hauptaufgabe des Vereins. Unterstützt wurde Werner dabei u.a. von Oberjustizrat Klett, Fabrikant Weigle sowie den Kaufleuten Gmelin und Ungeheuer. Daneben führte ihn im Oktober 1837 seine Hochzeit mit der Kaufmannstochter Karoline Gmelin in die höheren Stände der Stadt ein, was sich für seine wohlthätigen Bemühungen durchaus positiv ausgewirkt haben dürfte. In der evangelischen Wochenzeitschrift »Der Christenbote«, die von einem seiner Förderer, dem Stadtpfarrer Burk aus Großbottwar, herausgegeben wurde, stellte Werner im Juli 1837 zum ersten Mal seine Vorstellungen von Aufbau und Funktion der von ihm geplanten Kinderheilanstalt öffentlich vor.

Bis zur Realisierung der Idee sollten noch vier Jahre vergehen. Solange musste sich Werner mit der Pflege von kranken Kindern in Privatfamilien als unbefriedigende Zwischenlösung behelfen. Neben der Betreuung seiner Praxis und der Pflege von Kindern in den Familien setzte sich Werner immer wieder für unverschuldet in Not geratene Mitmenschen ein: 1835 z. B. für einen verunglückten Fuhrmann, 1836 für das Mädchen mit dem Beinfraß, 1837 für die Opfer eines Brandunglücks in Rutesheim oder 1838 für die an einem Nervenfieber erkrankten Bewohner von Freudenstein. Er rief zur Unterstützung auf, sammelte die Spenden und veröffentlichte die Liste der Wohltäter und ihrer Beiträge im Wochenblatt.

Vermischte Nachrichten.
Ludwigsburg. Den verehrten Bewohnern der hiesigen Stadt und Umgegend mache ich die ergebenste Anzeige, daß ich mich dahier als innerer Arzt und Hebarzt niedergelassen habe. Den 5. August 1834.
Hermann Werner, Med. Dr.,
wohnhaft bei Hrn. D. W. Fischer
in der Metzgerstraße Lit. C. Nro 3.

Ludwigsburger Wochenblatt, 9. August 1834.

Am 15. April 1841 erschien im Wochenblatt eine kleine Anzeige, in der ein gewisser Speidel ein »Logis, bestehend in zwei heizbaren Zimmern, Küche, Bühnenkammer, Platz im Keller und Alkov« in seinem Haus in der heutigen Hospitalstraße 29 zur Miete anbot. Werner griff zu. Dieses heute noch – allerdings in einem erbarmungs-



*Hospitalstraße 29.
Hier war 1841/42 die erste Unterkunft der Wernerschen Kinderheilanstalt.*

würdigen Zustand – bestehende Haus ist demnach die wahre Wiege der Wernerschen Kinderheilanstalten. Nach den passenden Räumen fand Werner auch noch eine »mit Kinderliebe ausgerüstete Pflegerin«. Somit konnte er den Ludwigsburgern am 6. Juli 1841 im Wochenblatt mitteilen, dass »endlich an Jacobi d.J. [25. Juli], vorläufig im Kleinen, im Kammerdiener Speidel'schen Haus eine Anstalt zur Pflege und Heilung armer kranker Kinder ins Leben treten« werde. Mit dieser erfreulichen Mitteilung verband er die Bitte um wohlwollende Unterstützung und herzliche Fürbitte.

Was im Einzelnen die Fürbitten der Ludwigsburger bewirkt haben, ist nicht bekannt. Bekannt dagegen ist, was sie an Geld- und Sachspenden zum Gedeihen ihrer Kinderheilanstalt beigetragen haben. Für die kleinste Geldspende in Höhe von 12 Kreuzern bedankte sich der Kassier im Wochenblatt genauso wie für eine Erbschaft von 50 Gulden oder die verschiedensten Sachspenden für die Erstausrüstung der Kinderheilanstalt. Am 23. Juli 1841 wurde die Kinderheilanstalt von Dr. August Hermann Werner mit dem Einzug von zwei Kindern eröffnet und »mit Gebet und Flehen zum Herrn eingeweiht«. Der Verein zur Gründung einer Kinderheilanstalt konnte damit aufgelöst und ein neuer Verein gegründet werden.

Der Verein für die Kinderheilanstalt

Der neue Verein – mit Dr. A. H. Werner als Vorstand und Oberjustizrat Klett, Dekan Christlieb, Orgelbauer Walcker und Pfarrer Dierlamm als weitere Ausschussmitglieder – übernahm die Leitung der Anstalt. Ein bescheidener Anfang war gemacht. Werner hatte seine Ideen, die er 1837 im »Christenboten« vorgestellt hatte, endlich verwirklicht. Er war Leiter seiner eigenen Kinderheilanstalt, die chronisch kranke oder verkrüppelte Kinder zwischen zwei und vierzehn Jahren aus dem ganzen Land aufnahm, »umso mehr, je elender, hilfsbedürftiger und gebrechlicher sie sind«. Auch Kinder vermögender Eltern, denen seine »Einrichtungen nicht zu gering sind«, nahm er auf.

Werner stellte Kontakte zu den Kinder-Rettungshäusern im Land her und bat um Übergabe von Patienten gegen ein Kostgeld von 44 bis 50 Gulden pro Jahr. Gemeinden oder Privatpersonen, die ihm Kinder überließen, verrechnete er im ersten Vierteljahr zunächst 24 Gulden, gewährte dann aber bei längerem Aufenthalt gestaffelte Rabatte. Eine kostenfreie Pflege lehnte er grundsätzlich nicht ab, machte sie jedoch von der augenblicklichen finanziellen Situation der Anstalt abhängig.

Werner sah seine Kinderheilanstalt auch als eine Erziehungsanstalt und legte deshalb größten Wert auf die schulische und religiöse Ausbildung seiner Pfleglinge, für die er anfangs zwei Lehrer der öffentlichen Schule verpflichtete. Ab 1842 beschäftigte er zusammen mit der Kleinkinderschule einen eigenen Lehrer mit dem nötigen Verständnis für kranke oder behinderte Kinder. Bei der ärztlichen Versorgung teilten sich Dr. Werner und Dr. Hubbauer die Arbeit. Werner war für die innere, Hubbauer für die wundärztliche Behandlung zuständig.

König Wilhelm I. unterstützte die Gründung der Anstalt einmalig mit 500 Gulden, alles Weitere musste über Kostgelder oder Spenden aus der Bevölkerung erwirtschaftet werden. Keine leichte Aufgabe für Werner, zumal in Ludwigsburg – wie schon erwähnt – bereits drei wohltätige Anstalten mit gleichem Finanzierungsmodell arbeiteten: Kleinkinderschule, Mathildienstift und Privatkrankenhaus. Da Klett und Werner in allen Anstalten bzw. deren Fördervereinen tätig waren, entstand jedoch keine Konkurrenz, sondern gegenseitige Hilfe. So erinnerte Klett im Wochenblatt daran,

Entstehung und Fortgang
der
Kinder-Heil-Anstalt



zu

LUDWIGSBURG

bis zum 30. Novbr. 1843.

Erster Jahresbericht der Wernerschen Kinderheilanstalt, 1843.

neben den drei bereits etablierten Anstalten die neu entstandene Kinderheilanstalt nicht zu vergessen. Oder er teilte beispielhaft das Opfer eines Jahresfestes des Mathildenstifts zu gleichen Teilen zwischen dem Stift und der Kinderheilanstalt auf. Ebenso wurde die Bitte um Christgeschenke in einer gemeinsamen Anzeige in der Zeitung vorgebracht.

Die Ludwigsburger Bürger schätzten ihre Kinderheilanstalt und honorierten den selbstlosen Einsatz Werners sowie seine lesenswerten Bittrufe in der Zeitung mit den unterschiedlichsten Wohltätigkeiten: Die Bürgergesellschaft richtete während eines Maskenballs im »Waldhorn« eine Würfel-Spielbank ein, deren Erlös – 40 Gulden – für die Kinderheilanstalt bestimmt war. Verschiedene Frauen organisierten sich und stellten die Erträge ihrer Gärten der Küche der Anstalt zur Verfügung. 32 Personen sponserten für ein Jahr die Miete, 16 weitere den Lohn des Dienstpersonals. Die gespendeten Naturalien reichten vom »Schröpfungsschnepper« bis zum Fass Wein.

Werner verstand sich bestens auf eine wirkungsvolle Öffentlichkeitsarbeit und nutzte die örtliche Presse als ideales Kommunikationsorgan. Seine Bittaufrufe sind lesenswert. So heißt es z. B. im Tagblatt vom 11. Dezember 1847: »Ludwigsburg. Kinderheilanstalt. (Bitte an fröhliche und nicht fröhliche Geber.) Warum sollten wir uns nicht an die Nichtfröhlichen wenden? Haben wir doch schon die Erfahrung gemacht, dass die nähere Kunde und selbst noch mehr der eigene Anblick all' der verschiedenen Formen menschlichen Elends, das Ihr bei einem Besuche unserer armen, kranken, siechen, lahmen, halberblindeten, verkrümmten, schwachsinnigen, fallsüchtigen, Ausschlag behafteten, Knochenfraß und Geschwür leidenden, wassersüchtigen usw. Kinder sehen könnt, – auch unfrohliche Geber also stimmte, dass ihr Mund vom Lobe Gottes ertönte, der sie vor solchem Übel bewahrt hat, und ihre Hände bereit wurden, mit Freuden ein Scherflein beizutragen, um die Not dieser Elenden lindern zu helfen. Darum rufen wir getrost auch Euch, die Ihr vielleicht noch irgend ein Aber! im Herzen habt, das Euch bisher am Geben hinderte, zu: Gedenket unserer 32 armen Pflöglinge an Weihnachten, gebt ihnen auch einen Abtrag von dem, was Euch der Herr liebevoll zukommen ließ an zeitlichen Gaben. Es wird Euch gewiss nicht reuen. Wir müssen uns diesmal an Euch wenden, denn unsere Kasse ist leer, und der Ausgaben sind viele, und der Hilfesuchenden mehr, als wir aufnehmen können. Bei Euch fröhlichen Gebern aber können wir uns kurz fassen. Ihr wisst aus der Bibel, und werdet es auch schon in Freud und Leid erfahren haben, dass Euch der Herr lieb hat; nun so zeigt im Mitteilen an seine geringsten Brüder, dass Ihr Ihn auch lieb habt! Herzlichst im Namen unseres Vereins und der Kinder Euch allesamt grüßend Euer alter Bettler August Hermann Werner.«

Die von ihm veröffentlichten Spenderlisten mit teilweise leicht erkennbaren anonymisierten Spender-Namen reichten manchmal über mehrere Spalten und regten sicher zu weiteren Spenden an. Sogar General Mylius ließ 1850 der Kinderheilanstalt aus Paris 9 Gulden 20 Kreuzer zukommen. Werner konnte befriedigt feststellen, dass die Spendenbereitschaft des wohlthätigen Publikums in gleichem Maß wie die sich mehrende Kinderzahl anwuchs, was auch nötig war, denn bis 1855 erhielt die Anstalt keine regelmäßige Unterstützung von der Zentraleitung des Wohltätigkeitsvereins.

Eine große Herausforderung war deshalb der schon ein Jahr nach Gründung der Anstalt notwendig gewordene Kauf eines eigenen, größeren Hauses zur Unterbringung der steigenden Kinderzahl. Am 24. März 1842 wurde im Wochenblatt der Verkauf eines Hauses in der Hospitalstraße 7 angekündigt. Der Verein konnte das Haus

für fast 3500 Gulden erwerben, aber nur 500 Gulden selbst finanzieren. Der Rest musste – wie damals üblich – durch den Verkauf von Aktien oder Anleihen, am besten unverzinslich oder möglichst niedrig verzinst, finanziert werden. Seine Aufforderung, Aktien zu kaufen, untermauerte Werner mit einer an die Bergpredigt erinnernden Verheißung: »Der Herr, der keine mit redlichem Herzen zur Unterstützung Leidender gegebene Gabe unbelohnt lässt, möge auch hiezu Herzen erwecken und sie dafür reichlich für Zeit und Ewigkeit segnen!«

Fünf Jahre später sah sich Werner in einer ähnlichen Situation. Eine Erweiterung der Anstalt wurde unumgänglich, das Haus in der Hospitalstraße 7 musste um ein Stockwerk erhöht werden. Werner warb wieder für den Kauf von Aktien im Wert von



Wernersche Kinderheilstalt, Hospitalstraße 1–9, um 1900.

50 oder 100 Gulden. Unterstützt wurde er von einer Gruppe von Damen aus Honoratioren-Kreisen, die eine Lotterie zugunsten des Umbaus organisierten und mit dem Verkauf von Losen zu 6 Kreuzern bei der Ziehung am 30. Oktober 1851 einen Reinerlös von rund 480 Gulden erzielten.

Ab Mitte der 1850er Jahre bewilligte dann die Zentraleitung des Wohltätigkeitsvereins regelmäßige Zuschüsse an die Kinderheilstalt, anfangs 100 Gulden, ab 1860 jährlich 250 Gulden. Die Kinderheilstalt war durch den Einsatz des Vereins um Dr. Werner und dank der Unterstützung durch die Bevölkerung von Ludwigsburg und der Region zu einem anerkannten und unentbehrlichen Glied innerhalb der Wohltätigkeit des Landes geworden.

Zum Leben von Dr. August Hermann Werner und zur weiteren Entwicklung der Kinderheilstalt sei auf die tabellarische Zusammenfassung am Ende des Aufsatzes verwiesen.

Seine Biographen rühmten ihn als den »Flügelmann und Vorkämpfer der Caritas in Württemberg« oder als den »Vorkämpfer und Pionier katholischer Liebestätigkeit«. Heute ist das Leben und Werk von Eduard Vogt selbst in Ludwigsburg, wo er zwanzig Jahre lang als katholischer Stadt-, Garnisons- und Arbeitshauspfarrer tätig war, so gut wie vergessen. Wie es dazu kam, ist nicht klar, denn Pfarrer Vogt hat als Seelsorger Bedeutendes in Ludwigsburg geleistet und als Schöpfer der katholischen Rettungshäuser neue Wege innerhalb der Diözese Rottenburg beschritten.

Der gebürtige Oberschwabe – er wurde 1814 in Ehingen geboren – trat seine erste eigene Pfarrstelle 1844 in Ludwigsburg in der Diaspora an. Vogt war beeindruckt und beeinflusst von Johann Hinrich Wichern und der von ihm ins Leben gerufenen Inneren Mission der evangelischen Kirche. In Ludwigsburg lernte Vogt die im katholischen Oberschwaben bislang unbekannteten Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder kennen, hier erfuhr er als Stadtpfarrer am eigenen Leib die Not großer Teile der Bevölkerung. Er sah die Diözese Rottenburg als »eine öde Heidefläche im Gebiet der katholischen Kirche«, in der man vergebens nach einer Rettungsanstalt für die verwahrloste Jugend oder nach einem Haus für die Pflege armer Kranker sucht. Er erkannte die Notwendigkeit, helfen zu müssen.

Obwohl die Wohltätigkeitsvereine Ludwigsburgs den Bedürftigen ohne Rücksicht auf ihre Konfession halfen, rief Vogt am 10. Februar 1845 einen »Unterstützungsverein für Arme der katholischen Stadt- und Landgemeinde« ins Leben. Allerdings gewann der Verein im Vergleich zu den anderen Vereinen dieser Art in Ludwigsburg nie richtig an Bedeutung.

Im Frühjahr 1847 wurde Eduard Vogt von Ludwigsburg aus landesweit aktiv. Unter der Überschrift »Katholische Anstalten für Jugenderziehung, Armen- und Krankenpflege« veröffentlichte er im Ulmer »Donauboten« sein Caritasprogramm, in dem er u.a. Waisenhäuser, Kinderrettungs- und Erziehungsanstalten sowie Vereine zu wohlthätigen Zwecken als eigenständige katholische Einrichtungen forderte. Er wurde damit zur treibenden Kraft einer Bewegung, die sich die Gründung von katholischen Kinderrettungsanstalten als erstes und wichtigstes Ziel vorgenommen hatte. Die Wirren der Revolution verzögerten das Vorhaben zunächst, doch am 21. Dezember 1848 war Pfarrer Vogt endlich am Ziel. Er konnte in Gundelsheim die Sankt Nikolauspflge als die erste katholische Kinderrettungsanstalt Württembergs, an deren Gründung er maßgeblich beteiligt war, mit einer Festpredigt einweihen. »Das Vermögen der Anstalt besteht in dem unbegrenzten Vertrauen auf Gott und die Liebe der katholischen Brüder und Schwestern«, lautet ein Passus in den Statuten – Worte, wie sie ähnlich auch Max Klett oder Dr. A. H. Werner verwendet haben.

Ebenfalls von Ludwigsburg aus realisierte Vogt seinen Plan der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift. Am 14. Mai 1848 erschien die erste Nummer des »Kirchlichen Wochenblatts aus der Diözese Rottenburg«, gedacht als ein Medium, in dem über karitative Ideen und Bestrebungen innerhalb der Diözese referiert und diskutiert werden konnte. Zum Leidwesen Vogts war dieses Projekt auf Dauer nicht erfolgreich und musste Ende 1849 eingestellt werden. Aufgrund seiner Erfahrungen als Anstaltspfarrer im Ludwigsburger Arbeitshaus setzte sich Vogt 1849 für die Schaffung eines rein katholischen Fürsorgevereins für entlassene Strafgefangene ein. Offensichtlich war er mit der Betreuung der katholischen Gefangenen durch den bereits 1831 gegründeten überkonfessionellen Fürsorgeverein nicht zufrieden.

Neben seiner erfolgreichen karitativen Arbeit für die Diözese vernachlässigte Vogt seine eigentlichen pastoralen Aufgaben als Stadtpfarrer keineswegs. Im Gegenteil, mit gleichem Eifer setzte er sich für seine Gemeinde ein. In seine Amtszeit fallen u.a. der Kauf des Pfarrhauses in der Mömpelgardstraße (1845), die Gründung eines Kirchengesangvereins (1850), die Einrichtung einer katholischen Schule (1855) und der Kauf des Schulhauses neben dem Pfarrhaus (1860). Außerdem verdankt ihm die Gemeinde die erste ausführliche Pfarrchronik.

Stadtpfarrer Vogt verließ Ludwigsburg 1864 und übernahm die Pfarrstelle in Betzenweiler (bei Riedlingen). Er starb 1880.

Armen-Unterstützungsverein

»Der hiesige Armen-Unterstützungs-Verein verdankt seine Entstehung zunächst einem kleinen Kreise von Armenfreunden, welche bei ihren geselligen Zusammenkünften sich zugleich die Aufgabe stellten, verschämten Bedürftigen unserer Stadt mit Rat und Tat beizustehen. Ihre Erfahrungen über die Zahl und Not solcher Armen veranlasste sie zu einem öffentlichen Aufrufe an Gleichgesinnte im hiesigen Tagblatte zur Bildung eines Vereins zur Unterstützung der hiesigen Armen.« Mit dieser Passage eröffnete der Vorstand den ersten Rechenschaftsbericht des Vereins, der am 2. April 1847 im Tagblatt erschien. Dem darin erwähnten Aufruf an Gleichgesinnte, der am 6. Februar 1846 im gleichen Blatt erschienen war, folgten zahlreiche Bürger. Bereits am 15. Februar konnten die vorgelegten Statuten beschlossen werden. Dem Gründungs-Ausschuss gehörten neben Fabrikant Weigle als Vorstand Garnisonsprediger Binder, Stadtrat und Silberarbeiter Louis Bühler, Dekan Christlieb, Reallehrer Glöckler, Oberamtsarzt Dr. Höring, Gerichtsnotar Krehl, Kaufmann Ad. Ruthardt sowie der katholische Stadtpfarrer Vogt an.

Zweck des Vereins war es, »wahrhaft bedürftigen, hier wohnenden Armen, besonders solchen, welche aus öffentlichen Kassen entweder gar nicht oder nicht genügend unterstützt werden können, wirksame Hilfe zu reichen, die Ursachen der Armut möglichst zu beseitigen, und namentlich dem mutwilligen Bettel entgegen zu arbeiten«. Vorstand und Ausschuss waren davon überzeugt, dass »den Armen nicht einseitig durch bloßes Geben und Helfen im Ökonomischen, sondern nur durch allseitige väterliche Fürsorge für ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse geholfen werden könne«. Unterstützung durch Geld allein sollte so lange es geht vermieden und stattdessen Hilfe zur Selbsthilfe angeboten und ermöglicht werden. »Als ein Recht dürfe niemals eingefordert werden, was von der Liebe erbeten werden sollte.«

Der Verein wollte seine Wohltaten nicht nach dem Gießkannenprinzip verbreiten, er wollte gezielt, individuell und im Idealfall auch schon vorbeugend helfen. Dazu musste er mit den Armen in Kontakt kommen und ihre Probleme kennenlernen. Diese Aufgabe übernahmen vom Verein ausgewählte Armenpfleger. Die Stadt wurde in 32 Bezirke eingeteilt. In jedem Bezirk betreute ein Armenpfleger etwa fünf Familien. Neben Mädchenschullehrer Buhl, Apotheker Bischoff, Orgelbauer Walcker, Wundarzt Dr. Hubbauer waren auch Oberjustizrat Klett und Dr. A. H. Werner als Armenpfleger im Einsatz.

Die Aufgaben der Armenpfleger wurden in einer 15 Punkte umfassenden Instruktion festgehalten, die in ihren Hauptpunkten – Ursachenforschung, Fehleranalyse, Gesundheitsvorsorge und Hygiene, Überwachung des Schulbesuchs der Kinder, Fest-

legung von Hilfsmaßnahmen – bis heute nichts an Aktualität verloren hat. Die vom Armenpfleger vorgeschlagenen Unterstützungen, wie z. B. kostenlose Bekleidung, Lebensmittel oder Möbel, Lehrgeld für Kinder, Ersatz von Werkzeug, mussten vom Vereinsausschuss genehmigt werden. Die Gewährung einer Unterstützung war dabei an keine Konfessionszugehörigkeit gebunden. Die Umsetzung der eingeleiteten Hilfe kontrollierte ebenfalls der Pfleger.

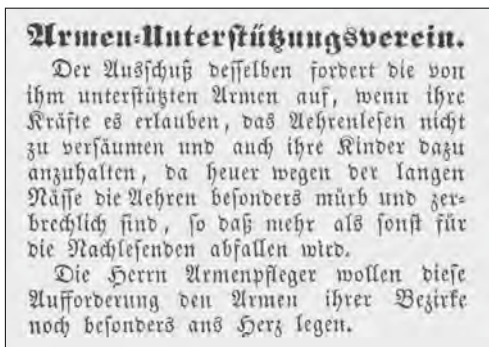
Die Regeln des Vereins waren streng. Der oberste Grundsatz »Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen« (2. Thessal. 3,10) gab die Richtung vor. Wer Ermahnungen nicht befolgte, seinen Lebenswandel nicht änderte, Arbeit ablehnte oder die Armenpfleger hinters Licht führte, dem entzog der Ausschuss die Hilfe, ebenso demjenigen, der beharrlich den Besuch des Sonntagsgottesdienstes versäumte oder durch das Tragen von kostbaren Kleidern, Hüten und dergleichen zu Ärgernis Anlass gegeben hatte. Tatsächlich schien die Bevölkerung die Armen recht genau beobachtet zu haben, wie ein Leserbrief vom August 1850 beweist, in dem namentlich bemängelt wurde, dass sich die Armen zwar bereitwillig unterstützen ließen, beim Ährenlesen aber nur selten auf den Feldern zu sehen seien.

Der Verein finanzierte sich aus den Beiträgen der Mitglieder, etwa drei bis vier Gulden pro Jahr, aus Geld- und Sachspenden aus der Bevölkerung sowie aus Zuwendungen seitens des Königshauses. Bereits im ersten Jahr zählte der Verein 318 Mitglieder, so dass rund 2000 Gulden zur Betreuung von 100 Familien zur Verfügung standen. Die Gründung des Vereins Anfang 1846 erfolgte, eher unbewusst, zur rechten Zeit, denn das Jahr 1847 ging infolge von Missernten und der damit verbundenen Teuerung als ein weiteres Hungerjahr nach 1816 in die württembergische Geschichte ein. Als erste Reaktion richtete der Verein in Gemeinschaft mit dem städtischen Stiftungsrat eine »öffentliche Speisungs-Anstalt« ein, in der täglich bis zu 300 warme Mahlzeiten für zwei Kreuzer abgegeben wurden. Zusätzlich verteilte der Verein annähernd 9000 Brotmarken im Wert von fünf Kreuzern, die den Brotkauf entscheidend verbilligten.

Hilfsvereine des Armen-Unterstützungsvereins

Drei Frauenvereine unterstützten als sogenannte Hilfsvereine die Arbeit des Armen-Unterstützungsvereins, vor allem bei der Betreuung weiblicher Armen.

Am 25. März 1847 schlossen sich die Frauen der im Verein tätigen Männer zu einem »Frauenverein zur Beschäftigung weiblicher Armen« (auch: »Arbeitsverein«) zusammen. Die Idee war einfach und einleuchtend: Die Vereinsfrauen beschafften zunächst aus Spenden oder eigenen Mitteln Näh- und Strickzeug sowie Garn, Leinwand und Wolle, stellten dieses Material armen Frauen zur Verfügung, die daraus Hemden nähten oder Socken und Strümpfe strickten. Diese Produkte wurden auf



Ludwigsburger Tagblatt, 6. August 1851.

Messen, Basaren oder über Anzeigen in der Zeitung verkauft. Mit dem Erlös wurden zum einen die Näherinnen und Strickerinnen entlohnt, zum anderen wurde neues Material eingekauft. 1853/54 wurden z. B. von 49 Frauen u.a. 95 Hemden, 831 Paar Socken und 263 Paar Strümpfe gestrickt. Kaufmann Ruthardt gelang es, den gesamten Bestand an Socken nach New York zu verkaufen, so dass unter den Frauen insgesamt ein Verdienst von 332 Gulden aufgeteilt werden konnte. Problematisch wurde es immer nur dann, wenn der Absatz stockte und die Einnahmen fehlten, um neues Material zu kaufen. Bei ausbleibender Hilfe von außen konnten dann nicht mehr alle bedürftigen Frauen beschäftigt werden.

Ein zweiter Hilfsverein, der 1849 eingerichtete »Weibliche Hilfsverein für sittliche und religiöse Pflege weiblicher Armen« (auch: »Verein zur Bekleidung weiblicher Armen«), leistete seine Dienste christlicher Liebe mehr im Verborgenen. Die Frauen, die sich dieser Aufgabe widmeten, führten Kranken- und Hausbesuche durch und berieten die Kranken in sittlich-religiöser Hinsicht. Außerdem trafen sich die Frauen regelmäßig, um Kleider für die Kranken zu nähen und nebenher die Heilige Schrift zu besprechen.

Ein weiterer Hilfsverein, der schon seit 1846 existierende »Verein zur Kostreichung an arme und dürftige Kranke« (auch: »Kochverein«), versorgte Bedürftige der Stadt mit Krankenkost. Die vom Kranken benötigte Kost musste vom Arzt verordnet, vom Armenpfleger beantragt und schließlich vom Ausschuss genehmigt werden. Über 100 Frauen teilten sich abwechselnd die Arbeit und lieferten jedes Jahr rund 1000 Portionen leichter Speisen mit etwas Fleisch an Kranke aus.

Zur Sparsamkeit und zum Sparen auch kleinster Summen sollten die Armen durch die Pfleger ebenfalls angehalten werden, weshalb im Juli 1849 ein Sparverein (»Liedtkescher Sparverein«) ins Leben gerufen wurde. Die Idee dieses Sparvereins stammt von dem Ostpreußen Gottlieb Samuel Liedtke, der um 1847 in den Zeiten der Not solche Vereine in Berlin einrichtete. In guten Zeiten, also meist im Sommer, wenn Geld verdient wurde, zahlten die Armen wöchentlich einen festen Beitrag in eine gemeinsame Kasse. Von dem Geld konnten Lebensmittel oder Brennmaterialien gekauft werden, die dann in schlechten, verdienstlosen Zeiten, sprich im Winter, verteilt wurden. In Ludwigsburg betrug der wöchentliche Mindestbeitrag, der an die Armenpfleger abgeführt werden sollte, sechs Kreuzer. Im Gegensatz zu den drei o.g. Frauenvereinen konnte sich der Sparverein aber nie richtig durchsetzen.

Der Ludwigsburger Armen-Unterstützungsverein konnte mit seiner Strategie der Betreuung durch Armenpfleger die Situation der Armen in der Stadt spürbar verbessern, was sich nach außen hin vor allem im Rückgang des öffentlichen Bettelns bemerkbar machte. Man könnte fast von einem »Ludwigsburger Modell« sprechen, denn andere Gemeinden im Land wurden von ihren Bezirks-Wohltätigkeitsvereinen dazu aufgefordert, ähnliche Vereine nach dem Ludwigsburger Vorbild zu gründen. 1906 feierte der Ludwigsburger Armen-Unterstützungsverein sein 60-jähriges Bestehen.

Bezirks-Wohltätigkeitsverein Ludwigsburg

30 Jahre nach der verheerenden Hungersnot von 1816/17 wurde Württemberg 1847, wie schon erwähnt, erneut von den Auswirkungen einer Missernte und der damit verbundenen Teuerung und Not heimgesucht. Der Brotpreis stieg von Jahresanfang

innerhalb weniger Monate bis Mai um fast 40 Prozent auf 40 Kreuzer für den Sechspfund-Laib. Eine direkte Folge waren die sogenannten Brotkrawalle in vielen württembergischen Städten. Um die Notlage nicht wie 1817 zum Äußersten kommen zu lassen, kaufte die Stadtgemeinde Ludwigsburg eine größere Menge Getreide und Mehl auf. Durch günstige Abgabe an die Bäcker sollte der Brotpreis gestützt werden. Zusätzlich stellte König Wilhelm I. aus seiner Privatkasse der Stadt 2000 Gulden zur Verfügung, so dass die Brotabgabe an Bedürftige ausgedehnt und der Fünfpfund-Laib acht Kreuzer unter Taxe verkauft werden konnte.

Die Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins ihrerseits rief im Frühjahr 1847 zur Wiederbelebung bzw. Neugründung der in den letzten Jahren etwas in Vergessenheit geratenen Bezirks-Wohltätigkeitsvereine auf. In Ludwigsburg folgten rund 90 Männer aller Stände dem Aufruf. Sie schlossen sich am 22. März 1847 zum Bezirks-Wohltätigkeitsverein, kurz Bezirks-Armenverein Ludwigsburg, zusammen. Zum Vorstand wurde Garnionsprediger Binder gewählt. Zu den Gründungsmitgliedern zählten die bereits bekannten Namen: Dekan Christlieb, Fabrikant Weigle, Oberjustizrat Klett, Oberamtmann Lang, Generalleutnant von Röder, Hofkammerdirektor Kohlhaas und natürlich Dr. A. H. Werner.

Der Verein sollte das Mittelglied zwischen den örtlichen Armenvereinen und der Zentralleitung bilden. In diesem Sinne hatte der Verein, auch wegen seines geringen Etats, weniger aktive Hilfsfunktionen als vielmehr administrative Aufgaben zu erfüllen. Er prüfte Unterstützungsanträge, führte Visitationen durch, erstellte Gutachten und sprach Empfehlungen an die Zentralleitung aus. Er führte Kollekten durch und hielt den Kontakt zu anderen Bezirksvereinen. Bereits 1848 befürwortete er die Gründung einer Oberamtssparkasse in Ludwigsburg.

In einem Ausschuss-Protokoll vom 15. Juni 1847 wird der Zweck des Vereins wie folgt beschrieben: »Die Erweiterung der Armenbeschäftigung und Armenrettungsanstalten, insbesondere die Heranbildung von tüchtigen Lehrerinnen für die Industrieschulen, Beiträge zu Lehrbüchern für arme Jünglinge, Unterbringung verwahrloster Kinder in den Rettungsanstalten des Vaterlandes oder in rechtschaffenen Familien, um so die Quellen der Armut nach und nach zu verstopfen, indem wir dem Sinn der Hl. Schrift huldigen, »so jemand nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.«

Reise-Unterstützungsverein für wandernde Handwerksburschen

Mitte des 19. Jahrhunderts mussten reisende Handwerksburschen, die bettelnd durch die Lande zogen und offensichtlich auch keine große Lust zum Arbeiten verspürten, den Gemeinden große Probleme bereitet haben: Betteln an der Haustür war grundsätzlich verboten und wurde von der Polizei mit Arrest bestraft. Als Abhilfe und Eindämmung der ausufernden Bettelei schlug die Königliche Armenkommission im September 1849 die Schaffung von Reise-Unterstützungskassen oder Reise-Unterstützungsvereinen in den Bezirken vor, die den Handwerksburschen finanziell unter die Arme greifen sollten. Der Ludwigsburger Bezirks-Armenverein lehnte die Gründung unter Hinweis auf bereits bestehende Regelungen zunächst ab.

Zwei Jahre später, am 1. Oktober 1851, wurde dann doch ein solcher Verein für den Ludwigsburger Bezirk gegründet. Viel ist über diesen Verein nicht bekannt. Aus den wenigen Zeitungsartikeln der Jahre 1851/52 können wir schließen, dass sich der Bezirks-Armenverein, wahrscheinlich aufgrund guter Erfahrungen in anderen

Bezirken oder geänderter Umstände, zum Handeln gezwungen sah. Schon im ersten Monat des Bestehens zahlten Privatpersonen 620 Gulden und die Zünfte 540 Gulden in die Kasse des Vereins ein. Im gleichen Zeitraum wurden an 986 reisende Handwerksburschen sogenannte »Geschenke« abgegeben. Wie diese Geschenke ausgesehen haben, ist nicht bekannt. Geld allein war es wohl nicht, vermutlich Gutscheine. Wie aus einer Notiz im Tagblatt vom 2. Juli 1852 zu entnehmen ist, wurden bis Ende Juni 1852 insgesamt 10 140 »Marken« abgegeben.

Auf jeden Fall wurde die Bevölkerung angehalten, an der Haustür bettelnde Handwerksburschen sofort an die Kasse zu verweisen. Um Unterstützung erhalten zu können, mussten sie geordnete Reisedokumente vorlegen, aus denen u.a. hervorging, dass sie in den letzten drei Monaten keine »Geschenke« an anderen Orten erhalten hatten. Außerdem durften sie nicht wegen »Arbeitsscheu, Bettelns oder Völlerei« vorbestraft sein. Im Gegenzug sollten die Meister ihre Wünsche nach Arbeitern auf dem Polizeibüro melden. Die Gewährung der »Geschenke« bzw. die Verteilung der »Marken« musste demnach in irgendeiner Form an die Vermittlung von Arbeit gebunden gewesen sein. Das Modell wurde 1852 vom Oberamt um drei Jahre verlängert. Ob das Ziel, den Häuserbettel und das »arbeitsscheue Umherziehen« der Handwerksburschen abzuwehren, erreicht worden ist, ist nicht bekannt und erscheint eher fraglich.

Allgemeiner Hilfsverein – »Kreuzerverein«

Der aus der aktuellen Notlage des Jahres 1852 heraus geborene Verein – die dritte Teuerung nach 1816 und 1847 überzog das Land in immer bedrohlicherer Weise – nimmt innerhalb der Ludwigsburger Wohltätigkeitsvereine eine Sonderstellung ein. Seine Hilfe war von Anfang an als Notprogramm gedacht und beschränkte sich deshalb nur auf den Zeitraum bis zur nächsten Ernte. Die Hilfe war außerdem nur für in Not geratene kleinere Gemeinden des ganzen Landes gedacht, nicht aber für die Armen der Stadt, die bereits durch andere Hilfsorganisationen unterstützt wurden.

Am 15. Februar 1852 fand die Gründungsversammlung statt. Zum Vorstand wurde Major von Seeger, zu seinem Stellvertreter Stadtrat Viktor Körner und zum Kassier der frischgebackene Oberamtssparkassen-Kassier und Silberarbeiter Louis Bühler gewählt. Woher aber der Name »Kreuzerverein«? So spontan der Verein entstanden war, so effektiv und unbürokratisch wollte er auch helfen. Die Spendengelder sollten deshalb direkt an der Haustür eingesammelt werden. Der Ausschuss des Vereins teilte die Stadt zu diesem Zweck in 34 Sammelbezirke ein, zu denen noch neun Sammelstellen in verschiedenen Kasernen und eine im Arbeitshaus kamen. Für diese Bezirke meldeten sich insgesamt 67 Sammler, hauptsächlich Handwerker, aber auch einige Honoratioren, die jeden Samstag zwischen 11 und 13 Uhr mit einer verschlossenen Sammelbüchse die zu Spenden bereiten Familien aufsuchten und um einen Kreuzer pro Familienmitglied als milde Gabe baten. Über die Verwendung der eingegangenen Gelder entschied noch am selben Abend der Ausschuss, der seinerseits der Zentralleitung wöchentlich Bericht über die Höhe und Verwendung der Spenden erstattete.

Am 21. Februar 1852, nicht einmal eine Woche nach Gründung des Vereins, fand die erste Sammlung statt. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen, 108 Gulden 31 Kreuzer spendeten die Ludwigsburger. Die Höhe der Unterstützung einer einzelnen Gemeinde schwankte zwischen 15 und 25 Gulden. Am 26. Juni 1852 zogen die Sammler

An die verehrten Einwohner der Stadt Ludwigsburg.

Der große und allgemeine Nothstand im Vaterlande hat eine Anzahl biesiger Einwohner, die am vergangenen Sonntag in dem Gasthose zur Krone sich hierüber besprochen haben, zu dem Beschlusse gebracht, hier bis zur Erndte einen

Verein zur Unterstützung der bedrängten Gemeinden im Vaterlande durch Kreuzersammlungen

ins Leben zu rufen.

Die Unterzeichneten sind beauftragt worden, dieses zur Kenntniß der verehrten Einwohnerschaft zu bringen, und zur Theilnahme an diesem Vereine freundlichst einzuladen.

Die Thätigkeit des Vereins wird in folgendem bestehen:

Durch vertraute Männer, welche sich hiezu erbieten haben, oder noch erbieten werden, wird **jeden Samstag von 11–1 Uhr** vermittelst verschlossener Büchsen bei denjenigen Familien eingesammelt, welche sich bei dem erstmaligen Umgange, der kommenden Samstag den 21. d. statthindet, geneigt erklären werden, eine Gabe abzugeben.

Diese Gaben sollen nicht mehr als wöchentlich **Einen Kreuzer** für ein Mitglied der bescheidensten Familien betragen.

Ludwigsburger Tagblatt, 18. Februar 1852.

zum 16. und letzten Mal durch ihre Bezirke. Insgesamt waren 85 620 Kreuzer oder 1427 Gulden in ihre Sammelbüchsen gewandert, die an 50 Gemeinden des Landes bis hinein in den Schwarzwald und an sechs Gemeinden des Bezirks, u.a. an Asperger und Oßweil, verteilt wurden. Die Ernte war eingefahren, am 17. Juli 1852 löste sich der Verein auf, nachdem »die Felder wieder mit des Segens reichster Fülle bekleidet waren«.

Unterstützungsverein »Freundeshilfe«

Am 1. Juli 1855 wurde die Ludwigsburger Freimaurerloge »Johannes zum wiedererbauten Tempel« errichtet. Ein Jahr später gründeten die Logenbrüder innerhalb der Loge einen Unterstützungsverein mit dem bezeichnenden Namen »Freundeshilfe«, nach dem Vorbild der beiden Stuttgarter Vereine »Zu Rat und Tat« und »Hilfe in Not«. Die Mitglieder der Loge waren zugleich auch Mitglieder des Unterstützungsvereins. In Paragraph 1 der Statuten wurde die Grundidee beschrieben: »Der Verein Freundeshilfe ist auf die Gesetze der Humanität und Sittlichkeit gegründet. Seine Mitglieder verbinden sich, diese Gesetze zur Richtschnur ihrer Handlungen überhaupt sowie im Besonderen in Beziehung auf ihre Tätigkeit innerhalb des Vereins zu machen, so dass daraus ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens entspringt.«

Aus den Mitteln der jährlichen Mitgliedsbeiträge in Höhe von zwei Gulden unterstützte die »Freundeshilfe« hilfsbedürftige Mitglieder sowie deren Witwen und Waisen. Ferner gewährte die »Freundeshilfe« den Kindern der Mitglieder Stipendien zur Berufsausbildung. Über die Zuteilung der Hilfen entschied ein Kuratorium mit Rechtskonsulent Dietter als Vorstand, Wundarzt Dr. Hubbauer als Sekretär und Kaufmann A. Ruthardt als einem der vier Beisitzer.

Die »Freundeshilfe« war bis zu ihrer zwangsweisen Auflösung im Jahr 1936 Eigentümerin des 1887 in der Asperger Straße errichteten Logenhauses.

»Jungfrauen- und Frauenvereine« flankierten die von Männern gegründeten und geleiteten Wohltätigkeitsvereine Ludwigsburgs, und sie hätten sich jederzeit auch »Ehefrauenvereine« nennen können, denn meistens waren es die Ehefrauen der vereinsaktiven Männer, die sich zu diesen Vereinen zusammengeschlossen hatten. Mit einer Ausnahme jedoch: Das erste Projekt privater Wohltätigkeit in Ludwigsburg, die Kleinkinderschule, wurde von einem Frauenverein gegründet und auch – allerdings mit männlicher Beratung – geleitet. Neben diesen Frauenvereinen schlossen sich bei akutem Bedarf immer wieder Frauen zu kleineren Gruppen lose zusammen, um in gemeinsamen Aktionen Hilfe zu leisten. Ohne die Unterstützung dieser Frauen wäre manche wohltätige Unternehmung in Ludwigsburg gescheitert oder auf Dauer nicht so erfolgreich und nachhaltig – wie man auch damals schon zu sagen pflegte – gewesen.

Die Kleinkinderschule und die drei weiblichen Hilfsvereine des Armen-Unterstützungsvereins wurden oben bereits ausführlich besprochen. Weitere Frauenvereine sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Der Privatverein für das Mathildenstift verlangte nach der Übernahme des Stifts im April 1835 für die Betreuung der Kinder Kostgeld. Bis Ende November 1835 hatten sich 14 kleinere Gruppen von Frauen zusammengefunden, die durch ihre Bereitschaft, das Kostgeld zu übernehmen, die Aufnahme von 14 Kindern ermöglichten. Mitte 1838 konnten nach diesem Modell der Patenschaften 19 Kinder betreut werden.

Neun Frauen organisierten verantwortlich den Frauenverein für das Krankenhaus. Im Herbst/Winter 1836 führten sie ihre erste Lotterie mit selbstgefertigten Hand-

arbeiten und Losen zu 12 Kreuzern durch. Der Erlös war hauptsächlich zur Anschaffung von Betten und Hausgeräten bestimmt. Eine weitere Lotterie folgte 1838/39, mit deren Erlös weitere Krankenbetten angeschafft wurden. Einen Erlass der Kreisregierung vom 29. August 1837, private Frauenvereine zu gründen, haben die Ludwigsburger Frauen also schon um Jahre vorweggenommen.

Die Kinderheilstation von Dr. A. H. Werner wurde im Jahr 1851, als die erste große bauliche und auch teure Erweiterung anstand, ebenfalls von engagierten Frauen unterstützt. Während ein Damenkranz Dr. Werner immer wieder kleinere Summen spendete, organisierten fünf Frauen um Frau Generalleutnant von Röder im Sommer 1851 eine weitere Auflage der

Ludwigsburg. Zur Unterstützung des neu zu errichtenden Krankenhauses haben sich mehrere Frauenzimmer erbotten, Handarbeiten zu verfertigen, deren Erlös in Wege der Verloosung hauptsächlich zu Anschaffung von Bett- und Haus-Geräthe verwendet werden soll. Da sich vielleicht noch mehrere Frauen und Jungfrauen angeregt fühlen, diese Anstalt auf gleiche Weise zu unterstützen, so erboten sich die Unterzeichneten, etwaige Arbeiten zu diesem Zweck in Empfang zu nehmen. Es wäre wünschenswerth, wenn dieselben noch vor Martini d. J. übergeben werden könnten. Den 21. August 1836.
Caroline Klett, Wilhelmine Binder, Lisette Hdring, Nane Scholl, Charlotte Wiebbeckin, Heinrike Weigle, Hof-Kaminfegers Wittwe, Friedrike Weigle, Christiane Kommel, Louise Wiebbeckin.

Ludwigsburger Wochenblatt, 25. August 1836.

beliebten und einträglichen Lotterien. Mit dem Verkauf von Losen zu sechs Kreuzern konnte bei der Ziehung der stolze Betrag von 482 Gulden erzielt werden.

Ein »Verein von 60 Damen« mit Antonie und Sophie Nast an der Spitze half seit 1841 mehr als sechs Jahre lang einer kranken Frau und ihrer Pflegerin mit 60 Gulden jährlich als einziger Quelle des Lebensunterhalts. »Mehrere Frauenzimmer« um die Kaufmannswitwe Gol richteten im Sommer 1846 eine Lotterie zugunsten Hagelgeschädigter aus.

Die größte Leistung Ludwigsburger Frauen war jedoch der im Hungerjahr 1852 nach dem Aufruf von zwölf Stuttgarter Frauen auch in Ludwigsburg durchgeführte Armenbasar. Am 14. Februar erschien im Tagblatt auf der Titelseite eine amtliche Bekanntmachung mit dem von den Frauen unterzeichneten Aufruf mit der Bitte um Mitwirkung und Überlassung von Gaben aller Art. Ab 1. März begann der Verkauf, bereits am ersten Tag konnten die Frauen Waren im Wert von 1100 Gulden verkaufen. Das Ludwigsburger Militär unterstützte die Aktion mit einem Wohltätigkeitskonzert und dem Kauf von Waren des Arbeitsvereins, die sie dem Basar zur Verfügung stellten. »Dilettanten aus den höheren Ständen« präsentierten eine dramatisch-musikalische Vorstellung und der Turnverein spendete den Gewinn einer Masken-Unterhaltung zum Besten der Hilfsbedürftigen. Der Erfolg dieser gemeinsamen Aktionen war überwältigend. Kaufmann Ad. Ruthardt als Kassier des Basars konnte der Zentralstelle den Reinertrag von 1780 Gulden übergeben. »Gewiss ein schönes Resultat in einer Zeit, wo der Geldbeutel dessen, der noch zu geben vermag, von allen Seiten und auf mannigfachste Weise in Anspruch genommen wird.«

Private Unterstützung

Das volle Ausmaß menschlichen Elends der niederen Stände in der sogenannten guten alten Zeit wird uns in seiner ganzen Tragweite beim Lesen der im Wochenblatt bzw. Tagblatt unter der Rubrik »Vermischte Nachrichten« abgedruckten Hilferufe Notleidender bewusst. Die sozialen Unterschiede zwischen höheren und niederen Ständen erscheinen nirgendwo so erschreckend deutlich wie hier in dem Nebeneinander der unterschiedlichsten Artikel auf derselben Seite. Während sich Gerichtsnotar Krehl im Februar des Hungerjahres 1852 für die milde Gabe von 12 Kreuzern zugunsten hungriger Schulkinder bedankte, inserierte gleichzeitig ein Händler in einer »Vogelfutter-Empfehlung« ein Pfund Kanariensamen für ebenfalls 12 Kreuzer.

Beim Lesen wird andererseits aber auch deutlich, wie unermüdlich und verständnisvoll die Hilfsbereitschaft der Ludwigsburger Bevölkerung war. Sie spendete nicht nur für die Großprojekte Kinderheilanstalt oder Mathildienstift, sondern auch für Griechen-Kinder, die 1827 aus türkischer Sklaverei freigekauft worden sind, oder für polnische Flüchtlinge, die nach dem Aufstand von 1830/31 ihr Land verlassen hatten und für die Buchhändler Nast als Pate um Hilfe bat. Stadtrat Körner und Kaufmann Ruoff sammelten ab 1830 regelmäßig Geld zum Holzkauf für Arme. Oberjustizrat Klett forderte zur Unterstützung der Rettungshäuser in Tübingen, Göppingen und auf dem Tempelhof auf. Friedrich Ungeheuer setzte sich für die Witwe und die zehn Kinder eines tödlich Verunglückten ein, und ein Schneider-Oberzunftmeister bat um Hilfe für die mittellose Familie eines schwer erkrankten Zimmermanns-Gesellen. Werkmeister Baumgärtner d.Ä. stellte in Absprache mit seinen Steinhauern und Mauern einen Betrag aus der »Krankenbüchse« der Werkstatt zum Ankauf von Saatfrüchten zur Verfügung. Einmal opferte sogar ein Kind den Inhalt seines »Sparhafens«.

Bitte an Armenfreunde.

Die so frühe eingetretene strenge Kälte ist für Arme deswegen sehr peinlich, weil sie der Zukunft um so ängstlicher entgegen sehen müssen, da das von ihnen auf den Winter zu Anschaffung von Holz mühsam Ersparte wahrscheinlich bereits am Ende ist, ehe des Winters Strenge zu andern Zeiten kaum anfing. Kälte läßt sich besonders bei oft schlechter Kost und dürftiger Bekleidung kaum ertragen, und wo beide Uebel sich vereinen, da regt sich das reine Gefühl der Menschenliebe zu schneller Hülfe in solcher Noth. Wir zählen in unserer Stadt solche Beispiele; mögen deswegen edle Armenfreunde, die so gerne nach ihren Kräften Menschenelend mildern, diesen Aufruf beherzigen!

Milde Beiträge zur schnellen Hülfe und pflichtmäßigen Vertheilung nehmen an

Ludwigsburg Kaufmann Ruoff, Stadtrathe:
den 1. Jan. 1830. Körner, Hausmann, Mast.

Seine durchaus professionelle Geschäftstüchtigkeit auf dem Gebiet des Spendensammelns stellte Dr. A. H. Werner unter Beweis, als er genau in der Zeit, als am Holzmarkt von fahrenden Schaustellern in einem damals sehr beliebten »Panorama« (einem Rundgemälde) Szenen vom Angriff der Preußen gegen die Dänen in Schleswig-Holstein im April 1848 gezeigt wurden, eine Sammlung für die im Krieg gegen Dänemark verwundeten deutschen Soldaten veranstaltete. Nachdenklich stimmt auch eine Bitte aus dem Jahr 1851, in der sich Stadtrat Pfuderer für die Familie eines Schreiners einsetzte, der, wie so viele andere auch, seine einzige Rettung im Auswandern nach Amerika sah, aber nicht genügend Geld für die Überfahrt besaß. Der Preis für die Überfahrt von Mannheim nach New York war für einen Armen unbezahlbar, denn er betrug einschließlich Verpflegung auf See, Gepäcktransport und Kopfgeld in Amerika für Erwachsene fast 70 Gulden und für Kinder bis zwölf Jahre 55 Gulden.

Eine verheerende Brandkatastrophe, die Anfang Mai 1842 in Hamburg über 100 Todesopfer forderte, mehr als 4000 Gebäude zerstörte und 20 000 Obdachlose zurückließ, löste in den deutschen Staaten eine beispiellose Hilfsaktion aus. Zur gleichen Zeit erschütterten zwei weitere Brandkatastrophen in Öllingen (bei Ulm) und in Oberndorf Württemberg. Ludwigsburg solidarisierte sich mit allen Opfern und spendete innerhalb von drei Wochen rund 1000 Gulden. Mehrere Ludwigsburger Persönlichkeiten wetteiferten geradezu untereinander mit ihren Hilfsaufrufen. So setzten sich gleichzeitig für Oberndorf Oberjustizrat Klett, Buchhändler Nast und Büchsenmacher Eichhorn ein, für Öllingen Oberjustizrat Klett, Kaufmann Ruoff und Apotheker Sandel, für Hamburg Oberjustizrat Klett und Kaufmann Ruoff. Orgelbauer Walcker ließ es sich nicht nehmen und überbrachte die Spenden in Gold persönlich in Hamburg.

Die Aufzählung könnte noch lange fortgesetzt werden. Eine genauere Auswertung und Bewertung der privaten und spontanen Hilfsaktionen wäre eine eigene Untersuchung wert.

Stiftungen

Stiftungen hatten und haben einen doppelten Nutzen. Der Stifter bewirkt etwas Gutes für andere und verschafft sich auf Jahre oder Jahrzehnte hin einen guten Namen. Die Ludwigsburger Bürger waren fleißige Stifter, mit kleinen und großen Beträgen. In der Oberamtsbeschreibung von 1859 sind Stifter und Stiftungsbeträge exakt aufgelistet. Mit dem Ertrag der Stiftungen wurden von der Stiftungspflege gemeinnützige Anstalten wie das Mathildienstift, aber auch ganz pauschal Maßnahmen gegen »die Armut im Allgemeinen« unterstützt. Vier dieser Stiftungen sollen hier näher vorgestellt werden.

Die Holzheusche Stiftung

Der Hof- und Theaternaler Sebastian Philipp Holzheu bestimmte testamentarisch, nach seinem Tod aus dem Erbe 1000 Gulden als Stipendium »an einen vaterlosen dürftigen Waisen, welcher Sohn eines hiesigen Bürgers und fähig ist, eine Profession oder Handwerk zu erlernen, auch eine gute Aufführung hat, auf zwei Jahre zu vergeben«. Stiftungstag war der 21. April 1817. 1838 konnten sich Mütter oder Vormünder solcher Kinder immer noch beim Kirchenkonvent um das Holzheusche Stipendium bewerben.

Die Stiftungen von Johann Andreas Neidhardt

Kommerzienrat und Stadtrat Neidhardt war ein vielseitiger und immer großzügiger Sponsor wohltätiger Institutionen in Ludwigsburg. Er stiftete am 14. Februar 1829 zur Erbauung des Mathildienstifts 1000 Gulden an die Stiftungspflege, weitere 1000 Gulden stellte er dem Mathildienstift als unverzinsliche Anleihe auf unbestimmte Zeit zur Verfügung. Als das Mathildienstift 1835 privatisiert wurde, kaufte er für weitere 1000 Gulden Aktien. Für den Kauf des Krankenhausgebäudes stellte er im November 1836 500 Gulden, ebenfalls unverzinslich und unbefristet, zur Verfügung. In gleicher Weise half er der Kleinkinderschule im März 1838 mit 100 Gulden beim Kauf ihres eigenen Hauses. Um den Tag des 25-jährigen Regierungsjubiläums von König Wilhelm I. unvergesslich zu machen, verwandelte er im August 1841 die Anleihen für das Mathildienstift, das Krankenhaus und die Kleinkinderschule in eine Stiftung.

Die Körnersche Stiftung

Stadtrat Eberhard Körner hatte im Leben alles erreicht, was er nach seiner festen Überzeugung allein Gottes Segen zu verdanken hatte. »Aber gerade aus dieser Überzeugung geht auch der Wunsch hervor, meinen Dank gegen die Vorsehung durch eine Handlung der Wohltätigkeit zu beweisen.« Er stiftete am 9. September 1838 1000 Gulden. Aus dem Ertrag sollten jährlich am 6. Juli, seinem Geburtstag, dem Privatkrankenhaus 50 Gulden als Rente ausbezahlt werden, wofür das Krankenhaus seine Dienstboten im Krankheitsfall unentgeltlich zu behandeln und zu versorgen hatte.

Die Stiftung von David Friedrich Strauß

David Friedrich Strauß übergab Anfang 1841 der Stiftungspflege ein Kapital von 1000 Gulden. Das Geld wurde mit vier Prozent angelegt. Mit dem jährlichen Zinsgewinn von 40 Gulden sollten vier »einer Unterstützung bedürftige und würdige Witwen oder sonstige (auch ledige) Personen weiblichen Geschlechts« jeweils am 19. März für ein Jahr bedacht werden. Die Empfängerinnen mussten in Ludwigsburg wohnen und wurden vom Stiftungsrat ausgewählt.

Bilanz

Anfang 1850 erschien im Tagblatt ein Aufruf der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins, in dem eine allgemein nachlassende Hilfsbereitschaft und »ein beklagenswerter Verfall der Sitten, der Zucht und Ordnung im Volk und in Familien, herrschender Unglaube und Irreligiosität als Wurzel allen Übels« festgestellt wurde, in dem aber auch ausführlich die glücklichen Erfolge der evangelischen Vereine der Inneren Mission und der erst in jüngster Zeit entstandenen vergleichbaren katholischen Piusvereine gewürdigt wurden. In der Tat ist es erstaunlich, was in den dreißig Jahren zwischen 1825 und 1855 in Ludwigsburg durch gemeinnützigen Bürgersinn und aus tiefer religiöser Überzeugung heraus alles geleistet worden ist, welche Institutionen zur Linderung aktueller Notfälle oder zur dauernden Verbesserung der sozialen Verhältnisse der Bevölkerung ins Leben gerufen worden sind, die teilweise heute noch in anderer Form bestehen.

Ein Kreis von etwa 60 Männern und Frauen der Stadt, in der Mehrzahl den höheren Schichten angehörend, bildete ein soziales Netzwerk, das sich nicht nur in der Stadt und der Region, sondern auch weit über die Grenzen des Landes hinaus

(Brandopfer in Hamburg) engagierte. Herausragende Leistungen, heute würde man Leuchtturm-Projekte sagen, waren dabei die Gründung des Mathildienstifts, des Krankenhauses sowie der Kinderheilanstalt. Nicht so spektakulär, aber genauso wichtig waren die kleineren, alltäglichen Hilfsaktionen, die uns durch die unzähligen in der Tagespresse abgedruckten Hilferufe und Spenderlisten als Beweis für die Solidarität und Hilfsbereitschaft der Bevölkerung vor Augen geführt werden.

Motivation und Art und Weise des Spendens haben sich im Laufe der Zeit geändert. Ludwigsburg ist heute immer noch eine sozial engagierte Stadt. Der persönliche Einsatz der Bürger auf den verschiedensten Gebieten des Ehrenamts, die Unterstützung für die ukrainische Partnerstadt, die Weihnachtsaktionen der Kreiszeitung oder die Bürgerstiftung, um nur einige zu nennen, legen davon ein beredtes Zeugnis ab.

Dr. August Hermann Werner

* 21. Juni 1808 in Stuttgart, † 18. Juni 1882 in Ludwigsburg

1826–1831	Medizinstudium in Tübingen
bis 1832	Fortsetzung des Studiums in München und Würzburg
1832–1834	Niedergelassener Arzt in Neckarsulm
April 1834	Bitte um Bewerbung für den Staatsdienst
05.08.1834	Niedergelassener Arzt in Ludwigsburg
ab 1834	Engagement in der Kleinkinderschule, Kassier, Vorstandsmitglied
ab 1834	Mitglied im Gefangenen-Fürsorgeverein



Dr. August Hermann Werner im Kreise seiner Familie.

- ab April 1835 Ausschussmitglied im Mathildienstift-Verein, Behandelnder Arzt im Mathildienstift
- Frühjahr 1836 Initiator und Vorstand des Vereins zur Gründung einer Kinderheilanstalt
- ab Dez. 1836 Behandelnder Arzt im Privatkrankenhaus
Medizinische Berichte:
- Dez. 1836 »Cholera in München«
- Okt. 1837 »Mathildienstift«
- Dez. 1837 »Privatkrankenhaus«
als Empfehlung für die Neubesetzung des Postens eines Arbeitshaus-Arztes
- 22.05.1837 Bürgerrecht in Ludwigsburg
- 03.10.1837 Heirat mit Caroline Catharine Gmelin
- ab 24.02.1838 Hausarzt am Arbeitshaus
- 23.07.1841 Eröffnung der Kinderheilanstalt, Vorstand des Vereins für die Kinderheilanstalt
- ab 1846 Ausschussmitglied und Armenpfleger im Armen-Unterstützungsverein
- 1847 Gründungsmitglied des Bezirks-Wohlfahrtsvereins
- 1851 Mitglied des Pfarr-Gemeinderats
- 1852 Ausschussmitglied und Sammler im »Kreuzerverein«
- 1856 Ritterkreuz des Friedrichsordens
- 1881 Ernennung zum Medizinalrat

Zeittafel Wernersche Kinderheilanstalt

- Frühjahr 1836 Verein zur Gründung einer Kinderheilanstalt unter der Leitung von Dr. A. H. Werner
- 23.07.1837 Artikel im »Christenboten« Nr. 30/1837 mit den Grundzügen einer von Werner geplanten Anstalt für kranke verwahrloste Kinder
- 16.05.1841 Artikel im »Christenboten« Nr. 20/1841 mit einem Bericht über die Pflege kranker Kinder in Privatfamilien und die Ankündigung der Eröffnung einer eigenen Anstalt
- 23.07.1841 Eröffnung einer Kinderheilanstalt in einer Mietwohnung im Haus des Kammerdieners Speidel, Lit. B 184 (Hospitalstraße 29); Gründung des Vereins für die Kinderheilanstalt
- 21.03.1842 Kauf des Hauses Lit. B 168 (Hospitalstraße 7) aus der Gantmasse des Weinschenks Johann Höcklin
- Ende Juli 1842 Einzug der Kinderheilanstalt ins eigene Haus
- 1852 Aufstockung des Vordergebäudes um einen 2. Stock
- ab 1853 Ausbildung von Pflegerinnen
- 10.06.1854 Eröffnung des Thermalbads Herrnhilfe Wildbad
- 17.06.1862 Eröffnung des Solebads Bethesda Jagstfeld
- ab 1867 Ausbildung von Pflegern (Diakonen)
- 1867/68 Erbauung des Diakonenhauses, Wilhelmstraße 36
- 1868/69 Erbauung eines Hauses für die Kleinkinderschule, Wilhelmstraße 34
- 21.05.1874 Kauf des Hauses Hospitalstraße 5 von Johann Beck Erben

- 1878 Diakonen-Ausbildung von der Karlshöhe übernommen
- 23.05.1879 Eröffnung Maria-Martha-Stift im Gebäude Wilhelmstraße 36
- 06.11.1879 Anerkennung als juristische Person
- 25.02.1880 Kauf des Hauses Hospitalstraße 9 von Werkmeister Friedrich Frick
- Ende 1880 Übernahme der Kleinkinderschule in die Anstalt
- 11.06.1892 Eröffnung des Wilhelmstifts im Gebäude Hospitalstraße 9
- 22.03.1899 Kauf des Hauses Hospitalstraße 3 von Pauline Strecker
- 29.04.1903 Kauf des ehemaligen Stadtsitals Hospitalstraße 1
- Ende 1905 Umzug des Wilhelmstifts in die Hospitalstraße 1
- 15.07.1906 Eröffnung des Charlottenstifts im Gebäude Hospitalstraße 9
- 1930/31 Krankenhaus-Neubau im Garten
- 01.07.1940 Übernahme der Kinderheilanstalt von der Inneren Mission durch den Landesfürsorgeverband



Das Charlottenstift in der Hospitalstraße 9, um 1915.

»Sie fielen für Vaterland's Einheit und Recht«

Das Denkmal für die in Ludwigsburg gestorbenen und begrabenen deutschen »Krieger« aus dem »Feldzug« von 1870/71

von Tobias Arand

In der südöstlichen Ecke des Alten Friedhofs von Ludwigsburg befindet sich das vom ehemaligen Sanitätsverein gestiftete Denkmal für jene deutschen Soldaten, zeitgenössisch als »Krieger« bezeichnet, die den Sieg im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 mit ihrem Leben bezahlten und in der württembergischen Garnisonsstadt bestattet wurden. Man erreicht das Denkmal in wenigen Schritten, wenn man sich, vom Eingang in der Schorndorfer Straße kommend, nach rechts wendet. Dabei passiert man die neugotische Friedhofskapelle mit dem Mahnmal für die Toten des Zweiten Weltkriegs, die Gräber deutscher Gefallener des Ersten Weltkriegs und das dazugehörige Denkmal. Zwanzig Schritte südlich des Kriegerdenkmals befindet sich ein Denkmal zur Erinnerung an die in Ludwigsburg verstorbenen französischen Soldaten der Jahre 1870 und 1871. Ebenfalls in der Nähe des Denkmals, an der Nordseite der alten Friedhofskapelle, ist eine 1876 von der Stadt gestiftete Erinnerungstafel für sieben in Frankreich gefallene Ludwigsburger zu sehen.

So wie in Ludwigsburg gibt es wohl in fast jeder deutschen Stadt Straßennamen oder Denkmäler, die an den deutschen Sieg von 1870/71 erinnern.¹ Dennoch ist der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 heute, wie die beiden anderen deutschen Einigungskriege der Jahre 1864 und 1866, im allgemeinen Bewusstsein kaum noch präsent. Dass uns dieser Krieg heute sehr weit entfernt vorkommt, liegt sicher an der Fülle an Ereignissen, die ihm folgten und die von noch größerer Bedeutung für Deutschland und die Welt waren: Der Erste Weltkrieg und der Zweite Weltkrieg haben den Krieg von 1870/71 weitgehend vergessen machen lassen, wie sich auch am Beispiel der Denkmalgruppe auf dem Alten Friedhof von Ludwigsburg anschaulich zeigen lässt. Neben den beiden Gedenkstätten zu den Weltkriegen wirkt das Denkmal für die deutschen Toten von 1870/71 trotz seiner Größe an den Rand gedrängt und in seiner historistischen Stilmischung aus antikisierenden Formen und vaterländischer Symbolik aus der Zeit gefallen. Das französische Denkmal ist sogar hinter Bäumen halb versteckt und nur zu finden, wenn man es gezielt sucht.

Nach dem so siegreichen wie unerwartet verlustreichen und langwierigen dritten Einigungskrieg, in dem die deutschen Einzelstaaten gemeinsam zuerst das Kaiserreich Napoleons III. und dann die 3. Republik besiegt hatten, entstand im ganzen neugegründeten Deutschen Reich eine schier unüberschaubare Fülle von Denkmälern zur Erinnerung an das große Ereignis. Dies geschah aus dem doppelten Bedürfnis heraus, neben der Feier der am 18. Januar 1871 in Versailles proklamierten Reichseinigung auch die Erinnerung an den schmerzhaften Verlust so zahlreicher Leben wachzuhalten, diesem Verlust aber auch durch die Einordnung in einen patriotischen Kontext rückwirkend einen höheren Sinn zu geben.

Die Heranbildung einer nationalpatriotischen Denkmalkultur begann jedoch be-

reits vor den deutschen Einigungskriegen, sie wurde durch diese lediglich beschleunigt. Zwei bedeutsame Entwicklungen des späten 18. und des ganzen 19. Jahrhunderts sind in diesem Zusammenhang von größter Bedeutung: die Entstehung des Nationalismus aus dem Geist der Amerikanischen und der Französischen Revolution sowie die Industrialisierung.

Krieg und Gesellschaft im Zeitalter von Industrialisierung und Nationalismus²

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten technische Innovation und die Industrialisierung nicht nur umwälzende Konsequenzen für die sozialen Ordnungen der Gesellschaften, für die Verhältnisse der Individuen zueinander, zu ihrer regionalen wie nationalen Gemeinschaft, für die Bildung von Klassen und für die Veränderung von Natur- und Kulturräumen, sondern ebenso tiefgreifende Folgen für die Entwicklung des militärischen Sektors. Die zeitliche Verschränkung von Industrialisierung und Nationalismus führte im 19. Jahrhundert zu Ergebnissen, die gerade im Bereich des Militärs exemplarisch nachzuvollziehen sind: Unterordnung der Menschen unter das Primat der Nation, Vermassung, Technisierung des Einzelnen als Funktionsrädchen im Getriebe von Fabriken oder Verwaltungen. Im Zuge des Nationalismus und des Volksgedankens seit den Revolutionen in Amerika und Frankreich entstanden auch die Bürgerheere, deren Identifikationsfigur nun nicht mehr der Fürst, sondern das Vaterland war und die auch auf der Kommandoebene alle Schichten der Gesellschaft repräsentierten. Waren es bis zu den Revolutionskriegen in der Regel überschaubare Heere aus Berufssoldaten, die in »eingehetzten« Kabinettskriegen gegen Bezahlung ihr Leben auf meist kleinräumigen Schlachtfeldern riskierten, wurden im Verlauf der Industrialisierung und der Konjunktur des Nationalismus jene Menschenmassen mobilisierbar und mit Waffen ausrüstbar, die für »moderne« Kriege zwischen den Bürgern ganzer Völker notwendig waren. Neben die Tatsache, dass in den Kriegen seit der Revolutionszeit ungelernete Amateure dem Landeswohl ihr Leben opferten, trat der Umstand, dass für diese »Völkerkriege« die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, mentalen und politischen Ressourcen der ganzen Nation umfassend mobilisiert werden mussten. Es gab keine abgegrenzte Front mehr, die ganze Nation stand im Krieg.

Weitere Bedeutung hatte die Industrialisierung auch für die Militärtechnik. So rasant wie der technologische Fortschritt allgemein, wuchs auch in allen Waffengattungen die technische Perfektion der Tötungsmaschinen und der militärischen Logistik: Hinterladergewehre lösten die Vorderlader ab und ermöglichten schnelleres und flexibleres Schießen aus der Deckung, Kanonen mit bisher undenkbaren Reichweiten und Kalibern ermöglichten das Bombardement schutzlos ausgelieferter Städte, Eisenbahnen sorgten für den raschen und massenhaften Transport vielfältiger Truppenteile, die Telegraphie schuf Möglichkeiten zu umgehender Kommunikation über weite Entfernungen. Diese gewaltigen Beschleunigungs-, Ausweitungs- und Vermassungstendenzen schlugen sich in kriegstaktischen Veränderungen nieder, hatten aber auch Auswirkungen auf die Mortalitätsraten der Kriege. Mehr und bessere Waffen töteten oder verstümmelten die nun viel zahlreicheren Kämpfer in ebenfalls bisher undenkbaren Mengen. Karl Klein, protestantischer Pfarrer in Fröschweiler, Kampfplatz in der Schlacht bei Wörth im August 1870, beschrieb die Wirkungen dieser industriellen Tötungsmaschinen in einem der wenigen kriegskritischen Bücher des

Kaiserreichs in drastischen Worten: »Da siehe diese verstümmelten Leiber [...]. Dem einen ist ein Arm oder Bein abgeschlagen, dem anderen der ganze Kopf vom Rumpfe geschossen; einem dritten die Hirnschale in Stücke geschmettert; einem vierten der Leib aufgerissen, dass die Eingeweide verschüttet liegen.«³

*Krieg, Erinnerung und patriotischer Denkmalskult*⁴

Im Windschatten dieser Entwicklungen wuchs auch die Bedeutung nationalistischer Kriegspropaganda zur Motivierung für neue Kriege, zur retrospektiven Sinnbildung oder zur Aufrechterhaltung nachlassender Kriegsbegeisterung. Der Staat stand nun in der Pflicht, den kriegerischen Tod seiner Bürger zu begründen. Ein Mittel hierfür waren neben Büchern⁵, Liedern und Erinnerungsfeiern die Denkmäler. Im jungen Deutschen Reich hatten die Denkmäler aber auch die Funktion, diesen von oben und nicht durch das Volk gegründeten Einheitsstaat über die Erinnerung an den Krieg zu legitimieren und gleichzeitig die gesellschaftlichen und strukturellen Gegensätze zu verdecken. Das Gedenken an den Krieg sollte zugleich auch helfen, die historisch gewachsenen regionalen Partikularinteressen zu überwinden. Eine Verschmelzung mental, organisatorisch, konfessionell und in ihrer historischen Entwicklung so unterschiedlicher Gebilde wie Preußen, Baden, Württemberg oder Bayern sollte durch den Bezug auf den schließlich auch gemeinsam errungenen Sieg gelingen. Bayern, Württemberger oder Badener sollten vergessen, dass der preußische König nun als deutscher Kaiser auch ihr oberster Repräsentant war, und »alte« Preußen sollten durch den Sieg von 1871 die »nationale Mission« Preußens als erfüllt betrachten.

Diese staatstragend-patriotischen und latent militaristischen Erinnerungsangebote wurden überwiegend vom Bildungsbürgertum und von der Landbevölkerung affirmativ aufgegriffen und neben den offiziellen staatlichen Angeboten auch in großen Teilen vom nationalkonservativen Bildungsbürgertum produziert. Es waren neben den in den Kriegervereinen organisierten Veteranen vor allem Gymnasiallehrer, protestantische Geistliche, Journalisten, Militärs oder Universitätsprofessoren, die in unzähligen Publikationen und Denkmalstiftungen den Erinnerungsdiskurs prägten. Pazifisten, Sozialdemokraten oder Arbeiter waren von diesen Erinnerungsangeboten hingegen dann ausgeschlossen, wenn sie sich aus ideologischen oder aus Gründen des sozialen Standes nicht den offiziellen Kriegsdeutungen anschließen wollten. Die Wirkung einer Überwindung sozialer Differenzen durch eine positive, die Nation in ihrer aktuellen Verfasstheit positiv deutende Kriegserinnerung hielt sich damit trotz ihres grundsätzlich integrativen Potentials doch in den Grenzen der durch militärische Heldenerzählungen allein kaum zu überwindenden substantiellen sozialen Gegensätze.

*Der Krieg von 1870/71*⁶

Wegen einer diplomatischen Affäre brach im Juli 1870 ein Krieg aus, den beide Seiten aus unterschiedlichen Gründen gewollt hatten. Für die deutsche Seite sollte der Krieg den Abschluss des nationalen Einigungsprozesses bringen, für den französischen Kaiser eine Ablenkung von inneren Schwierigkeiten. Auf deutscher Seite kämpften die Staaten des von Preußen dominierten Norddeutschen Bundes gemein-

sam mit den süddeutschen Staaten Baden, Württemberg und Bayern, die sich in geheimen Militärabkommen zur Unterstützung des Bundes im Kriegsfall mit Frankreich verpflichtet hatten. Die Armee des Königreichs Württemberg beteiligte sich mit einer Felddivision, die sich aus drei Feldbrigaden, einer Kavalleriebrigade, drei Feldartillerieabteilungen sowie einem Pionierkorps zusammensetzte. Die württembergische Felddivision wurde in die 3. Deutsche Armee eingegliedert, die vom preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm geführt wurde. Die württembergische Felddivision stand unter dem Kommando des preußischen Generalleutnants Hugo von Obernitz.



Triumphpforte am Stuttgarter Tor für den Einzug der siegreich heimkehrenden württembergischen Truppen (Aufnahme vom 19. Juli 1871).

Ab dem 22. Juli 1870 wurden die in Ludwigsburg stationierten Einheiten in Richtung Rheingrenze verlegt. Bis Ende August wurden zusätzlich noch 10 000 Mann für ein Landwehersatzbataillon aufgestellt, das ebenfalls von Ludwigsburg Richtung Frankreich ausrückte.

Bereits bei einer der ersten Schlachten des Krieges standen württembergische Einheiten auf dem Feld. Die schon erwähnte Schlacht bei Wörth (heute Woerth-en-Alsace) war eine der frühen blutigen Grenzschlachten des Krieges von 1870/71 auf französischem Boden und von großer strategischer Bedeutung für den weiteren Kriegsverlauf. Hier kämpften am 6. August 1870 zudem erstmals Einheiten der deutschen Einzelstaaten zusammen, so dass der Schlacht bei Wörth in der Gedenkkultur des deutschen Kaiserreichs als »Geburtsstunde der deutschen Einheit« eine besondere Bedeutung zukam.⁷ Auch am 1. September 1870 standen im unweit der französisch-belgischen Grenze gelegenen Sedan württembergische Einheiten im Kampf. Die für die deutschen Truppen siegreiche Schlacht von Sedan bedeutete mit der Abdankung Napoleons III. am folgenden Tag die Niederlage des Kaiserreichs Frankreich. In den folgenden Kämpfen gegen die französische Republik kämpften Württemberger bei Grand Puits (21. Oktober 1870), Nogent-sur-Seine (25. Oktober 1870), Mont Mesly (30. November 1870) und Champigny (30. November bis 2. Dezember 1870). Außerdem beteiligten sich Württemberger an der Belagerung und Beschießung von Paris (19. September 1870 bis 29. Januar 1871). Der Krieg endete nach einem Vorfrieden im Februar am 10. Mai 1871 mit der Unterzeichnung des Friedens von Frankfurt. Am 29. Juni 1871 konnte dann der Hauptteil der in Ludwigsburg stationierten Truppen unter großer Anteilnahme und patriotischem Jubel der Bevölkerung in die Stadt zurückkehren.

Nach den Bestimmungen des Friedensvertrages musste Frankreich hohe Kontributionszahlungen leisten und das Elsass sowie Teile Lothringens an das Deutsche Reich abtreten. Zur Sicherung der Kontributionen verblieben noch bis 1873 deutsche Truppen in Frankreich. Insgesamt kostete der Krieg auf deutscher Seite ca. 45 000 Tote und Vermisste sowie etwa 90 000 Verwundete.⁸ Einen Eindruck vom Anteil des Königreichs Württemberg an den Verlusten geben exemplarisch die Schlachten von Wörth und Champigny: In Wörth hatten die Württemberger laut amtlicher Verlustliste 57 Tote, 472 Verwundete und 236 Vermisste zu beklagen, bei den Kämpfen vom 30. November bis 2. Dezember 1870 an der Marne waren es 341 Tote, 1327 Verwundete und 249 Vermisste.⁹

*Der Sanitätsverein und die Pflege der Verwundeten*¹⁰

Wie in vielen anderen deutschen Garnisonsstädten wurden auch in Ludwigsburg mit Beginn der Kriegshandlungen im August 1870 verwundete deutsche und französische Soldaten gepflegt sowie Kriegsgefangene kaserniert. Die zu diesem Zeitpunkt noch unzureichende militärmedizinische Versorgung, deren Möglichkeiten in keinem Verhältnis zu den Tötungspotentialen der industriell gefertigten Waffentechnik standen, bewirkte, dass zahlreiche Krieger ihren Verwundungen erlagen. Diese Toten wurden dann häufig nicht in ihre Heimat verbracht, sondern vor Ort beerdigt.

Um die Koordination der Pflege der deutschen und französischen Verwundeten kümmerte sich neben den militärischen Dienststellen auch das Komitee des Sanitätsvereins Ludwigsburg in Zusammenarbeit mit dem Frauenverein sowie städtischen und staatlichen Behörden. Das Komitee hatte sich im Jahr des Deutsch-Deutschen Krieges 1866 gegründet, drei Jahre nach der Konstituierung des Württembergischen Sanitätsvereins, der die erste nationale deutsche Rotkreuz-Gesellschaft bildete. Nach Ende des Krieges von 1866 hatte sich das Komitee wieder aufgelöst, sich aber in Erwartung eines Krieges mit Frankreich im Juli 1870 als Untergliederung des Württem-

bergischen Sanitätsvereins neu versammelt. Die 23 Mitglieder entstammten dem Ludwigsburger Bürgertum, geführt wurde der Sanitätsverein von Generalleutnant Fidel Karl Friedrich von Baur-Breitenfeld (1805–1882), dem seit 1866 pensionierten ehemaligen Gouverneur der Stadt, und seinem Stellvertreter Oberst von Leube.¹¹ Stadtschultheiß Heinrich von Abel war ebenfalls Mitglied des Vorstands. Der Verein ging später in der »Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz Nr. 2 Ludwigsburg« auf.

Die Aufgaben des Vereins beschreibt eine Festschrift der Sanitätskolonne aus dem Jahr 1933: »Schon eine Woche nach der Gründung des Sanitätsvereins konnten 113 Betten zur Verfügung gestellt werden. [...] Und als der Krieg ausbrach, wurde nicht nur für die Kranken und Verwundeten, sondern auch für deren Angehörige gesorgt.«¹² Die Verwundeten wurden in unterschiedlichen Pflegeeinrichtungen des Vereins und in Militärlazaretten untergebracht. Neben privaten Quartieren standen das Stadtspital, die Wernerschen Anstalten sowie ein Barackenlazarett südlich des Salonwaldes zur Verfügung.

Insgesamt wurden in Ludwigsburg im Verlauf des Krieges 664 Verwundete in den unterschiedlichen Spitälern gepflegt.¹³ Davon fielen 260 Mann (146 Württemberger, 96 Preußen, zehn Bayern, vier Sachsen und vier Franzosen) in die Verantwortung des Sanitätsvereins Ludwigsburg.¹⁴ Die meisten, 91 Verwundete, wurden im Stadtspital gepflegt. Im Auftrag des Sanitätsvereins waren »6 ordinierte Ärzte, 5 Wundärzte, 11 Wärter und Wärterinnen, 5 Damen der Stadt«, als Sanitäter angeleitete Turner und Diakone sowie etwa »100 Frauen und Jungfrauen« tätig.¹⁵ An ihren Verwundungen verstarben in Ludwigsburg 35 deutsche sowie eine unklare Zahl französischer Krieger. 15 der 35 deutschen Toten waren Pfleglinge des Sanitätsvereins, der in seinem Abschlussbericht vom 12. Juni 1871 betonte, dass »alle anderen aber als geheilt, wenn auch zu einem großen Theile als Invaliden entlassen wurden, unter letzteren drei Amputierte, welche mit künstlichen Gliedern bedacht werden konnten«.¹⁶ Unter anderem hatte der Sanitätsverein 1199 weiße Hemden, 437 wollene Hemden und Jacken, vier Zentner Scharpie (Wundverbandmaterial) und 1233 Socken organisiert sowie 3800 Flaschen Wein und 7270 Flaschen Bier zur Stärkung der Kranken ausgegeben.¹⁷

Die Toten wurden auf dem Alten Friedhof bestattet. Das letzte deutsche Kriegsoffer in Ludwigsburg war Fr. G. Walter aus Kleingölling in Schlesien vom 3. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 50, der am 7. Juli 1871 verstarb.

Dass einige dieser Toten vielleicht nicht unmittelbar an ihren Verwundungen, sondern an einer Pockenepidemie in Ludwigsburg gestorben sein könnten, deutet die bereits zitierte Festschrift von 1933 an: »Das Jahr 1871 brachte dem Verein eine neue Aufgabe. Die unter dem französischen Militär sich ausbreitende Pockenkrankheit wurde auch auf die deutschen Soldaten übertragen, so daß die Vereinsleitung sich genötigt sah, im Stadtspital eine besondere Abteilung für Pockenranke einzurichten.«¹⁸

Das Ludwigsburger Kriegerdenkmal

*Entstehungsgeschichte*¹⁹

Die Initiative für die Errichtung des Kriegerdenkmals ging vom Komitee des Sanitätsvereins Ludwigsburg aus. So waren es auch in Ludwigsburg die »typischen« Vertreter des national gesinnten Bürgertums und des Militärs, die den Anstoß für die Errichtung eines staatstragenden Erinnerungsmonuments gaben.

Nach dem Friedensschluss von Frankfurt begann sich der Verein schon bald um die Errichtung eines Denkmals zu kümmern. Bereits am 12. Juni 1871 wurde der Beschluss gefasst, den »an ihren Wunden gestorbenen Kriegern [...] ein würdiges Denkmal zu setzen, das ebensowohl Zeuge der Theilnahme mit dem Schicksale dieser Männer, wie Denkzeichen für ihre fernen Angehörigen sein sollte.«²⁰ Am 12. September 1871 richtete der Sanitätsverein ein Gesuch an den Gemeinderat, in dem mitgeteilt wurde, dass er beabsichtige, »den auf dem Kirchhofe gemeinsam beerdigten deutschen Soldaten, welche an ihren Wunden [...] in den hiesigen Spitälern gestorben sind, ein Denkmal zu setzen.«²¹ Der Gemeinderat reichte mit Beschluss vom 15. September 1871 das Gesuch an den Kirchenkonvent und den Stiftungsrat weiter, da der Stiftungsrat, ein Gremium aus städtischen und kirchlichen Vertretern, für den Friedhof zuständig sei.²² Der Kirchenkonvent befasste sich in seiner Sitzung am 29. September mit der Angelegenheit: »Der Sanitätsverein hat dem Gemeinderath das Gesuch gestellt, es möchte behufs Aufstellung eines Denkmals auf den Gräbern der hier beerdigten Soldaten vom letzten Feldzug das Areal unentgeltlich abgegeben werden, zugleich beabsichtige der Sanitätsverein eine besondere Stiftung zur Unterhaltung des Monuments zu machen. Es hat nun, da die Verwaltung des Kirchhofs Sache des Stiftungsraths ist, der Kirchen-Konvent hierüber Bericht zu erstatten und wird beschlossen, das Gesuch des Sanitätsvereins dem Stiftungsrath vorzulegen.«²³ Am 11. Oktober 1871 traf sich dann der Stiftungsrat unter Vorsitz des Stadtschultheißen von Abel und beschloss, »dem Gesuch zu entsprechen« und von einer »Entschädigung für den Platz abzustehen.«²⁴ Der von der Stadt zur Verfügung gestellte Platz war »36 Fuß breit und lang.«²⁵ Höflich bedankte sich der Verein: »Der Verein erkennt mit besonderem Danke diese sehr bedeutende Gabe der Stadt.«²⁶

Im Anschluss an das schließlich erfolgreiche Gesuch begann der Verein mit den weiteren künstlerischen Planungen: »Sodann sind unsere bewährten Mitbürger und Künstler, die Herren Architekt Jung und Bildhauer Wagner²⁷ zur Fertigung von Plänen und Überschlügen angegangen worden, welche sie uns in anerkennender Weise in vierfacher Form geliefert haben, aus denen der Verein den einen Entwurf mit voller Einstimmigkeit erwählte. Nach demselben soll das Denkmal in der Mitte des Gräberplatzes zu stehen kommen.«²⁸ Der siegreiche Entwurf des Denkmals konnte im Schaufenster der Neubert'schen Buchhandlung besichtigt werden.²⁹

Finanzprobleme

Die Aushängung des Entwurfs sollte vor allem der Spendeneinwerbung dienen, stellte sich die Finanzierung des Denkmals doch durchaus als Problem dar: »Die Gesamtkosten dürfen sich auf 3600 fl. belaufen, von denen der Verein nahezu die Hälfte zu decken im Stande sein wird; für Erlangung des Restes wendet er sich an die milden Gesinnungen der Stadt und des Bezirkes, die in den letzten Jahren ihm stets so treulich zur Seite gestanden, ferner aber auch an die Theilnahme der Kriegskameraden der hier Verstorbenen.«³⁰ Doch auch andere Spenden waren hochwillkommen: »Sämtliche Mitglieder des Sanitätsvereins [...] nehmen Gaben an.«³¹ Dem Spendenaufruf schloss sich der Turnverein an, der sich bereiterklärte, ebenfalls Gaben für das Denkmal anzunehmen und so den Sanitätsverein zu unterstützen. Die Begründung des Turnvereins folgte zwar den bereits dargestellten patriotischen Deutungsmustern, betonte aber mit dem angedeuteten Verweis auf die für die Württemberger besonders verlustreiche Schlacht von Champigny die eigene Leistung: »Vergesst eure gefallenen Helden nicht«, so tönt es in diesen Tagen herüber vom Strande der Marne, wo

mancher liebe Gatte, Sohn, Bruder und Bräutigam sein frühes Grab gefunden und allwo vor Jahresfrist unsere württembergische Division ihre Ebenbürtigkeit mit den übrigen deutschen Heereskörpern aufs Glänzendste bewiesen hat.«³²

Das Problem der Finanzierung des Denkmals sollte den Sanitätsverein allerdings noch länger beschäftigen. Selbst bei der Einweihung wurde mit Sammelbüchsen um Spenden gebeten³³, und am 14. August 1872, wenige Tage nach der Einweihung, veröffentlichte der Sanitätsverein im Ludwigsburger Tagblatt noch einen weiteren Spendenaufruf: »Die für dasselbe bereiteten Mittel sind aber in Folge unvorhergesehener Ausgaben nicht unerheblich überschritten und es erlaubt sich deshalb der Sanitätsverein, die verehrten Bewohner der Stadt und des Bezirks, insbesondere auch die Angehörigen der K. Garnison, um geneigte Beiträge zu ersuchen.«³⁴

Aus einem Bericht vom Juli 1871 wissen wir, dass der Sanitätsverein Ludwigsburg 20 838 fl. »in baar« durch Spenden, Sammelaktionen und eine Lotterie erhalten hatte, wovon nach Ende der Pfllegetätigkeit noch etwa 2500 fl. übrig gewesen seien.³⁵ Rechnet man die Angaben zu den Gesamtausgaben im Abschlussbericht des Sanitätsvereins Ludwigsburg vom 12. Juni 1871 dagegen, die mit 18 368 fl. angegeben wurden³⁶, kommt man auf die genaue Summe von 2470 fl., die sich vor dem Denkmalbau in der Kasse befunden haben müssen. Entweder wurde nicht mehr ausreichend gespendet, um die fehlenden knapp 1100 fl. aufbringen zu können, oder die Kosten für das Monument sind aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen unerwartet gestiegen. Trotz der ungewissen Finanzlage wurde das Denkmal jedoch bis Juni 1872 über den Gräbern der Gefallenen errichtet und am 6. August 1872 feierlich eingeweiht.

Die Einweihungsfeier

Die Wahl des 6. August als Tag der Einweihung war kein Zufall, konnte an diesem Tag doch zugleich der 2. Jahrestag der Schlacht von Wörth begangen werden. Von der Einweihung geben Zeitungsberichte sowie das ebenfalls in der Lokalpresse vorab veröffentlichte Programm der Feierlichkeiten ein Bild.

»Abends 5 Uhr« versammelten sich der Sanitätsverein und die von ihm geladenen Gäste an der 1867 eingeweihten Friedhofskapelle.³⁷ Seitlich des Denkmals nahm eine »Militär-Musik« Aufstellung und gemeinsam mit dem Gemeinderat, dem Bürgerausschuss, den »Herren Offizieren und Militär-Deputationen«, den Beamten und Geistlichen setzte sich der Marsch von der Kapelle zum Denkmal in Bewegung.³⁸ Vor dem Denkmal wurde im Halbkreis Aufstellung genommen. Zwei Choralverse wurden gespielt, Ansprachen des Vorstands des Sanitätsvereins, des Stadtschultheißen und des Garnisonspredigers folgten; eingerahmt wurden die Ansprachen durch Beiträge des »Liedergesang-Vereins«.³⁹

Bei »besonderer Witterungsgunst« zogen die Feierlichkeiten »mindestens 2000« Teilnehmer an.⁴⁰ In die Freude über das Denkmal und die durch das Monument erinnerlich gemachten Ereignisse mischten sich jedoch auch Ernst und Nachdenklichkeit »beim Anblicke schmerzereffüllter Familienangehöriger, betagter Eltern, die herbeigekommen waren, um sich zu überzeugen, wie »deutsches Herz« seinen Braven vergilt!«⁴¹ In seiner Rede zur Übergabe des Denkmals an die Stadt Ludwigsburg betonte der Vorstand des Sanitätsvereins von Baur-Breitenfeld den Aspekt der Gemeinsamkeit des von den »deutschen Stämmen« errungenen Sieges. Der unbedingte Wille zur Etablierung einer Kriegererinnerung, die neben der politischen auch zur mentalen Überwindung der deutschen Kleinstaaterei führen sollte, wurde hierin offenbar:

Ludwigsburger Tagblatt.

Verkauft außer Montag
täglich.

Abonnement-Preis für die
Stadt incl. Zustellung halbjährlich 1 R. 48 fr., vierteljährlich 54 fr., monatlich 18 fr.
Im Bezirk, durch die Post bezogen, halbjährlich 1 R. 46 fr., vierteljährlich 22 fr.

Amts- und Intelligenz-Blatt
für Stadt und Bezirk Ludwigsburg

zugleich

Organ für den landwirthschaftlichen Bezirks-Verein.

Preisveränderung:
Die vierteljährliche Zeit ist keine
Mauz 2 fr., bei Anfertigung
von außerhalb des Bezirke 3 fr.
Eingelagerte Inserate nicht
unter 6 fr.

Inserats-Annahme
bei der Expedition bis
Sonntag 11 Uhr.

Nr. 180.

Sonntag den 4. August

1872.

Einweihung des **Krieger-Denkmal** auf dem Kirchhof.

Das von dem Sanitäts-Verein den hier an ihren Wunden oder Feldstrapsen gestorbenen deutschen Kriegern gesetzte Denkmal soll am nächsten Dienstag dem 6. August, als dem Jahrestage der Schlacht von Wörth, Abends 5 Uhr, eingeweiht werden.

Die Feier wird in folgender Ordnung vor sich gehen:

1. Der Sanitäts-Verein und sämtliche von ihm eingeladenen Herren sammeln sich bei der Friedhof-Kapelle.
2. Eine Militär-Musik stellt sich seitwärts des Denkmals auf.
3. Der Zug setzt sich von der Kapelle aus in Bewegung; voraus der Sanitäts-Verein, dann der Gemeinderath und Bürger-Anschuss, die Herren Offiziere und Militär-Deputationen, die Herren Beamten und Geistlichen.
4. Am Denkmal angekommen, ordnen sich die Fest-Teilnehmer im Halbkreis vor demselben.
5. Die Musik spielt zwei Verse eines Choral.
6. Der Vorstand des Sanitäts-Vereins hält eine kurze Ansprache und übergibt das Denkmal der Stadt.
7. Der Stadtschultheiss übernimmt dasselbe Namens der Letzteren.
8. Gesang des Liedergesang-Vereins.
9. Einweihungsrede des Garaisons-Prodigars.
10. Schluss durch die Musik.

Zuschauer, welche der Feier anwohnen, werden ersucht, den Platz vor dem Denkmal frei zu lassen.

Bei der Friedhof-Kapelle werden Büchsen aufgestellt zur Aufnahme von Gaben für die Kosten der Errichtung des Denkmals.

Programmankündigung zur Einweihungsfeier auf der Titelseite des Ludwigsburger Tagblatts vom 4. August 1872.

»[...] so liegen hier diese Männer von Nord und Süd im Tode vereint in der heimischen Erde.«⁴² Die Pflicht zur Indienstnahme des Bürgers für das Wohl der Nation endete wie für viele national gesinnte Vertreter seiner Zeit auch für von Baur-Breitenfeld nicht mit dem Tod dieses Bürgers. Auch Garnisonsprediger Schweizer ordnete das Opfer der Gefallenen in den nationalen Kontext ein, überhöhte das Opfer aber zusätzlich religiös: »Als ein Erinnerungsstein an die großen Thaten Gottes, als ein Gedenkstein, daß der Herr bis hierher geholfen, soll auch dieses Denkmal unter uns stehen, aber unzertrennlich davon ist uns das Andenken an die großen und schweren Opfer, welche unser Volk gebracht.«⁴³

Die Ausführungen Schweizers lagen dabei durchaus im Geist der Zeit, in der insbesondere der Protestantismus als Mehrheitsreligion des im Reich dominierenden Preußen und seiner Führungseliten eine staatstragende Funktion zu erfüllen hatte. Doch auch dem Verhältnis zum »Erbfeind« Frankreich widmete sich der Pfarrer: »So können wir uns doch auch nicht verbergen, daß es für uns mit ihnen wohl kaum jemals eine recht aufrichtige herzliche Freundschaft geben wird, weil es sich zwischen ihnen und uns nicht bloß um einzelne streitige, der Ausgleichung bedürftige Punkte handelt, sondern um die große Frage: welches Volk, um nicht zu sagen welche Rasse, die germanische oder romanische, Träger des europäischen Kulturlebens sein soll. Es

muß uns an der Hand der Geschichte klar geworden sein, daß wir den Frieden mit ihnen immer nur um den Preis unserer Demüthigung erkaufen könnten, und es ist darum auch kein Zweifel, daß früher oder später die Zeit kommen muß, wo das im letzten Krieg Begonnene vollends zum Austrag und zur endlichen Entscheidung ge-



Das Ludwigsburger Kriegerdenkmal kurz nach der Einweihung.

bracht werden wird.«⁴⁴ Bis zur deutsch-französischen Freundschaft der Gegenwart mussten nach 1872 noch zwei Weltkriege erlitten werden, die durch Reden dieses Tons geistig mit vorbereitet wurden.

Die Gestaltung des Denkmals im Kontext der Zeit

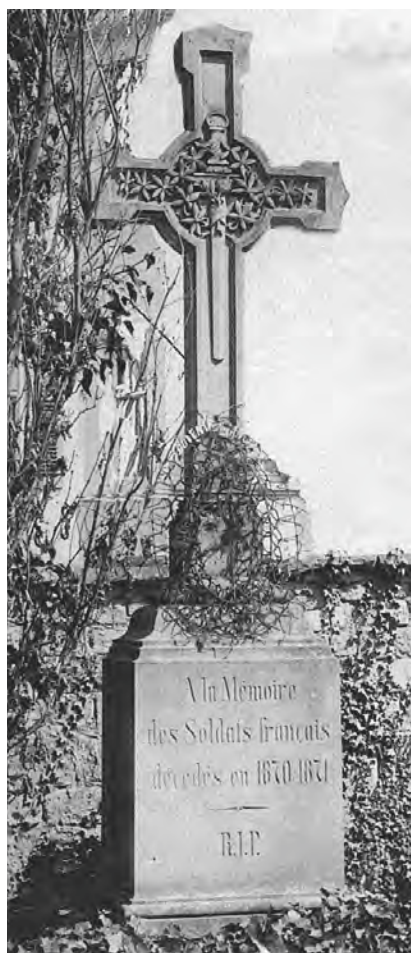
Wie die Entstehungsgeschichte sind in Ludwigsburg sowohl das räumliche Arrangement mit dem deutschen und dem französischen Monument als auch die äußere Gestaltung der beiden Denkmäler typisch. Das vergleichende Beispiel des 1873 auf dem

Heidelberger Bergfriedhof errichteten Denkmals zeigt dies. Auch dort wurde auf Initiative des lokalen Bürgertums sowie der protestantischen Geistlichkeit ein Denkmal auf den Gräbern der 157 in Heidelberg verstorbenen und beerdigten Krieger errichtet.⁴⁵ Das französische Monument, das dem in Ludwigsburg und anderen Städten ähnelt, steht mit kurzem Abstand daneben.⁴⁶ In vielen deutschen Städten ließen sich weitere Beispiele finden.

In der Beschreibung des Denkmals zeigte sich die zeitgenössische Ludwigsburger Presse so präzise wie begeistert: »Das Kriegerdenkmal in der Höhe von 30 Fuß ist aus gelblichem Heilbronner Sandstein gefertigt. Auf einer Stufe ruhend, erhebt sich ein



Das Heidelberger Denkmal für die dort verstorbenen und auf dem Bergfriedhof beerdigten deutschen Krieger, eingeweiht 1873, rechts davon das französische Denkmal (Aufnahme von 2008).



Das französische Denkmal auf dem Alten Friedhof in Ludwigsburg, (Aufnahme um 1875). Das Denkmal wurde 1872 eingeweiht.

kräftiger achteckiger Sockel, gedeckt mit einem reichen Eichelkranz. Auf diesem Sockel verlängert sich das Achteck, welches den Schriftraum bildet [...]. Dieser Theil ist durch ein reichverziertes Deckgesims geschützt und geht in eine Säule über, gestützt durch vier Strebpfeiler, auf welchen auf der vorderen Seite der Reichsadler, auf beiden Nebenseiten Kriegs-Embleme erhoben ausgehauen sind. Auf dem glatten Theil der Säule selbst ist in großen Buchstaben folgende Widmung angebracht: ›Denkmal zum ehrenden Gedächtnis der Deutschen Krieger, welche, aus Frankreich hieher gebracht, ihren Wunden und Anstrengungen erlegen sind. 1870–1871.‹ und ›Sie fielen für Deutschlands⁴⁷ Einheit und Recht.‹ Um den Schluß der Säule windet sich eine kräftige Immortellen-Guirlande, abwechselnd mit Kränzen. Palmblätter ineinander gereiht bilden das Kapitäl, welches mit einer viereckigen Verdachung gedeckt ist, worauf das eiserne Kreuz, bestehend aus weißem und schwarzem Marmor, ruht. An dem Denkmale sind alle einen deutschen Krieger ehrende Symbole in schönster Weise angebracht.«⁴⁸

Diese Beschreibung ist auch heute noch zutreffend, ist der Erhaltungszustand des mittlerweile 139 Jahre alten Denkmals doch sehr gut. Allerdings zeigt sich der gelbe Sandstein an manchen Stellen mittlerweile grün überzogen, die ehemals im antiken Stil mit roter Farbe betonten Namensinschriften sind nun nicht mehr farbig, und das Eiserne Kreuz präsentiert sich heute schmutzig-grau.

Die Gestaltung des Denkmals greift in der Form – hohe Säule mit Kapitell auf Sockel – und in den schmückenden Bildelementen antikisierende Elemente auf. Auch dies ist am Heidelberger Denkmal, wo wir einen Obelisken auf viereckigem Sockel sehen, und an zahlreichen anderen Kriegerehrenmalen der Zeit zu beobachten. Säulen oder Obelisken wurden als alte römische Siegeszeichen in der zweiten Hälfte des



Undatierte Postkarte mit den verschiedenen Denkmälern auf den »Schlachtfeldern bei Wörth«.

19. Jahrhunderts gern gewählt, wie auch der Blick auf die zahlreichen Denkmäler auf dem Schlachtfeld von Wörth zeigt: Das dortige und heute zerstörte Siegesdenkmal der Dritten Armee zeigte auf einer hohen Säule einen deutschen Adler, das Württembergische Jägerdenkmal und das Denkmal des 2. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 47 wurden als Obelisken gestaltet. Allerdings wurde in Ludwigsburg auf ganzfigürlichen Schmück – meistens Personifikationen, wie Victoria oder Germania – verzichtet, wie er z. B. beim Bayerndenkmal in Wörth oder beim Kriegerdenkmal auf dem Friedhof von Stuttgart gewählt wurde.

Der Rückbezug zur Antike in Form und Bildsprache der Kriegsdenkmäler war im 19. Jahrhundert Ausdruck des Bildungshintergrunds und der sozialen Stellung der bürgerlichen Denkmalstifter. Kenntnis klassischer antiker Texte und der römisch-



Die drei Bildtafeln auf dem Ludwigsburger Denkmal (Aufnahmen von 2011): Reichswappen (links), griechischer Helm und Schwert (Mitte) sowie Schild mit Gorgonenhaupt, Lorbeerkranz und gekreuzten Speeren (rechts).

griechischen Geschichte waren Ausdruck einer umfassenden humanistischen Bildung und sehr viel stärker als heute Distinktionsmerkmal zur Abgrenzung von vermeintlich Ungebildeten. Hinzu kam eine modische Heroisierung der antiken Militärgeschichte, in deren Rahmen man sich einzelne, mit wenigen und einfachen Waffen ausgerüstete, in epischen oder mythologischen Schlachten Heldentaten vollbringende Krieger imaginierte. Doch könnte die Kluft zwischen einem Achill oder Scipio Africanus und der Realität des industriell ausgerüsteten und getöteten Kriegers des späten 19. Jahrhunderts kaum größer sein. So diente die antikisierende Formen- und Bildsprache auch der Ablenkung von den tatsächlichen Umständen des Tötens und Sterbens im modernen Krieg.

In fast allen Einzelheiten der Bildsprache bezieht sich das Denkmal auf antike Vorbilder: Das Eichenlaubband auf dem Sockel spricht zum einen die Eiche als vermeintlich seit Germanentagen »deutschen Baum« an, verweist aber auch auf die römische Bürgerkrone, die ebenfalls aus Eichenlaub gefertigt und jenen verliehen wurde, die sich in der Schlacht heldenhaft bewährt hatten. Die drei erhabenen ausgeführten Bildtafeln – auf der vorderen prangt der Reichsadler, auf den Seitentafeln



Immortellengirlande, Immortellenkränze, das mit Palmzweigen bedeckte Kapitell sowie das marmorne Eiserne Kreuz auf dem Ludwigsbürger Kriegerdenkmal (Aufnahme von 2011).

befinden sich Schlachtfeldtrouvaillen – greifen ebenfalls auf alte Vorbilder zurück, liegen aber zugleich auch wieder im Trend der damaligen Denkmalgestaltung. Auf dem nördlichen Feld sind ein griechischer Helm und ein Schwert als Verweis auf den Trojanischen Krieg oder auf die Perserkriege zu sehen. Das südliche Feld zeigt einen

Schild, der von einem gebundenen Lorbeerkranz auf gekreuzten Speeren umkränzt wird und mit einem Gorgonenhaupt verziert ist. Der Lorbeerkranz ist das alte römische Symbol für siegreiche Feldherren, und Gorgonenhäupter befanden sich wegen ihrer vermeintlich Gefahren abwehrenden Funktion häufig auf antiken Schilden. Auch die schmückende Anordnung dieser militärischen Einzelteile Helm, Schwert, Speere und Schild, die man nach dem Kampf auf dem Schlachtfeld finden kann, geht auf antike Vorbilder zurück. Ebenso gehen die Palmetten, symmetrische Abstraktionen eines Palmwipfels, die die drei Felder krönen, auf griechische Vorbilder zurück. Die umlaufende Immortellengirlande und die Immortellenkränze als Zeichen der Unsterblichkeit sind ebenfalls schon auf antiken Vorbildern und anderen Kriegerdenkmälern des 19. Jahrhunderts zu finden. Die sechzehn Palmwedel, die das Kapitell bedecken, sind ebenfalls antiken Vorbildern geschuldet. So diente der Palmwedel als Attribut der antiken Siegesgöttinnen Nike bzw. Victoria, zugleich ist er aber im Christentum auch heute noch Zeichen des Ewigen Lebens und der Auferstehung.

Lediglich das krönende Eisene Kreuz ist nicht antiken Ursprungs, sondern verweist auf die seit den Befreiungskriegen 1813–1815 in Preußen verliehene gleichnamige militärische Auszeichnung. Nach 1871 entwickelte sich das Eisene Kreuz zum einenden Erkennungszeichen des gesamtdeutschen Militärs; es wird in leicht veränderter Version auch heute noch von der Bundeswehr als Hoheitszeichen verwendet. Die Verwendung lokaler Materialien – hier Heilbronner Sandstein – ist schließlich gleichfalls keineswegs singulär. So ist z. B. das Heidelberger Denkmal aus rotem Neckartäler Hartsandstein erstellt worden.

In seiner bildlichen und formalen Gesamtaussage betont das Denkmal mit dem Verweis auf die vermeintlich heroische Antike Opfermut und Heldentum des Einzelnen, ordnet diese im Kampf bewiesenen Eigenschaften aber durch das krönende Eisene Kreuz der höheren Sache der deutschen Einheit unter.

Die Toten auf dem Ludwigsburger Kriegerdenkmal

Die Inschriften des Denkmals nennen 34 deutsche Krieger mit ihren Einheiten, ihrem Herkunftsort und Todesdatum. 27 dieser Krieger kämpften in preußischen Einheiten, sechs in württembergischen, ein Krieger diente in der bayerischen Armee. Dank der von den Regimentern bürokratisch geführten und der Information der Öffentlichkeit dienenden, allerdings auch unvollständigen und nur grob chronologisch geordneten Verlustlisten konnten bei weit mehr als der Hälfte der auf dem Denkmal Genannten der Ort der schließlich todbringenden Verletzung und bei den preußischen Kriegern häufig sogar die Art der Verwundung und damit auch das weitere Schicksal ermittelt werden. Allerdings fanden sich in Einzelfällen auch Abweichungen in den Angaben zum Herkunftsort oder bei der Schreibung von Namen zwischen den Verlustlisten und den Angaben auf dem Denkmal. Da in der Regel die Verlustlisten noch auf dem chaotischen Schlachtfeld kurz nach dem Kampf angelegt wurden, können kleinere Unregelmäßigkeiten durch diese schwierigen Umstände erklärt werden. Es ist aber auch denkbar, dass Angaben auf dem Denkmal fehlerhaft sind – entscheiden lässt sich dies 139 Jahre später bis auf einen Fall nicht mehr.

Bei vier von sechs württembergischen Kriegern, die auf dem Denkmal benannt sind, konnte der Ort der Verletzung ermittelt werden. Jakob Ziegler aus Bickelsberg im Oberamt Sulz gehörte zum 1. Württembergischen Infanterie-Regiment, das bei

Champigny im Einsatz war.⁴⁹ Er starb knapp vier Wochen nach der Schlacht am 3. Januar 1871 an den dort erlittenen Verwundungen.⁵⁰ G. A. Reinhardt aus Korb im Oberamt Waiblingen gehörte zum 3. Württembergischen Infanterie-Regiment, das in Wörth, Sedan, Nogent-sur-Seine und Mont Mesly kämpfte.⁵¹ Reinhardt starb am 30. Juni 1871, also nach Kriegsende. Zum 5. Infanterie-Regiment gehörte Johann Hinterreiter aus Flochberg im Oberamt Neresheim. Das Regiment kämpfte in Wörth, Champigny und vor Paris. Hinterreiter starb am 4. März 1871. Auch er erlag den Verwundungen aus den Kämpfen von Champigny.⁵² Im 7. Infanterie-Regiment kämpfte Ferdinand Bauer aus Oberrot im Oberamt Gaildorf. Seine Einheit kämpfte ebenfalls in Wörth, Champigny und vor Paris. Sein Tod am 8. Dezember 1870 legt nahe, dass er seine Verwundungen ebenfalls knapp eine Woche zuvor bei den Kämpfen um Champigny erlitten haben könnte.⁵³ Zum 1. Jäger-Bataillon gehörte Christian Schwarz aus Leidringen im Oberamt Sulz, der am 26. August 1870 an seinen bei Wörth erlittenen Verwundungen verstarb.⁵⁴ Gottlob Hahn aus Untertürkheim schließlich kämpfte im 2. Jäger-Bataillon und starb am 5. Januar 1871. Auch sein Tod war Folge der Kämpfe an der Marne bei Champigny.⁵⁵ Betrachtet man die Todesdaten, fällt auf, dass drei der sechs Württemberger sicher und ein weiterer vermutlich in den Zusammenhang der Kämpfe um Champigny zu bringen sind und so der Verweis der Ludwigsburger Turner in ihrem Spendenauftrag gerade auf diese Schlacht kein Zufall war.

Zu 20 der 27 preußischen Krieger können nähere Angaben gemacht werden. Der Gefreite Valentin Bruma oder Brummer aus Ribogado oder Rybojody vom 3. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 58 erhielt in der Schlacht von Wörth zwei Schüsse durch die Brust und erlag diesen Verletzungen neun Tage später am 15. August 1870.⁵⁶ Ebenfalls in Wörth verletzte sich der in derselben Einheit wie Bruma/Brummer dienende Musketier Ernst Kretschmer aus Zapplau. Er erhielt »einen Schuss in beide Füße« und starb am 22. September 1870.⁵⁷ In Wörth wurden weiterhin die Musketiere Simon Wittek aus Wioske⁵⁸ vom 3. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 50 und Ernst Peter Pape aus Unterbarmen oder Wipperfürth⁵⁹ vom 1. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 87 verwundet. Pape erlag seinen Verwundungen am 28. August, Wittek am 30. August 1870.

Ein Bild von der Härte der Kämpfe rund um Wörth geben die Erinnerungen des preußischen Fähnrichs Walter Schultze-Klosterfelde vom 2. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 88: »Jetzt treten auch wir an. Wild pocht das Herz gegen die Rippen, denn in das furchtbare Getöse sollen auch wir hinein. Ich habe herzlich zu Gott gebetet, Er solle mich gesund erhalten, oder auch sterben lassen, aber Sein gnädiger Wille wolle doch nicht sein, daß ich zum Krüppel werde. [...] Plötzlich schlägt eine Granate dicht bei uns ein; eine zweite im nächsten Moment etwas rechts hinter mir. Erdklumpen und Grasbüschel fliegen uns um den Kopf, eine dunkelrote Feuergarbe sprüht auf, ein scharfer Knall, das grelle, oft in einen langgezogenen singenden Ton ausartende Zischen der Splitter folgt. Wohl über ein Dutzend Mann streckt das eine Geschoß nieder. [...] Als sich der Rauch verzieht, welch' grausiger Anblick. Ein dichter Haufen toter Menschen und Pferde, hinkender Verwundeter, herumjagender, lediger Pferde.«⁶⁰

Weitere Opfer der Kämpfe von Wörth waren die Füsiliere Martin Nowak aus Wirin⁶¹ und Julius oder Josef Büttner aus Quilitz⁶², beide vom Westfälischen Füsilier-Regiment Nr. 37, sowie der Unteroffizier Ernst Schmidt aus Oberau⁶³ vom 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 6. Schmidt erlag seinen tödlichen Wunden am

6. September, Büttner am 9. und Nowak wie Ernst Kretschmer am 22. September 1870. Schmidt wird in der Verlustliste Nr. 12 als »leicht verwundet« gemeldet, hatte er doch »nur« einen Schuss in das linke Bein erhalten. Dass Schmidt dennoch vier Wochen später starb, verdeutlicht die bereits angesprochenen Probleme der Militärmediziner, denen noch keine Mittel gegen Wundbrand und Blutvergiftung zur Verfügung standen. Hinzu kam die unzureichende Erstversorgung auf dem Schlachtfeld. Viele Schwerverwundete blieben im Kugelhagel liegen oder mussten stunden- bis tagelang auf Hilfe warten. Bei vielen als rettungslos verletzt klassifizierten Soldaten verzichteten die von der Masse der Hilfsbedürftigen überforderten Sanitäter und Ärzte auf eine medizinische Versorgung. Verbandszeug, Schmerzmittel und Zeit reichten nicht für alle Verletzten.

Die vom preußischen Kriegsministerium geführten Sanitätsberichte verdeutlichen die zahllosen Leidenswege selbst der Verwundeten, die das Glück hatten, in ein Lazarett überwiesen zu werden: »H. vom 3. Garde-Regiment zu Fuß, verwundet am 18. August bei Gravelotte: Granatschussbruch des rechten Oberschenkels im oberen Drittel. Einschnitt vorn behufs Entfernung des Granatsplitters. Anfangs Gypsverband; später doppelt geneigte Ebene. Im 3. Monat war noch keine Verwachsung des Bruchs erfolgt; das Bein um 12 cm verkürzt und stark gekrümmt. Die Eiterung reichlich und übelriechend; anhaltende Durchfälle. Streckverband. Im 4. Monat lebhaft Schmerzen. In Chloroformbetäubung ein Knochenstück mit der Säge entfernt, wodurch eine große Knochenhöhle entsteht. Gypsverband. Unter zunehmenden Durchfällen, hohem Fieber, Frösteln erfolgt der Tod am 1. Januar 1871 an Pyämie (Blutvergiftung).«⁶⁴ Auch bei Schmidt wird sich vermutlich Wundbrand eingestellt haben, der eventuell zu einer Amputation des linken Beins mit anschließender tödlicher Blutvergiftung führte. Er könnte jedoch auch einer der in Lazaretten häufig anzutreffenden Seuchenkrankheiten erlegen sein.

Ebenfalls in Wörth wurde Wilhelm Tralls aus Wederau oder Markertsdorf vom 2. Westpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 7 verletzt. Er wurde wie Büttner in den Verlustlisten erst als »vermisst« geführt, starb dann aber im Lazarett von Ludwigsburg am 13. Dezember 1870.⁶⁵

Am 4. September 1870 verstarb der Grenadier Josef Liere oder Lier aus Ölgut oder Ellguth vom 3. Garde-Grenadier-Regiment »Königin Elisabeth«. ⁶⁶ Er erhielt seine Verwundung in einem der wenigen Kämpfe, in denen der deutschen Militärführung schwere taktische Fehler unterlaufen sind. In der Schlacht von Gravelotte/St. Privat am 18. August 1870 befahl der greise General Karl Friedrich von Steinmetz, Führer der 1. deutschen Armee, einen äußerst verlustreichen Sturm auf eine gut geschützte Anhöhe. Hierbei wurden mit den Gardesoldaten die Elitetruppen Preußens sinnlos »verheizt«. Innerhalb von zwanzig Minuten erlitten die Gardegrenadiere einen Verlust von 8000 Mann. Von Steinmetz, der eigenmächtig und gegen den Befehl Helmuth von Moltkes, des Chefs des preußischen Generalstabs, gehandelt hatte, wurde danach die Führung der 1. Armee entzogen.⁶⁷

Wie Liere wurde auch der Gardegrenadier Peter Kern aus Moorenhoven bei Köln vom 4. Garde-Grenadier-Regiment »Königin« beim Sturm auf die Anhöhe von St. Privat schwer verletzt.⁶⁸ Er erlitt einen Schuss ins Knie und verstarb daran bzw. vermutlich an den Folgen einer Amputation mit Wundbrand oder Blutvergiftung am 18. Oktober 1870. Claus Alpen aus Neuendorf vom Holsteinischen Infanterie-Regiment Nr. 85 erlitt seine Verletzung, Schüsse in beide Unterschenkel, im Gefecht bei Chantraine am 18. August 1870. Er wurde zunächst als »leicht verletzt« gemeldet



Westansicht des Ludwigsburger Kriegerdenkmals (Aufnahme von 2011).

und ins Lazarett von Verneville verbracht.⁶⁹ Er starb jedoch am 6. September in Ludwigsburg. Zwei Tage vor Alpen wurde der Füsilier Albert Schramm aus Schünow bei Potsdam vom Brandenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 35 verletzt. Er erhielt in der

Schlacht von Vionville/Mars-la-Tour am 16. August 1870 einen Schuss in die linke Hüfte.⁷⁰ Nach der ersten Versorgung im Lazarett von Vionville starb er am 7. Oktober in Ludwigsburg. Der Gefreite Johann Friedrich Berlien oder Berlin aus Lübeck vom 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76 wurde ebenfalls in Mars-la-Tour verwundet. Er erlitt einen Schulterdurchschuss, an dem er am 25. Januar 1871 verstarb.⁷¹ Julius Robert Siegert aus Alt-Hütte bei Frankfurt an der Oder vom Brandenburgischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 3 erhielt seine Verletzung am selben Ort. Er wurde durch einen Schuss durch die Schulter verwundet und starb am 25. Oktober 1870.⁷² Beim Gefecht bei Gorze vom 16. August 1870, das sich im Zusammenhang mit der Schlacht von Vionville/Mars-la-Tour entwickelt hatte, wurde Christian Hesse aus Neuhardenberg vom Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8 verwundet. Er erhielt einen Schuss »ins Gesäß« und verstarb am 6. Oktober 1870.⁷³

Am 30. August 1870 wurde der Füsilier Hermann Strauer aus Tangermünde vom 3. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 66 im Gefecht bei Beaumont verletzt.⁷⁴ Er wurde mit einem Schuss durch die Hand als leicht verletzt klassifiziert, starb jedoch am 9. Dezember 1870. Auch Friedrich Saggau aus Bevern wurde in Beaumont verwundet. Anders als auf dem Denkmal vermerkt, gehörte er jedoch keineswegs einem nicht nachweisbaren 11. Garde-Regiment, sondern dem Schleswig-Holsteinischen Füsilier-Regiment Nr. 86 an. Er erhielt einen Schuss in die Brust und erlag seiner Verletzung am 14. Oktober 1870.⁷⁵

Drei Preußen wurden wie ihre württembergischen Kameraden in Champigny am 2. und 3. Dezember 1870 verwundet: Josef oder Joseph Pacsinki oder Paczynski vom 3. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 14 erhielt einen Schuss in den Rücken und verstarb am 1. Januar 1871.⁷⁶ Ferdinand Stobbe oder Stubbe vom 6. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 49 wurde durch einen Schuss in den linken Unterschenkel verwundet⁷⁷, und der Musketier August Joswikowsky, ebenfalls vom 3. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 14, erlitt einen Schuss durch die rechte Schulter.⁷⁸ Stobbe/Stubbe starb am 4. Januar, Joswikowsky am 25. Januar 1871. Über die weiteren preußischen Krieger lassen sich keine klaren Aussagen treffen, da sie in den Verlustlisten nicht gesichert nachgewiesen werden konnten.

Dem bayerischen Krieger Johann Geiger aus Memmingen vom 1. Jäger-Bataillon konnte aus den bayerischen Verlustlisten kein Ort der Verwundung zugewiesen werden. Dafür äußern sich die bayerischen Spitalberichte über den Todesort und die Art seiner Verletzung: »Im Reserve-Spitale Ludwigsburg Geiger, Johann, Soldat im 1. Jäger-Bat. 4. Comp. Von Memmingen, am 1. Jänner 1871 an Schuß in den rechten Schenkel und das rechte Knie.«⁷⁹

In den Todesdaten und den Orten, an denen die Verstorbenen verwundet worden waren, lässt sich recht deutlich die Kampfentwicklung des Krieges von 1870/71 nachvollziehen. Fünf der Gefallen starben im August, dem ersten Monat des Krieges mit den dramatischen Kämpfen um Weißenburg, Wörth und rund um Metz (Vionville/Mars-la-Tour und Gravelotte/St. Privat), sieben Krieger im September, dem Monat der Schlacht von Sedan. Die höchste Mortalitätsrate ist im Oktober erreicht, in dem neun Soldaten ihren Verletzungen erlagen. Im Oktober wurden die Kämpfe gegen die nun republikanischen Truppen Frankreichs mit großer Härte an der Loire geführt, die zunehmend schlechte Witterung kam hinzu. Dass im November niemand verstarb, dürfte allerdings eher Zufall gewesen sein. Im Dezember 1870 starben drei und im Januar 1871 wiederum sieben Krieger. Ein Toter ist dann noch jeweils im März, im Juni und im Juli 1871 zu beklagen.

Dazu passen zum Teil auch die Zuteilungen von Verwundeten an den Sanitätsverein. Diesem wurden am 8. August 1870, also zwei Tage nach den Kämpfen bei Wörth, 65 verwundete Württemberger und am 16. August noch 43 Preußen und Franzosen zur Pflege zugeteilt. Weitere Verwundete folgten am 19. September 1870, am 19. Oktober 1870 sowie am 6. und 9. Dezember 1870, kurz nach den Kämpfen von Champigny.⁸⁰

Insgesamt konnte für 24 der auf dem Denkmal genannten Toten der Ort ihrer Verwundung sicher ermittelt werden. Die meisten, neun, wurden in Wörth verwundet, sechs bei Champigny, je zwei bei Mars-la-Tour, bei Beaumont und beim taktischen Desaster von Gravelotte/St.Privat, je einer in Vionville, bei Chantraine und bei Gorze. Mit dem Ort der Verwundung und den jeweiligen Todesdaten lässt sich für die auf dem Denkmal Verewigten bei über 1200 Verwundungs- bzw. Pflorgetagen eine durchschnittliche Überlebensdauer vom Zeitpunkt der Verletzung bis zum Tod von etwa 50 Tagen errechnen.

Ein deutscher Toter fehlt auf dem Denkmal – Heinrich Heidemann

Ein weiterer toter deutscher Krieger, der in Ludwigsburg seinen Verwundungen erlegen war, ist auf dem Denkmal nicht genannt. Er war damit auch nicht Teil der in diesem Denkmal beschworenen nationalen Gemeinschaft. Es handelt sich um den deutsch-jüdischen Gefreiten Heinrich Heidemann aus Groß-Blumberg in der Nähe von Frankfurt an der Oder, der in der 6. Compagnie des 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 48 gekämpft und in der Schlacht von Vionville/Mars-la-Tour am 16. August 1870 einen Schuss in das Gesicht und durch die linke Schulter erlitten hatte.⁸¹ Diesen Verletzungen ist er schließlich »ungeachtet der sorgfältigsten Pflege« erlegen.⁸²

Anlässlich seiner Beerdigung am 25. September 1870 auf dem am selben Tag der jüdischen Gemeinde übergebenen und geweihten neuen israelitischen Friedhof in Ludwigsburg berichtete die Zeitung »Der Israelit« am 5. Oktober 1870: »Der junge Mann ist erst 26 Jahre alt, seit einem Jahr verheiratet und seit 14 Tagen Vater eines Kindes! Das israelitische Vorsteheramt hatte Einladungen zur Teilnahme an der Feier erlassen, welche die Geistlichen beider christlichen Confessionen, die Staats- und Stadtbehörden, eine große Menge hiesiger Einwohner und viele Israeliten aus Stuttgart, Cannstatt u.f. gefolgt sind. Kirchenrath Maier hat dabei ergreifende patriotische Worte gesprochen.«⁸³ Obgleich also auch Kirchenrat Joseph von Maier, der Bezirksrabbiner, »patriotische Worte« gesprochen hatte, Militärabteilungen »die üblichen Salven« abgeschossen hatten und auch »passende Lieder« gesungen worden waren, diese Beerdigung somit den üblichen vaterländischen Gepflogenheiten entsprach, fehlt Heidemanns Name auf dem Ehrenmal. Ein möglicher Grund hierfür könnte sein, dass er als Jude nicht wie die anderen Toten auf dem Gelände des christlichen Kirchhofs, heute des Alten Friedhofs, beerdigt wurde.⁸⁴

Doch auch die jüdische Gemeinde wollte das ehrende Andenken an Heidemann bewahren, der schließlich für die gleiche Sache wie die auf dem Denkmal Geehrten gestorben war. Daher ließ sie auf ihrem Friedhof ebenfalls ein im antikisierenden Stil gehaltenes, wenngleich deutlich kleineres Denkmal errichten. Dieses ebenfalls vom Ludwigsburger Bildhauer Theobald Wagner gestaltete Denkmal wurde genau ein Jahr nach Einweihung des Monuments auf dem Alten Friedhof, am 6. August 1873, »unter



*Das Denkmal auf dem jüdischen
Friedhof Ludwigsburg
(Aufnahme um 1978).*

sehr zahlreicher Beteiligung des Publikums«⁸⁵ eingeweiht. Vertreter der Stadt und der Garnison waren ebenfalls anwesend. Ausdrücklich lobte die Ludwigsburger Lokalpresse die jüdische Gemeinschaft für ihr Engagement: »[...] und fügen nur noch bei, daß alle Ehre auch der hiesigen israelitischen Gemeinde gebührt, die keine Mühe und keine Opfer scheute, auch das ihrige zu thun, um ihren Glaubensgenossen, die ihr Herzblut mit gleichem Heldenmuth geopfert auf dem Altar ihres Vaterlandes, ebenfalls ein sichtbares Denkmal zu setzen.«⁸⁶

Das Denkmal würdigte aber nicht nur Heidemann, sondern auch den neben ihm bestatteten, ebenfalls jüdischen, aber französischen Krieger Isidor Michel aus Freisdorf in Lothringen. In seiner ansonsten mit den üblichen patriotischen Floskeln formulierten Einweihungsrede betonte Vorsänger Salomon Kahn⁸⁷ daher, anders als Garnisonspfarrer Schweizer ein Jahr zuvor, auch das Verbindende zwischen den Völkern und die Möglichkeit des Friedens: »Aber auch er, Isidor Michel, der unter dem feindlichen Heere gegen uns kämpfte, als Gefangener vor Metz eingebracht und hier am Typhus im Militärspital erlegen ist; er hat als Patriot seinem Vaterlande gedient und selbst im Feinde müssen wir die Liebe zu seinem Volke und zu seiner Heimath ehren; darum hat er es auf seinem Krankenlager nicht fühlen dürfen, daß er kein Eingeborener war, und im Tode sind wir alle gleich, auf dem Leichenacker und in der Gemeinschaft der Geister hört alle Feindschaft auf.«⁸⁸

Ferne Kriege – vergessene Tote

»Daß wir unsere Todten ehren und ihr Gedächtnis durch irgend ein Zeichen der Liebe auch dem nachfolgendem Geschlechte zu erhalten suchen, liegt schon im natürlichen menschlichen Gefühl.«⁸⁹ So drückte Garnisonsprediger Schweizer

in seiner Einweihungsrede seine Hoffnung aus, dass das Ludwigsburger Kriegerdenkmal lange im Bewusstsein der Nachwelt präsent sein möge.

Denkmäler, die an Kriege erinnern, die vor den beiden Weltkriegen stattfanden, schlafen heute jedoch meist einen sanften Dornröschenschlaf. Sie stehen, häufig nur schlecht erhalten, kaum beachtet auf alten Friedhöfen oder in Stadtparks herum, viele sind durch die folgenden Kriege oder durch das mangelnde Interesse der Nachgeborenen zerstört. Und dort, wo sie noch in gutem Zustand und an prominenter Stelle betrachtet werden können, z. B. in Freiburg im Breisgau, hasten die meisten Menschen interesselos und ohne Kenntnis der erinnerten Ereignisse an ihnen vorüber. Da die Kriege, an die sie erinnern sollen, vergessen sind, sind auch ihre Denkmäler im Bewusstsein der Lebenden nur noch totes Gestein und altes Metall.

Sicher befremden die aus heutiger Sicht zuweilen überladenen Formen dieser Denkmäler, die triumphierenden, in wallende Gewänder gehüllten Siegesgöttinnen oder Germania-Gestalten, die brüllenden Löwen und Herrscherhäupter, stößt der in ihnen zu zerbröselnder Materie gewordene militaristische Hurrapatriotismus ab. Doch sollte nicht vergessen werden, dass diese Denkmäler in ihrer Zeit ernst gemeint gewesen sind und von den Zeitgenossen auch ernst genommen wurden. Nicht zuletzt erinnern sie auch heute noch an verlorene Leben realer Menschen, zerstörtes Glück und vernichtete Existenzen, die sich hinter den fernen, einsilbigen Namenslisten auf den so fremd anmutenden Monumenten verstecken.

So sind diese Denkmäler wertvolle Zeugnisse vergangener Mentalitäten und historischer Sinnzuweisungen. Sie helfen, den »Geist der Zeit« zu rekonstruieren und zugleich die folgenden Ereignisse des 20. Jahrhunderts besser zu verstehen. Sie sind anschauliche Quellen für den Historiker und überaus dankbare Gegenstände für einen modernen schulischen Geschichtsunterricht. Die Denkmäler sprechen – man muss ihnen nur zuhören können und wollen!

Anmerkungen

Abkürzungen

- LT = Ludwigsburger Tagblatt
MWSV = Mittheilungen des Württembergischen Sanitäts-Vereins (Nr. 40 vom 1.12.1870, Nr. 73 vom 4.7.1871, Nr. 74 vom 4.7.1871)
VL = Königliche Geheime Ober-Hofdruckerei (Hrsg.): Verlustlisten der Königlich-Preussischen Armee und der Großherzoglichen Badischen Division aus dem Feldzuge 1870–1871, Berlin 1871

1 Vgl. hierzu und zum Folgenden Tobias Arand: Ein zunehmend vergessener Krieg. Die Entwicklung der Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, in: »Der großartigste Krieg, der je geführt worden.« Beiträge zur Geschichtskultur des Deutsch-Französischen Kriegs 1870/71, hrsg. v. Tobias Arand, Münster 2008, S. 9 ff.; ders.: 70/71. Vom Heldenepos zum (fast) vergessenen Krieg, in: Das Schlachtfeld von Woerth. Geschichts-, Erinnerungs- und Lernort, hrsg. v. Tobias Arand und Christian Bunnenberg, Münster 2011 (in Druck).

2 Vgl. zum Folgenden Arand: Ein zunehmend vergessener Krieg (wie Anm. 1), S. 9 ff. sowie die grundlegenden Arbeiten von George L. Mosse: Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegung von den Befreiungskriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt, New York 1993, und Jan Pfeil: Krieg im 19. Jahrhundert, in: Das Schlachtfeld von Woerth (wie Anm. 1).

- 3 Karl Klein: Froeschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870, 26. Aufl. München 1911, S. 157. Vgl. zur Fröschweiler Chronik und zum Leben Karl Kleins Christian Bunnenberg: Die »Froeschweiler Chronik«. Die Schlacht von Wörth in den Erinnerungen des Pastors Karl Klein, in: Das Schlachtfeld von Woerth (wie Anm. 1).
- 4 Vgl. zum Folgenden Arand: Ein zunehmend vergessener Krieg (wie Anm. 1), S. 9 ff., vor allem aber Reinhard Alings: Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal. Zum Verhältnis von Nation und Staat im Deutschen Kaiserreich 1871–1918, Berlin 1986; Frank Becker: Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864–1913, München 2001; Meinhold Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland. Bd. 2: Einigungskriege, Heidelberg 1985; Annette Maas: Der Kult der toten Krieger. Frankreich und Deutschland nach 1870/71, in: Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Etienne François, Göttingen 1995, S. 215–230.
- 5 Nur eine kleine Auswahl der »vaterländischen Hurralliteratur« zu den Einigungskriegen: Joseph Kürschner (Hrsg.): Der große Krieg 1870–71 in Zeitberichten, Leipzig o. J. (1895); Helmuth von Moltke: Geschichte des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71, Berlin 1895; Wilhelm Müller: Illustrierte Geschichte des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 und 1871, Stuttgart 1873; Julius von Pflugk-Hartung (Hrsg.): Krieg und Sieg. Ein Gedenkbuch, Berlin 1895; Victor von Stranz: Die deutschen Einigungskriege. Illustrierte Kriegschronik der Jahre 1864, 1866 und 1870–71, Leipzig 1897; Karl Winterfeld: Vollständige Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 und 1871 von seiner ersten Entstehung an, in zusammenhängender, übersichtlicher und populärer Darstellung, nach den besten Quellen und unter Benutzung der amtlichen Berichte. Ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für alle Zeitgenossen und Mitkämpfer, Berlin 1871.
- 6 Vgl. zum Folgenden Wolfgang Läßle: Schwäbisches Potsdam. Die Garnison Ludwigsburg von den Anfängen bis zur Auflösung, 2 Bde., Ludwigsburg 2009, hier Bd. 1, S. 142 ff.; Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 2, Stuttgart 2004, S. 103 ff.
- 7 Vgl. hierzu Philip Wolf: Die Geschichtskultur des Krieges. Der Erinnerungsraum Wörth im deutschen Kaiserreich, in: Das Schlachtfeld von Woerth (wie Anm. 1). – Im Gefecht von Weißenburg am 4. August 1870 hatten bereits Bayern und Preußen zusammen gekämpft, dabei allerdings getrennt operiert.
- 8 Exemplarisch die Verlustzahlen für die Königlich Preussische Armee inklusive der Verletzten und ohne die an Krankheiten verstorbenen Krieger: 4786 Offiziere, 89 864 Gemeine, 66 Ärzte, 2 Prediger; die Großherzoglich Hessische 25. Division: 115 Offiziere, 2060 Gemeine; das XII. Königlich-Sächsische Armee-Corps: 297 Offiziere, 6694 Gemeine, 2 Ärzte; vgl. hierzu Arthur von Sodenstern: Das Norddeutsche Bundes-Heer im Kampfe gegen Frankreich 1870 und 1871, Kassel 1871, S. 208 ff.
- 9 Vgl. Heinrich Sahlbach: Württembergs Antheil an dem Kriege gegen Frankreich nebst den Staatsverträgen mit dem ehemaligen Norddeutschen Bund und den amtlichen Verlustlisten der Königlich Württembergischen Felddivision, Stuttgart 1871, S. 15 f., 64 f.
- 10 Zum Folgenden vgl. vor allem MWSV Nr. 40, S. 311, Nr. 73, S. 582 f., und Nr. 74, S. 589 ff.; 100 Jahre Deutsches Rotes Kreuz Ludwigsburg, Ludwigsburg 1983, S. 19; Läßle (wie Anm. 6) Bd. 1, S. 143; Matthias Steinbach: Abgrund Metz. Kriegserfahrung, Belagerungsalltag und nationale Erziehung im Schatten einer Festung 1870/71, München 2002, S. 45 ff.; Sting (wie Anm. 6) S. 105 f.
- 11 MWSV Nr. 40, S. 311.
- 12 Zitiert nach 100 Jahre Deutsches Rotes Kreuz Ludwigsburg (wie Anm. 10) S. 19. – In MWSV Nr. 40, S. 311, ist die Rede von 111 Betten.
- 13 Bei Sting (wie Anm. 6, S. 106) heißt es, allerdings ohne Beleg: »Insgesamt waren 1568 Verwundete in den Ludwigsburger Spitälern versorgt worden, unter ihnen 886 Franzosen.« Der Generalrapport des Reservelazarets Ludwigsburg vom 31.3.1871 gibt jedoch nur 404 gepflegte Krieger in seiner Verantwortung an (Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 296b Bü 160). Gemeinsam mit den 260 vom Sanitätsverein gepflegten Kriegern (MWSV Nr. 74, S. 592) ergibt das die Zahl von 664 in Ludwigsburg gepflegten Verwundeten oder Erkrankten.
- 14 MWSV Nr. 73, S. 582.

- 15 MWSV Nr. 40, S. 311 f.
 16 MWSV Nr. 74, S. 592.
 17 Ebd. S. 596.
 18 Zitiert nach 100 Jahre Deutsches Rotes Kreuz Ludwigsburg (wie Anm. 10) S. 19.
 19 Zur Geschichte des Kriegerdenkmals in Ludwigsburg liegen bisher nur die Ausführungen von Läßle (wie Anm. 6, Bd. 2, S. 420 ff.) vor. Allerdings beschränkt sich Läßle auf eine Beschreibung des Denkmals und auf kurze Angaben zur Einweihung und zu den Erschaffern. Auskunft über die Entstehungsgeschichte geben einige Akten im Stadtarchiv Ludwigsburg sowie zeitgenössische Zeitungsberichte.
 20 LT 3.12.1871 (Bekanntmachung des Sanitätsvereins Ludwigsburg vom 30.11.1871).
 21 Stadtarchiv Ludwigsburg L 2 760, fol. 1.
 22 Ebd.
 23 Ebd., fol. 2.
 24 Stadtarchiv Ludwigsburg L 160/9, fol. 122r.
 25 Wie Anm. 20.
 26 Ebd.
 27 Gemeint ist der Ludwigsburger Bildhauer Theobald Wagner, geb. 1.7.1843, gest. 6.3.1906. Sein Grabmal befindet sich auf dem Alten Friedhof in Ludwigsburg.
 28 Wie Anm. 20. – Leider sind die drei anderen Entwürfe nicht mehr auffindbar.
 29 Ebd.
 30 Ebd.
 31 Ebd.
 32 LT 5.12.1871 (Aufruf des Turnvereins vom 3.12.1871).
 33 LT 4.8.1872 (Einweihung des Krieger-Denkmal auf dem Kirchhof, Programmankündigung).
 34 LT 14.8.1872 (Aufruf des Sanitätsvereins vom 12.8.1872).
 35 MWSV Nr. 73, S. 582.
 36 MWSV Nr. 74, S. 595.
 37 Wie Anm. 33.
 38 Ebd.
 39 Ebd.
 40 LT 8.8.1872.
 41 Ebd.
 42 Ebd.
 43 LT 9.8.1872.
 44 Ebd.
 45 Zum Heidelberger Monument vgl. Adam Warwas: Das Denkmal zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 auf dem Heidelberger Bergfriedhof. Planung – Bildsprache – Rezeption. Unveröffentlichte Staatsarbeit Heidelberg 2009.
 46 Zum französischen Denkmal und zur Initiative, im Deutschen Reich einheitliche Monumente für die in der Fremde gestorbenen Kämpfer zu errichten, kurz Läßle (wie Anm. 6) Bd. 2, S. 422. Beide Kriegsparteien verpflichteten sich in Artikel 16 des Frankfurter Friedensvertrags gegenseitig, »die Gräber der auf ihren Gebieten beerdigten Soldaten respektieren und unterhalten zu lassen«. Hierzu Nina Bolek: Die Regelungen des Frankfurter Vertrages zur Kriegerbestattung, in: Das Schlachtfeld von Woerth (wie Anm. 1).
 47 Statt »Deutschlands« hätte es korrekt »Vaterland's« heißen müssen.
 48 LT 9.8.1872.
 49 Zu den württembergischen Regimentern vgl. Läßle (wie Anm. 6) Bd. 1, S. 340 ff.
 50 Sahlbach (wie Anm. 9) S. 97.
 51 Kein Eintrag in den amtlichen Verlustlisten.
 52 Sahlbach (wie Anm. 9) S. 103. Hier wird Hinterreiter als »Hinterreuter, J.« bezeichnet.
 53 Allerdings liegt kein Eintrag in den amtlichen Verlustlisten vor.
 54 Sahlbach (wie Anm. 9) S. 90.
 55 Ebd. S. 110.
 56 VL Nr. 44, S. 346, »Valentin Brummer aus Rybojody, s. v. 2. S. d. d. Brust«.
 57 VL Nr. 44, S. 345, »Johann Ernst Kretschmer, s. v. S. i. beide Füße«.

- 58 VL Nr. 6, S. 21, »V. unb.«.
- 59 VL Nr. 11, S. 68, »Ernst Peter Pape, Wipperfürth, s. v.«.
- 60 Walter Schultze-Klosterfeld: Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris. Heitere und ernste Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus dem Feldzuge 1870/71, Leipzig 1889, S. 35 ff.
- 61 VL Nr. 16, S. 107, »V. unb.«.
- 62 VL Nr. 9, S. 51, »Josef Büttner, Quilitz, verm.«.
- 63 VL Nr. 12, S. 78, »L. v. S. i. l. Bein«.
- 64 Zitiert nach Steinbach (wie Anm. 10) S. 46 f.
- 65 VL Nr. 8, S. 43, »Wilhelm Tralls aus Markertsdorf, Kr. Görlitz, verm.«.
- 66 VL Nr. 39, S. 310, »Josef Lier von Ellguth, s.v.«.
- 67 Zur Schlacht von Gravelotte/St. Privat vgl. Geoffrey Regan: The Guinness Book of Military Blunders, London 1991, S. 117.
- 68 VL Nr. 47, S. 368, »S.v. S. i. Knie«.
- 69 VL Nr. 53, S. 420, »L. v. S. i. beide Unterschenkel, Laz. Verneville«.
- 70 VL Nr. 23, S. 178, »S.v. S. i. d. l. Hüfte, Laz. Vionville«.
- 71 VL Nr. 129, S. 1028, »Johann Friedrich Berlin aus Lübeck, S.v. S. i. d. Schulter«.
- 72 VL Nr. 67, S. 526, »L. v. S. d. d. Schulter«.
- 73 VL Nr. 55, S. 438, »S.v. S. i. Gesäß«.
- 74 VL Nr. 84, S. 670, »L. v. S. d. d. Hand, Laz. Beaumont«.
- 75 VL Nr. 73, S. 576, »S.v. S. i. d. Brust«.
- 76 VL Nr. 143, S. 1142, »S.v. S. in den Rücken«.
- 77 VL Nr. 139, S. 1103, »S. v. S. a. l. Unterschenkel«.
- 78 VL Nr. 143, S. 1140, »S. v. S. d. d. r. Schulter«.
- 79 Königliches Kriegsministerium (Hrsg.): 4. Verzeichnis über Unteroffiziere und Soldaten der bayerischen mobilen Armee, welche theils an den Folgen der vor dem Feinde erlittenen Verwundungen, theils an Krankheiten in nachbezeichneten Spitälern verstorben sind. München, 4. Jänner 1871, S. 5.
- 80 MWSV Nr. 40, S. 312, und Nr. 74, S. 591.
- 81 VL Nr. 21, S. 157. Hier wird Heidemann irrtümlich als gefallen vermeldet. Im Nachtrag zur Verlustliste Nr. 21, der in VL Nr. 116, S. 924, vermerkt wurde, heißt es aber korrigierend: »Von den in den Verlustlisten als tot Aufgeführten sind in den Lazareth-Rapporten als nicht gestorben nachzuweisen: [...] Gefr. Heinrich Heidemann. Sch. Durch Gesicht und l. Schulter. Res.-Spital Ludwigsburg.«
- 82 »Der Israelit« 5.10.1870; im Bericht der Zeitung wird irrtümlich angegeben, Heidemann sei bei Gravelotte verwundet worden. – Zur Einweihung des neuen Friedhofs und zur Grablegung Heidemanns kurz Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg. Geschichte, Quellen, Dokumentation, Karlsruhe 1998, S. 96.
- 83 »Der Israelit« 5.10.1870.
- 84 1870/71 ließen auch sechs Ludwigsburger Juden ihr Leben auf den französischen Schlachtfeldern. Insgesamt hatten 38 Ludwigsburger Juden am Krieg teilgenommen, 30 von ihnen erhielten Auszeichnungen; vgl. Hahn (wie Anm. 82) S. 174.
- 85 LT 8.8.1873.
- 86 Ebd.
- 87 Salomon Kahn war bis zu seinem Tod im Jahr 1878 42 Jahre lang Vorsänger der Gemeinde in Ludwigsburg. Eine kurze Biographie bei Hahn (wie Anm. 82) S. 123 f.
- 88 LT 8.8.1873. Die Rede Kahns ist auch bei Hahn (wie Anm. 82) S. 321 f. abgedruckt.
- 89 LT 9.8.1872.

Emil Fritz aus Monrepos, Geschäftsmann in New Mexico

Die Vorgänge um die Westernlegende Billy the Kid und ihre württembergischen Hintergründe

von Eberhard Fritz

Zu den legendären Gestalten des »Wilden Westens« gehört der Revolverheld William Bonney (1859–1881), den man allgemein »Billy the Kid« nannte.¹ Er verdankt seine Berühmtheit einer bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzung in der kleinen Stadt Lincoln im US-Bundesstaat New Mexico im Sommer 1878. Drei Jahre nach diesem bewaffneten Konflikt wurde Billy the Kid von Sheriff Pat Garrett erschossen. Im Nachhinein verklärten ihn Schriftsteller, Musiker und Filmleute zu einem »Robin Hood des 19. Jahrhunderts« und schufen so den Mythos, der den Westernhelden bis heute umgibt. Inzwischen sind Hunderte von Büchern über Billy the Kid erschienen, und auch der Bürgerkrieg im Lincoln County (»Lincoln County War«) konnte durch neuere Forschungen genauer rekonstruiert werden.² Auslöser dieses gewalttätigen Konflikts war der Nachlass des auf der Domäne Monrepos geborenen Emil Fritz. Aber es gibt noch weit mehr Bezüge zum Königreich Württemberg, die mitten hinein führen in die unmittelbare Umgebung der königlichen Familie.³

Geschäfte in New Mexico

Über Jahrhunderte hinweg hatte der Südwesten Nordamerikas zum spanischen Herrschaftsgebiet gehört, bis ein großer Teil 1821 an Mexiko fiel.⁴ In den Jahren 1846 bis 1848 führten die Vereinigten Staaten Krieg gegen Mexiko, um ihr Gebiet nach Westen auszudehnen. Bereits zu Anfang des Krieges eroberten sie die nördlichen mexikanischen Provinzen und gliederten sie als Territorium New Mexico den Vereinigten Staaten an. Bis zum Amerikanischen Bürgerkrieg war das Territorium größtenteils Indianergebiet. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dehnte sich das Siedlungsgebiet der hispanischen und der weißen Bevölkerung aus, indem man die Indianer bekämpfte und gewaltsam vertrieb. Um die Neuansiedler zu schützen, entstand ein System von befestigten Forts mitten in der Wildnis, in denen die amerikanische Armee ihre Soldaten stationierte. Im Mai 1855 errichtete man Fort Stanton in New Mexico, im Gebiet der Mescalero-Indianer.⁵ Die Forts blieben militärische Vorposten, aber sie stellten auch die Grundversorgung für die Bevölkerung sicher, die sich in der schwer zugänglichen Gegend niedergelassen hatte. Die Indianer wehrten sich gegen die Besiedlung des Landes durch Weiße, so dass New Mexico weithin als sehr gefährliches Gebiet galt.

Im Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) wurde Fort Stanton zunächst von den Truppen der Konföderierten – also den Südstaaten – erobert, dann aber von den Unionstruppen zurückgewonnen. Colonel John Slough marschierte mit seinen

Soldaten in das Gebiet, um es militärisch zu sichern, erfuhr dort aber, dass der Bürgerkrieg beendet war. Deshalb machte er es sich zur Aufgabe, mit Hilfe seiner Soldaten die Indianer aus ihren Siedlungen zu vertreiben und in ein ausgewiesenes Reservat zu bringen.⁶ Der Kommandant Kit Carson erhielt den Auftrag, die Mescalero-Indianer gefangen zu nehmen, von denen sich dann auch die meisten ohne Gegenwehr ergaben. Aber die Armee konnte die Versorgung der Indianer nicht sicherstellen, da man dreimal so viele Personen wie ursprünglich angenommen gefangen genommen hatte und es in den Jahren 1864 und 1865 in New Mexico zu Missernten gekommen war, so dass die Vorräte nicht einmal für eine angemessene Versorgung der Soldaten ausreichten. Deshalb brachen die Indianer schließlich aus der Gefangenschaft aus und kehrten in ihre ursprünglichen Siedlungsgebiete zurück. Ein Teil von ihnen ließ sich aber friedlich in Sichtweite des Forts nieder, um der Armee keinen Anlass zu Militäractionen zu geben.⁷

Nach dem Ende des Bürgerkrieges wurden die Soldaten in New Mexico ausgemustert, ohne dass man sie in ihre ursprünglichen Heimorte im Osten der Vereinigten Staaten zurückbrachte. Viele von ihnen wurden in der Gegend sesshaft, so dass Männer mit militärischer Erfahrung die Kerngruppe der Siedler bildeten: »Das Leben [...] ähnelte tatsächlich dem Leben in einem Militärlager, aber ohne die Disziplin.«⁸

Geschäftsleute, die in der Nähe dieser Forts ihren Sitz hatten, konnten sowohl von der Armee als auch von den Indianern profitieren. Denn die amerikanische Regierung vergab Aufträge zur Versorgung beider Gruppen an lokale Firmen. Wenn es einer Firma gelang, die gesamten Aufträge zu erhalten, konnte sie die Preise weitgehend diktieren. Dies wurde auch dadurch erleichtert, dass es in den entlegenen westlichen Gegenden Nordamerikas noch kein funktionierendes Rechtssystem gab. Zwar unternahm die Regierung Anstrengungen, geeignete Männer als Kommandeure in die Forts zu schicken, damit sie die Versorgung der Armee und der Indianer überwachten. Da diesen Offizieren aber ein Polizei- und Justizapparat fehlte, herrschte vielfach das Recht des Stärkeren. Außerdem gerieten sie schnell in Gefahr, Geschäfte zu ihrem eigenen Vorteil zu betreiben.

Die ohnehin labile Situation verschärfte sich noch dadurch, dass nicht nur Konflikte mit Indianern zu befürchten waren, sondern auch schwere Spannungen zwischen den aus dem Osten der Vereinigten Staaten einwandernden Weißen und den aus dem Süden kommenden Mexikanern entstanden. In den späten 1860er Jahren kam es in New Mexico zu einer Serie von Verbrechen: Nicht nur Menschen mexikanischer Herkunft wurden umgebracht, sondern auch Farmer, die mit mexikanischen Frauen verheiratet waren.⁹ Da viele dieser Morde ungesühnt blieben, weil sich niemand darum kümmerte, verließen zahlreiche Ansiedler die Gegend, um in eine bessere Umgebung zu ziehen. In wirtschaftlicher Hinsicht herrschten ebenfalls unsichere Verhältnisse. Die Firmen versuchten mit allen Mitteln, ihren Profit zu erhöhen. Sie nahmen nicht nur überzogene Preise für Nahrungsmittel und andere Waren, sondern bestachen Beamte und Richter, um an lukrative Verträge zu kommen und um ungehindert illegale Praktiken verfolgen zu können.

Im Herbst 1866 traten zwei Männer aus der Armee aus: der Ire Lawrence G. Murphy (1831–1878)¹⁰ und der deutschstämmige ehemalige Kommandant Emil Fritz (1832–1874)¹¹. Bei Fort Stanton, in der Siedlung La Placita im Tal des Rio Bonito, gründeten sie die Firma L. G. Murphy & Co. zum Betrieb eines Ladens und einer Brauerei. Sie übernahmen die Versorgung sowohl der Armee als auch der Indianer¹² mit Rindfleisch, Gemüse und anderen Lebensmitteln und erlangten innerhalb kurzer Zeit eine monopolartige Stellung.¹³ Vor allem durch den Handel mit Mehl erzielten sie hohe

Profite.¹⁴ Um 1870 verfügten sie über großen Grundbesitz, »eine Insel des Privateigentums inmitten des staatlichen Besitzes«. ¹⁵ Denn Emil Fritz und Lawrence G. Murphy nutzten ihre Verbindungen zur Armee und erhielten dadurch umfangreiche Aufträge für Lieferungen an Lebensmitteln und Material an die in New Mexico stationierten Soldaten. Aufgrund ihrer Position konnten sie enorme Gewinnspannen auf die



Emil Fritz und Freunde, Weihnachten 1871. Stehend: Indianeragent Andrew Jackson Curtis (li.) und James J. Dolan; sitzend: Dr. Charles Dyeer (li.) und Emil Fritz.

Waren aufschlagen, handelten sich dadurch allerdings auch einen üblen Ruf ein, der wegen ihrer unseriösen Geschäftspraktiken noch verstärkt wurde. So verkauften sie Land, das nicht ihnen gehörte, an Farmer und brachten es an sich, wenn diese zahlungsunfähig wurden.¹⁶ Damit trieben sie viele Familien in den Ruin. Außerdem kassierten sie für die Indianer häufig überhöhte Zahlungen der Regierung, indem sie wesentlich umfangreichere Lieferungen angaben, als tatsächlich erfolgt waren.¹⁷

Darüber hinaus gehörten die beiden Firmeninhaber zum »Santa Fe Ring«, einer Clique korrupter Politiker, Geschäftsleute und Militärs.¹⁸ Diese Gruppe kontrollierte das gesamte ökonomische Geschehen in der Gegend und garantierte die profitreiche Monopolstellung der Firma. Diese wurde mit politischem Druck und der Zahlung von Bestechungsgeldern durchgesetzt.¹⁹ Neben seiner Firmenbeteiligung erwarb Emil Fritz eine Farm im acht Meilen (13 Kilometer) östlich von Lincoln gelegenen Bonito Cañon. Im Wesentlichen war es seiner Geschäftstüchtigkeit zuzuschreiben, dass die Firma florierte. Während Murphy als schwerer Trinker im Lauf der Zeit gesundheitliche Probleme bekam, galt Emil Fritz als energischer und erfolgreicher Geschäftsmann.²⁰

In der Firma L. G. Murphy & Co. arbeiteten noch zwei weitere Männer aus Südwestdeutschland. Gottfried Georg Gauss, der in den Vereinigten Staaten seinen Namen als »Godfrey« amerikanisierte, war 1823 im Königreich Württemberg oder im Großherzogtum Baden geboren worden. Nach seiner Auswanderung in die Vereinigten Staaten trat Gauss 1851 in die amerikanische Armee ein und diente zunächst im Osten, wurde aber nach einigen Jahren nach New Mexico versetzt. Dort lernte er wahrscheinlich Emil Fritz kennen und kam nun nach Lincoln, um für ihn zu arbeiten, nachdem er wegen schlechter Augen aus der Armee entlassen worden war. Nach seinen eigenen Angaben hatte Gottfried Georg Gauss in Württemberg Theologie studiert, aber dies erscheint eher zweifelhaft.²¹ Es wäre höchstens denkbar, dass er einer pietistischen Gruppierung angehört und dort möglicherweise gepredigt hatte, oder dass er erst in den Vereinigten Staaten als Prediger aufgetreten war. Sein Heimatort konnte bislang nicht festgestellt werden; eine Quelle nennt als Heimatland das Großherzogtum Baden. Bei seiner Tätigkeit für die Firma L. G. Murphy & Co. bekam er bald die rüde Geschäftspolitik zu spüren, denn nach eineinhalb Jahren schied er aus, weil er sich von den Inhabern um Geld betrogen fühlte. Der Farmer John Tunstall (1853–1878) engagierte ihn als Koch auf seiner Ranch.²²

Aus Württemberg stammte der »Dutch« genannte Martin Martz. Er war im Januar 1830 geboren worden²³ und 1854 über Bremerhaven ausgewandert.²⁴ Obwohl auch er für Tunstall arbeitete, nahm er im gewalttätigen Konflikt eine neutrale Position ein und versuchte zwischen den verfeindeten Parteien zu vermitteln.²⁵

Um 1869 wurde der Distrikt Lincoln County begründet, die Stadt La Placita in Lincoln umbenannt und zur Distriktshauptstadt erhoben. Das County umfasste etwa ein Fünftel des Territoriums von New Mexico und war damit das größte County in den Vereinigten Staaten.²⁶ Damit drängte die amerikanische Regierung das hispanische Element zurück und betonte ihren Anspruch auf das Gebiet in New Mexico. Durch die amerikanische Politik verbesserten sich die Bedingungen für die deutsch-irische Firma noch einmal. Allerdings konnte Emil Fritz nur noch eingeschränkt arbeiten, da er unter Herzproblemen und unter einer Nierenkrankheit litt. Zwar erlebte er noch den Aufstieg seiner Firma, aber er musste zunehmend erkennen, dass er immer schwächer wurde. Genauso wie sein Partner Murphy blieb Emil Fritz unverheiratet. Am 12. Juli 1871 schloss er bei der Merchants Life Insurance Company in New York eine Lebensversicherung über 10 000 Dollar ab.²⁷ Im Todesfall war eine Auszahlung des Geldes durch die Bank Donnell, Lawson & Co. vorgesehen.

Innerhalb kurzer Zeit verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Emil Fritz derart, dass das Schlimmste zu befürchten stand. Dadurch sahen sich wahrscheinlich sein Bruder Karl Philipp Fritz (1831–1885) und seine inzwischen ebenfalls ausgewanderte Schwester Emilie Fritz (1847–1931) veranlasst, sich nach Lincoln zu ihrem

Bruder zu begeben. Als aber keine Rettung mehr möglich schien, beschloss Emil Fritz, nach Württemberg zurückzukehren. Deshalb verkaufte er zusammen mit seinem Partner Murphy den Laden in Fort Stanton. Er reiste in die alte Heimat nach Stuttgart und wohnte bei seinem Vater in der Jägerstraße 18. In einem Krankenhaus starb er am 26. Juni 1874 im Alter von 42 Jahren und wurde in Stuttgart beerdigt. Damit wurde die Lebensversicherung fällig, auf welche die beiden in New Mexico ansässigen Geschwister Ansprüche erhoben. Um sie entspann sich ein Konflikt, welcher sich wiederum in New Mexico in einem lokalen Bürgerkrieg, dem Lincoln County War, entlud.

Charles Fritz, wie sich Karl Fritz nun nannte, übernahm von seinem verstorbenen Bruder umfangreiche Ländereien. Er und seine Frau Katharina (Catherine) betrieben die acht Meilen östlich von Lincoln gelegene, gut ausgestattete Farm »Spring Ranch«²⁸ mit rund 400 Hektar Land. Auf den Feldern bauten sie Mais, Hafer und Weizen an und bewirtschafteten Apfelplantagen und einen kleinen Weinberg. Außerdem hielten sie Milchkühe und Hühner. Vor allem Katharina Fritz scheint sich um die Farm verdient gemacht zu haben, denn als sie 1884 starb, wurden in der örtlichen Zeitung ihre Verdienste um die Landwirtschaft besonders hervorgehoben. Wie viele deutsche Siedler in den abgelegenen Gegenden Nordamerikas brachte es die Familie Fritz durch geschicktes Wirtschaften und harte Arbeit zu bedeutendem Wohlstand.²⁹

Auch die Schwester Emilie blieb in Lincoln. Sie hatte 1871 in New York William Scholand geheiratet. Allerdings scheint die Ehe unglücklich gewesen zu sein, denn nach wenigen Jahren betrieb sie bei Rechtsanwalt Alexander McSween die Scheidung von ihrem Ehemann.³⁰ Nachdem die Ehe im April 1876 geschieden worden war³¹, lebte sie in Las Cruces. Emilie Scholand sprach nur wenig Englisch und hatte kein gutes Verhältnis zu ihrem Bruder Charles.³² Deshalb hielt sie sich weitgehend aus den Auseinandersetzungen um das Erbe heraus. Jahre später heiratete sie in Silver City den Hotelbesitzer David Abraham, dessen Sohn mit Billy the Kid zur Schule gegangen war.³³ Auch ihr Bruder Charles wurde mehr und mehr zum Strohmann von Murphy, Dolan und Riley, denn er war den schwierigen Verhältnissen in New Mexico nicht gewachsen und den Drohungen der drei Geschäftsleute hilflos ausgeliefert.³⁴

Württembergische Auswanderer und ihre Rolle im Bürgerkrieg

Wer war nun dieser Emil Fritz, dessen Nachlass derart schwere Unruhen auslöste? Seine Biografie konnte durch intensive Forschungen aufgeklärt werden.³⁵ Dabei kamen Beziehungen zu anderen württembergischen Auswanderern zu Tage, welche den Bürgerkrieg in Lincoln in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen.

Emil Christian Adolph Fritz wurde am 3. März 1832 auf der Domäne Monrepos als Sohn des Gutsverwalters Philipp Jakob Friedrich Fritz und dessen Ehefrau Karoline geborene Bofinger³⁶ geboren. Ein Jahr zuvor war sein Bruder Karl Philipp Friedrich zur Welt gekommen. Es folgten noch acht weitere Kinder, die jedoch nicht alle in Monrepos geboren wurden. Das weitläufige Gut Monrepos befand sich im privaten Besitz der württembergischen Königsfamilie, dessen Verwaltung der Hofdomänenkammer in Stuttgart oblag.³⁷ Zur Zeit der Geburt von Emil Fritz war Monrepos nicht verpachtet, denn die Hofdomänenkammer hatte die Domäne in »Selbstverwaltung« genommen und einem Gutsverwalter gegen ein festes Gehalt übertragen.³⁸



Schloss und Domäne Monrepos, Luftbild von 1924.

Der aus Stuttgart gebürtige Philipp Jakob Fritz (1803–1876) war der Sohn eines herzoglichen Leibgrenadiers.³⁹ Er eignete sich sehr für die Gutsverwalterstelle, weil er zuvor schon seit 1824 auf der Domäne Achalm in derselben Position tätig gewesen war.⁴⁰ Dort hatte er auch seine aus Reutlingen stammende Frau kennengelernt und geheiratet. Seit 1829 wirkte er auf der Domäne Monrepos zur Zufriedenheit der Beamten in der Hofdomänenkammer. Als jedoch immer mehr Kinder geboren wurden, erschien dem Gutsverwalter sein Einkommen als zu gering. Deshalb richtete er am 8. Februar 1838 eine Bittschrift um Gehaltserhöhung an das Hofkammeramt Stuttgart. Da seine Leistungen allgemein anerkannt waren, gewährte ihm König Wilhelm I. die erbetene Gehaltsaufbesserung.⁴¹ Kurz darauf stellten die Beamten des Hofkammeramts jedoch Mängel in der Kassenführung fest. Vermutlich wollte Fritz disziplinarische Maßnahmen vermeiden und sah sich nach einer anderen Stelle um. Im Jahr 1840 trat er als Rentamtmann auf dem Gut Lautenbach bei Ödheim⁴² in die Dienste des Barons August v. Wächter. Welches Ansehen sich Philipp Jakob Fritz – besonders als Schafzuchtexperte – bewahren konnte, zeigt sich darin, dass er zum Landeschäfereiinspektor berufen wurde. Aber der Lautenbacher Hof war insbesondere auch für seinen vorbildlichen Obstbau bekannt.⁴³

Wirtschaftliche Gründe werden es also nicht gewesen sein, die Emil Fritz als jungen Mann bewegen haben, in die Vereinigten Staaten auszuwandern.⁴⁴ Seine Motive sind unbekannt; vielleicht lockte ihn der »Goldrausch« in Kalifornien.⁴⁵ Aber dann trat er 1851 bei der amerikanischen Armee in die U.S. First Dragoons ein und wurde in den Westen versetzt, wo er auch Karriere machte. Sein Bruder Karl Philipp wanderte ebenfalls in die Vereinigten Staaten aus und heiratete dort 1856 in Montrose, Pennsylvania, die aus Hamburg stammende Katharina Knebling (1831–1884).⁴⁶

Emil Fritz wurde zum 1. Januar 1861 aus der Armee im Rang eines Sergeants entlassen und verdingte sich kurze Zeit als Minenarbeiter. Als jedoch der Amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, trat er am 16. August des Jahres erneut als Captain in die Armee

ein und diente in der First California Cavalry im Camp Merchant in Kalifornien.⁴⁷ Im Jahr 1864 übernahm er militärische Funktionen in New Mexico. Zunächst diente er als kommandierender Offizier im Fort Sumner⁴⁸ und wurde dann im Oktober 1865 Kommandant des Fort Stanton. In diesem militärischen Außenposten ging es vor allem darum, die Mescalero-Indianer zu überwachen, um Aufstände im Kern zu ersticken.⁴⁹ Nur wenige Monate blieb Emil Fritz Kommandant, denn im März 1866 übernahm der irischstämmige Lawrence G. Murphy diese Aufgabe. Beide Männer verstanden sich jedoch gut miteinander. Als sie im Herbst 1866 aus der Armee ausschieden, gründeten sie zusammen in Fort Stanton eine Firma zum Betrieb einer Poststation.⁵⁰ Bald danach wurde Murphy zum Richter (»probate judge«) in Lincoln ernannt und besaß damit erheblichen politischen Einfluss. Das Ziel vieler örtlicher Richter bestand darin, den Einfluss der staatlichen Behörden auf ein Minimum zurückzudrängen, um ungehindert ihre eigenen unsauberen Geschäfte betreiben zu können.⁵¹ Zu den Aufgaben eines Richters gehörte auch die Eröffnung und Vollstreckung von Testamenten.

Eine in Württemberg verbliebene Schwester, Ida Johanna Elisabeth (1842–1916), heiratete 1866 den Buchhalter Albert Schleeauf (1840–1913), Sohn eines Stuttgarter Stadtrats. Dieser trat 1877 bei der Hofkammer als Revisor ein und stieg schließlich bis zum Hofdomänenrat auf.⁵² Diese Verbindungen zur Hofdomänenkammer führten offenbar einige Männer zusammen, die dann im Lincoln County War eine wichtige Rolle spielten. Zu ihnen gehörte Robert Adolf Widenmann (1852–1930), der Sohn des aus Blaubeuren gebürtigen Konsuls Karl August Widenmann in Ann Arbor, Michigan.⁵³ Er stammte aus einer Familie, welche bereits längere Zeit enge Verbindungen zum Stuttgarter Hof unterhielt.⁵⁴ Der Vater von Robert Widenmann war 1848 in die Vereinigten Staaten ausgewandert, wobei die Motive unklar sind. Möglicherweise standen sie im Zusammenhang mit den revolutionären Ereignissen im Königreich Württemberg, der indessen nicht belegbar ist. In Michigan heiratete Karl August Widenmann drei Jahre später die aus Botnang bei Stuttgart stammende Pauline Gärtner, Tochter eines Parkaufsehers in den königlichen Anlagen, also ebenfalls eines Hofangestellten.⁵⁵ Aber auch er selbst verfügte über Beziehungen zum königlichen Hof, hatte doch seine Schwester Nane⁵⁶ den Sekretär Gottlob Friedrich Wintterlin (1801–1868) geheiratet, der bei der Hofdomänenkammer eine steile Karriere machte und zum Zeitpunkt der Eheschließung zum Hofdomänenrat aufgestiegen war.⁵⁷ Nachdem Wintterlin 1854 zum Oberhofkassier ernannt worden war, nutzte Karl August Widenmann seine Chance und bemühte sich bei König Wilhelm I. um eine Berufung zum württembergischen Konsul in Ann Arbor. Es dauerte acht Jahre, bis der König im März 1864 – wenige Monate vor seinem Tod – die Berufungsurkunde ausstellte.⁵⁸ Nicht lange danach trat Widenmann mit seiner Erfindung von Einrichtungen zur Heizung oder Ventilierung von Gebäuden und anderen Räumen an den Nachfolger König Karl heran.⁵⁹

Der Sohn Robert Widenmann wuchs in Pennsylvania und Michigan auf.⁶⁰ Als jungen Mann schickte ihn der Vater zur Verwandtschaft nach Biberach und Stuttgart, damit er seine Ausbildung im Ausland abschließen konnte. Aber mit seinen amerikanisch geprägten Umgangsformen sorgte Robert Widenmann für Ärger. Nach seiner Rückkehr geriet der Vater Karl August Widenmann in eine schwere wirtschaftliche Krise und büßte einen großen Teil seines Vermögens und damit sein Ansehen ein. Deshalb verließ Robert Widenmann seine Eltern und suchte anderwärts sein Auskommen. Er kam nach Santa Fe und traf dort den Geschäftsmann John Tunstall⁶¹, mit dem er sich

anfreundete. Tunstall schlug ihm vor, nach Lincoln zu kommen und dort für ihn zu arbeiten. Widenmann ging auf diesen Vorschlag ein und traf im März 1877, als er bei seinem neuen Arbeitgeber anfang, auf seinen Landsmann Gottfried Gauss. Zur selben Zeit trat der blutjunge Cowboy Henry McCarty (1859–1881) in die Dienste Tunstalls, eine zwielichtige Person, die unter verschiedenen Namen auftrat. So nannte er sich auch William Bonney⁶² oder Henry Antrim und wurde unter dem Namen »Billy the Kid« nach seinem frühen Tod zu einer Legende des »Wilden Westens« verklärt. Robert Widenmann machte indessen Karriere. Ein Jahr nach seiner Anstellung bei Tunstall wurde er zum Deputy Marshal ernannt und mit der Verfolgung einer Bande von Viehdieben beauftragt.

Der Bürgerkrieg im Lincoln County

Die gewalttätige Auseinandersetzung in der Stadt Lincoln in New Mexico, die unter dem Namen »Lincoln County War« in die Geschichte eingegangen ist, entzündete sich im Grunde genommen an einem Konflikt zwischen den Ranchern, die sich in ihrer Existenz bedroht fühlten, und den Geschäftsleuten, welche auf eine wirtschaftliche Monopolstellung abzielten. Zwei Parteien standen sich gegenüber: Auf der einen Seite waren die Inhaber der von Emil Fritz und seinem Partner Lawrence Murphy begründeten Firma und die beiden Geschwister des Verstorbenen. Auf der anderen Seite versammelten sich um den Rancher John Tunstall und den Rechtsanwalt Alexander McSween die Deutschen Robert Widenmann, Gottfried Gauss und Martin Martz.⁶³ Zu dieser Fraktion gehörte auch William Bonney alias Billy the Kid. Auslöser des Bürgerkriegs in Lincoln bildeten Streitigkeiten um den Nachlass von Emil Fritz.

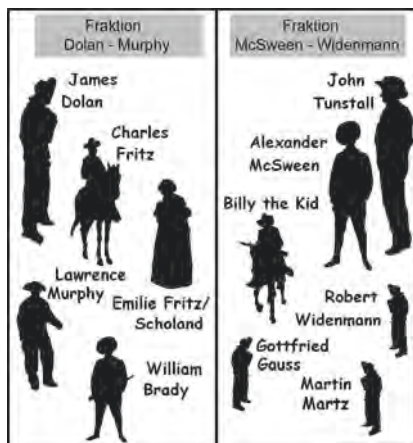
Mit dem Tod des Emil Fritz wurde die Lebensversicherung von 10 000 Dollar fällig, aber die Versicherungsgesellschaft verweigerte die Auszahlung. Sein Partner Lawrence G. Murphy eröffnete mit Hilfe des aus dem Verkauf des Besitzes in Fort Stanton erlösten Kapitals einen Laden in Lincoln, weil er dort die Möglichkeit sah, erneut einen monopolartigen Einfluss zu erlangen. Er musste jedoch zusätzlich hohe Kredite bei der First National Bank in Santa Fe aufnehmen. An Stelle von Emil Fritz trat nun als neuer Teilhaber der junge Ire James Joseph Dolan (1848–1898) ein; zwei Jahre später stieß John H. Riley als dritter Partner dazu. Die Firma pflegte enge Verbindungen mit Thomas B. Catron in der Stadt Santa Fe, dem korrupten Chef des mächtigen Santa-Fe-Rings.⁶⁴ Zwei mächtige Vereinigungen waren somit verbunden und verfolgten dieselben Ziele. Erneut nahmen die Inhaber der Firma L. G. Murphy & Co hohe Schulden bei der Firma Spiegelberg Bros. auf, wo sie die Waren einkauften, die sie in ihrem Laden anbieten wollten. Bald machte die Firma von sich reden, weil sie von Viehräubern Rindern kaufte, die von der großen Farm der Familie Chisum gestohlen worden waren. Das Fleisch dieser Rinder lieferte sie vertragsgemäß zu hohen Preisen an die Armee und an die Mescalero-Indianer. Sie besaß ein exklusives Recht auf Fleischlieferungen an die Indianer im südlich von Lincoln gelegenen Reservat, das man in einem einstündigen Ritt erreichte.⁶⁵ Eine Zählung ergab, dass im Indianerreservat Fort Stanton 830 Mescaleros und etwa 1000 Indianer anderer Stämme lebten.⁶⁶

Vor diesem Hintergrund entstanden die Probleme mit der Lebensversicherung von Emil Fritz. Zwei Jahre lang war ein Sheriff namens William Brady, der vom Ring kontrolliert wurde, als Testamentsvollstrecker eingesetzt, ohne dass viel geschah.

Lawrence Murphy hatte kein Interesse daran, die Nachlassangelegenheit überhaupt zu regeln, denn er schuldete Emil Fritz Geld. Der unverheiratete Deutsche hatte seine Gewinne immer in die Firma gesteckt, und nun konnten die Erben seinen Anteil an der Firma – der auf 7000 Dollar geschätzt wurde – beanspruchen. Aus begreiflichen Gründen verweigerte Murphy den Geschwistern des Verstorbenen, Karl Fritz und Emilie Scholand, die Einsicht in die Geschäftsbücher und blieb einfach untätig. Er

nutzte dabei seine Position als Richter erneut zu seinem Vorteil. Dann aber stellten die staatlichen Behörden eine Untersuchung gegen ihn an, weil Steuergelder in Höhe von 20 000 Dollar spurlos verschwunden waren. Einer Verurteilung konnte Murphy zwar entgehen, aber man zwang ihn zum Rücktritt vom Richteramt und setzte an seiner Stelle den früheren Staatsbeamten Florencio Gonzáles ein.⁶⁷

Nun erlangten die beiden Geschwister des Emil Fritz eine Vollmacht zur Testamentsvollstreckung und ließen sich vom Rechtsanwalt Alexander McSween beraten. Die New Yorker Versicherungsgesellschaft verweigerte die Auszahlung, weil Murphy das Geld aus der Lebensversicherung bereits an die Firma Spiegelberg Bros. abgetreten hatte. Obwohl er nicht im Besitz einer Vollmacht war, sah sich die



Die Gegner im Lincoln County War.

Versicherung außer Stande zu entscheiden, ob das Geld aus der Police nun den Geschwistern von Emil Fritz oder seiner Firma zustehe. Murphy selbst behauptete den Geschwistern des Verstorbenen gegenüber, dass Emil Fritz ihm noch viel Geld schuldete, ohne jedoch Beweise dafür zu liefern.⁶⁸ Zur Klärung des Sachverhalts reiste McSween nach New York, konnte aber nicht viel erreichen. Ohne das Geld aus der Lebensversicherung musste er wieder nach New Mexico zurückkehren.

Zusammen mit John Tunstall und John Chisum als stillem Partner gründete McSween eine Firma mit demselben Geschäftszweck wie die Firma L. G. Murphy & Co. Damit traten die drei Männer in direkte Konkurrenz zu den gewaltbereiten, mächtigen Geschäftsleuten, zumal sie diesen die lukrativen Verträge über die Lebensmittellieferungen an die Armee und die Indianer abjagen wollten. Kurze Zeit später ergab sich auch bei der Firma L. G. Murphy & Co. eine Veränderung. Als beim Inhaber Murphy eine Krebserkrankung festgestellt wurde, stieg er aus der Firma aus und überließ das Vermögen und die Schulden den beiden anderen Teilhabern, die den Firmennamen in »Jas. J. Dolan & Co.« änderten.⁶⁹ Bald darauf erhielten sie Verträge über Lebensmittellieferungen für drei Forts in der Umgebung. Nach wie vor gründeten sie ihren Einfluss im weitgehend anarchischen New Mexico auf den Santa-Fe-Ring.

Schließlich überwies die New Yorker Bank Donnell, Lawson & Co. rund 7150 Dollar aus der Versicherungssumme für Emil Fritz – mit dem restlichen Geld waren verschiedene Ausgaben getätigt worden – an Alexander McSween. Umgehend forderten die beiden Geschwister den Rechtsanwalt auf, ihnen das Erbe ihres Bruders in voller Höhe zukommen zu lassen. McSween zögerte, da er befürchtete, dass Charles Fritz

das gesamte Geld zur Tilgung seiner Schulden bei der Firma Jas. J. Dolan & Co. verwenden und ihm kein Honorar zahlen würde. Inzwischen hatte James Dolan Caroline Fritz, eine Tochter von Charles Fritz, geheiratet und war damit auch verwandtschaftlich mit der Familie verbunden.⁷⁰

Im Herbst 1877 eskalierte die Situation, als die Firma von John Tunstall ihren Geschäftsbetrieb aufnahm und damit Dolans Firma Umsatzeinbußen hinnehmen musste. Im Grunde genommen ging es Tunstall nicht um den Betrieb eines Ladengeschäfts, sondern er wollte die Firma zur Erwerbung von Ländereien nutzen und geriet damit rasch in Konflikt mit den etablierten Großgrundbesitzern um Dolan. Aber mit seinem Laden erzielte Tunstall innerhalb kurzer Zeit Gewinne, da immer mehr Farmer aus der Gegend bei ihm und nicht mehr im Laden von Dolan einkauften. Sie konnten ihre Waren auf Kredit kaufen und das Geld später bezahlen. Allerdings drohte ihnen bei Zahlungsunfähigkeit der Prozess, da John Tunstall in diesem Fall umgehend den Rechtsanwalt Alexander McSween beauftragte, ein Gerichtsverfahren einzuleiten.⁷¹

Zu dieser Zeit herrschte eine Atmosphäre der Gewalt in der Gegend, denn es wurden immer wieder Vieh und Pferde gestohlen. In dieser Situation kamen zwielichtige Gestalten in die Gegend, welche in anderen Gegenden der Vereinigten Staaten als Kriminelle galten und gesucht wurden.⁷² Sie arbeiteten für eine der beiden verfeindeten Parteien – entweder für Dolan oder für Tunstall –, von denen keine nach ihrer Vergangenheit fragte. Mehrere Morde blieben ungesühnt. Da sich Charles Fritz dem Firmeninhaber Dolan verpflichtet fühlte, klagte er gegen Rechtsanwalt McSween auf Auszahlung der Versicherungssumme seines Bruders. Dolan brachte auch die Schwester Emilie Scholand dazu, eine Erklärung zu unterschreiben, in der sie McSween der Unterschlagung beschuldigte. Daraufhin wurde der Rechtsanwalt in Las Vegas ohne Haftbefehl in Arrest genommen und als Gefangener nach Lincoln zurückgebracht. Man machte ihm den Prozess, in dem Dolan mit den Vollmachten der Geschwister Fritz die gesamte Versicherungssumme von 10 000 Dollar forderte, obwohl nicht mehr das gesamte Geld vorhanden war. Er wollte insbesondere eine Pfändung erwirken, um an den Besitz des Geschäftspartners John Tunstall zu gelangen und damit die lästige Konkurrenz abzuschütteln. Das gelang ihm auch, aber es kam zu schweren Auseinandersetzungen zwischen den beiden Parteien. Das Gericht stellte einen Haftbefehl gegen McSween und eine Pfändungsurkunde auf seinen gesamten Besitz aus. Daraufhin flüchtete der Rechtsanwalt nach Roswell, wo er bei dem einflussreichen Farmer und »Rinderkönig« John Chisum Unterschlupf fand. Dieser »stellte das Vieh, das Geld und die Cowboys zur Verfügung, die den brodelnden Konflikt bis zum offenen Krieg schürten«.⁷³

Sheriff William Brady wurde beauftragt, den Besitz McSweens und Tunstalls zu beschlagnahmen. Nachdem ein Inventar des Ladens und der daran angeschlossenen Spielbank erstellt worden war, sandte der Sheriff im Februar 1878 einige Männer zur Farm Tunstalls, um ihm die Pfändungsurkunde zu übergeben. Bereits auf dem Weg traf die Reitergruppe auf Tunstall und seine Männer, unter denen sich auch Billy the Kid befand. Es kam zu einem Schusswechsel, bei dem John Tunstall erschossen wurde, während es Billy the Kid gelang, unverletzt zu entkommen. Damit begann der Bürgerkrieg im Lincoln County. Denn im Grunde hatte sich Tunstall mit dem »Ring« angelegt.

Robert Widenmann wollte den Mord an seinem Freund und Arbeitgeber nicht ungesühnt lassen und drängte auf eine Bestrafung der Schuldigen. Als Deputy Marshal forderte er Soldaten aus dem nahegelegenen Fort Stanton an, um zwei der Mörder

Tunstalls zu ergreifen. Billy the Kid und andere ehemalige Angestellte des Farmers Tunstall unterstützten Widenmann, indem sie eine Gruppe namens »Regulators« mit dem Ziel gründeten, die Mörder zu bestrafen. Widenmann nutzte seine politischen Verbindungen und schrieb Briefe an Regierungsvertreter in Washington, um eine unabhängige Untersuchung der Zustände in New Mexico zu erreichen. Freilich war Widenmann selbst keineswegs ein unbeschriebenes Blatt; man vermutete, dass er zwei Mexikaner ermordet hatte. Auch galt er als schwieriger Charakter. Mit der Autorität seines Amtes und mit publizistischen Attacken in der örtlichen Zeitung trat er gegen den »Ring« auf, dessen Mitglieder ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt hatten.

Gleichzeitig versuchte Rechtsanwalt McSween, die Mörder Tunstalls auf juristischem Wege ihrer Strafe zuzuführen und erwirkte Haftbefehle gegen sie. Immerhin beauftragte die amerikanische Regierung den Gouverneur von New Mexico, Samuel Beach Axtell, mit einer Untersuchung über die Unruhen in der Gegend von Lincoln. Allerdings galt der Gouverneur als äußerst korrupt, wie sich auch in Lincoln innerhalb kurzer Zeit erweisen sollte. Am Tag, als er in die Stadt kam, wurden zwei der Mörder Tunstalls und ein Mitglied der »Regulators« erschossen. Es gelang Lawrence Murphy und James Dolan rasch, den Gouverneur auf ihre Seite zu ziehen und die »Regulators« als Kriminelle zu brandmarken. Axtell leugnete die Existenz des »Rings« und stellte sich damit auf die Seite der korrupten Fraktion Murphy-Dolan.⁷⁴

Nun bekam es Robert Widenmann doch mit der Angst zu tun und verließ die Stadt Lincoln, bevor ein Schuss fiel. Trotzdem wurde er später von vielen als eigentlicher Anstifter des Bürgerkrieges im Lincoln County angesehen.⁷⁵ Da McSween wusste, dass sich der Haftbefehl und die Pfändungsunterlagen noch bei Sheriff Brady befanden, beauftragte er Billy the Kid und einige weitere Männer, diesen zu ermorden. Tatsächlich gelang es dieser Gruppe, den Sheriff in einen Hinterhalt zu locken und zu töten. Die Mörder flohen nach Fort Stanton. Aber einige Monate danach stellte der neue Sheriff eine Truppe zusammen, um den Mord zu rächen. Im Juli 1878 kam es zu einer dreitägigen Schießerei, bei der Alexander McSween getötet wurde, während Billy the Kid wiederum unverletzt entkam. Damit musste man die Stadt Lincoln endgültig als rechtsfreien Raum ansehen.

Robert Widenmann war über seinen Vater mit dem kurz zuvor ins Amt gekommenen deutschstämmigen amerikanischen Innenminister Carl Schurz (1829–1906) gut bekannt. Mit seinen Petitionen und seinen direkt an Schurz gerichteten Briefen⁷⁶ hatte er teilweise Erfolg, denn der korrupte Gouverneur Axtell wurde tatsächlich abgesetzt. Erst als der amerikanische Präsident mit dem General Lewis Wallace einen neuen Gouverneur einsetzte, gelang es, die Gewalt einzudämmen.⁷⁷ Wallace forderte Regierungstruppen zur Bekämpfung der Gewalttäter an.⁷⁸ Unter dem zunehmenden Druck sah Billy the Kid keine Chance mehr, seine Aktivitäten als Bandenführer fortzusetzen, und ergab sich dem Sheriff. Man erhob Anklage gegen ihn, aber der junge Angeklagte befürchtete einen unfairen Prozess und brach aus dem Gefängnis aus. Nun bildete er in den Augen der Behörden mit umherziehenden Männern eine Bande von »Gesetzlosen«. Schon damals zog der junge Cowboy so viel Aufmerksamkeit auf sich, dass in der regionalen Presse die ersten Zeitungsartikel über ihn erschienen. Nach kurzer Zeit gelang es dem neu eingesetzten Sheriff Pat Garrett, alle Bandenmitglieder gefangen zu nehmen und ins Gefängnis zu bringen. Sie wurden zum Tod durch den Strang verurteilt. Billy the Kid brach wiederum aus dem Gefängnis aus, erschoss dabei zwei Wachmänner und floh in Richtung Fort Stanton. Vermutlich half ihm dabei Gottfried Gauss, der im Gefängnis arbeitete.⁷⁹

Auf seiner Flucht fand Billy the Kid vor allem bei den spanischstämmigen Einwohnern der Region Unterschlupf und blieb zunächst unerkannt, da er sowohl Englisch als auch Spanisch sprach. Jedoch hatte der Sheriff mit einigen Männern sofort die Verfolgung aufgenommen. Nach zwei Monaten gelang es ihnen, den Gesuchten in Fort Sumner auf der Maxwell Ranch aufzuspüren. Am 14. Juli 1881 erschoss Sheriff Pat Garrett (1850–1908) den »Gesetzlosen« Billy the Kid.⁸⁰ Nun fanden die Vorgänge in New Mexico ein internationales Echo, denn nicht nur in acht New Yorker Zeitungen erschienen Artikel über den Tod des jungen Cowboys, sondern sogar die bekannte Londoner Zeitung »The Times« übernahm einen Artikel aus der Regionalzeitung von Santa Fe.⁸¹

Nicht lange danach wurde die Geschichte zu einer der großen Mythen des »Wilden Westens« verklärt.⁸² Die Ursprünge des Bürgerkrieges im Lincoln County dagegen gerieten weitgehend in Vergessenheit, bis sich Forscher daran machten, sie aufzuklären. In den letzten Jahrzehnten erschienen zahlreiche Aufsätze und Bücher, in denen die Vorgänge um Emil Fritz, seinen Nachlass und den Revolverhelden Billy the Kid bis ins Detail aufgearbeitet wurden. Aus der Sicht des württembergischen Landeshistorikers muss es erstaunen, dass zahlreiche handelnde Personen eines anarchischen Konfliktes in einer abgelegenen Gegend Nordamerikas in so enger persönlicher Verbindung mit angesehenen Hofbeamten standen.



*Einzig authentische Aufnahme
von Billy the Kid.*

Anmerkungen

- 1 Jens Kiecksee: Die Billy-the-Kid-Story, Wyk auf Föhr 1991; Miguel Antonio Otero: The real Billy the Kid, with new light on the Lincoln County War, Houston/Texas 1998; Bill O’Neal: Gunfighter. Eine Enzyklopädie aller Revolvermänner des Wilden Westens, Zürich 1997.
- 2 Frederick Nolan: The Lincoln County War. A documentary history, 2. Aufl. Santa Fe/New Mexico 2009. – Dieses Buch kann als Standardwerk zum Lincoln County War gelten.
- 3 Dieser Aufsatz wurde angeregt durch den bedeutenden Billy-the-Kid-Forscher Frederick Nolan (Chalfont St. Giles/Großbritannien). Ihm habe ich ebenso zu danken wie Robert J. Widenmann (Brønshøj/Dänemark).
- 4 Vgl. die Beschreibung von »Nuévo Mejico« bei Eduard Mühlenspfordt: Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico, besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik, Band 2, Hannover 1844, S. 525–533.

- 5 Francis Stanley: Fort Stanton, Pampa/Texas 1964; Rubén Darío Sálaz: The Santa Fe Ring. Land grant history in American New Mexico, Albuquerque/New Mexico 2008.
- 6 Joel Jacobsen: Such men as Billy the Kid. The Lincoln County War reconsidered, Lincoln/Nebraska 1994, S. 4.
- 7 Walter Earl Pitman: Fort Stanton during the Civil War 1861–1865, Manuskript, o.J., S. 29.
- 8 Übersetztes Zitat bei Jacobsen (wie Anm. 6) S. 4.
- 9 David Weber: Asimilación y acomodamiento, in: David Maciel: El México olvidado. La historia del pueblo chicano, El Paso/Texas 1994, Band 1, S. 188 f.
- 10 Die Lebensgeschichte Murphys vor seinem Eintritt in die Armee ist größtenteils ungeklärt, weil Angaben in der älteren Literatur falsch sind; Clifford R. Caldwell: John Simpson Chisum. Cattle king of the Pecos revisited, Santa Fe/New Mexico 2010, S. 199.
- 11 Zu Emil Fritz vgl. William Aloysius Keleher: Violence in Lincoln County 1869–1881, Albuquerque/New Mexico 1957 (Reprint 2008), S. 31 ff.
- 12 Annual report of the Department of the Interior, Part one, Washington D.C. 1871, S. 787; Annual report of the Commissioner of Indian Affairs, Washington D.C. 1872, S. 371.
- 13 Allerdings betrieben Fritz und Murphy den Handel illegal, denn sie verfügten über keine Bestätigung der zuständigen Behörde Indian Bureau als offizielle Agenten; vgl. David T. Kirkpatrick: The archaeology of Billy the Kid, in: John H. Jameson (Hg.): Presenting archaeology to the public. Digging for truths, Walnut Creek/California 1996, S. 246.
- 14 Tomas Jaehn: Germans in the Southwest 1850–1920, Albuquerque/New Mexico 2005, S. 75.
- 15 Übersetztes Zitat von Caldwell (wie Anm. 10) S. 199.
- 16 Schuldscheine von Schuldnern des Emil Fritz sind erwähnt in John Philip Wilson: Merchants, guns, & money. The story of Lincoln County and its wars, Santa Fe/New Mexico 1987, S. 189; vgl. die Notiz von Alexander McSween über das korrupte Geschäftsgebaren der Firma L.G. Murphy & Co. in Frazier Hunt: The tragic days of Billy the Kid, New York 1956, S. 23.
- 17 Lieferungen von Rindfleisch und Getreide an die Indianer durch Murphy und Fritz: Darlis A. Miller: Soldiers and settlers. Military supply in the Southwest 1861–1885, Santa Fe/New Mexico 1989, S. 344 f., 372.
- 18 Clay Dawson: The Santa Fe Ring, New York 1990.
- 19 David Sievert Lavender: The Southwest, Albuquerque/New Mexico 1980, S. 231: Ein Gegner bezeichnete die Firma L.G. Murphy & Co. als »absolute Monarchie im Lincoln County«, die ihre Untertanen mit eiserner Hand regierte.
- 20 Lily Klasner/John Simpson Chisum: My girlhood among outlaws, Tucson/Arizona 1972, S. 94.
- 21 Nach Auskunft von Dr. Michael Wischnath, Universitätsarchiv Tübingen, kann im fraglichen Zeitraum kein Theologiestudent dieses Namens an der Universität Tübingen festgestellt werden.
- 22 Frederick W. Nolan: The life and death of John Henry Tunstall, Albuquerque/New Mexico 1965, S. 385.
- 23 Nolan (wie Anm. 2) S. 677: Martin Martz (*Januar 1830, † 18.9.1880).
- 24 Auswanderer-Datenbank Bremerhaven (Online-Recherche). Ein Herkunftsort ist in der Akte nicht angegeben.
- 25 Nolan (wie Anm. 2) S. 196.
- 26 Chris McNab: Deadly force. Firearms and American law enforcement. From the Wild West to the streets of today, Westminster/Maryland 2009, S. 40.
- 27 Dabei handelt es sich um eine sehr hohe Summe, denn nach den Angaben von Jacobsen (wie Anm. 6, S. 12) verdienten Cowboys in den 1870er Jahren im Lincoln County 2 Dollar am Tag, eine Kuh kostete 15 Dollar. Da es nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg zu einer Aufwertung des Dollars kam, setzte zusätzlich eine deflationäre Entwicklung ein, wodurch das Geld noch einmal an Wert gewann.
- 28 Hunt (wie Anm. 16) S. 66.
- 29 Die Angaben nach Jaehn (wie Anm. 14) S. 75.
- 30 Eugene Cunningham: Triggernometry. A gallery of gunfighters, Caldwell/Idaho 1962, S. 130.
- 31 Donald R. Lavash: Sheriff William Brady, tragic hero of the Lincoln County war, Santa Fe/New Mexico 1986, S. 56.
- 32 Jacobsen (wie Anm. 6) S. 13.
- 33 Nolan (wie Anm. 2) S. 462 f.

- 34 Robert Marshall Utley: *High noon in Lincoln. Violence on the Western frontier, Albuquerque/New Mexico* 1987, S. 39. – Als vermutlicher Alkoholiker wird Charles Fritz erwähnt bei Kathleen B. Chamberlain: *Billy the Kid, Susan McSween, Thomas Catron and the modernization of New Mexico*, in: Richard W. Etulain (Hg.): *New Mexican lives. Profiles and historical stories*, Santa Fe/New Mexico 2002, S. 201.
- 35 Nolan (wie Anm. 2) S. 462 f. und genealogische Forschungen von Nora Henn zur Familie Fritz.
- 36 Vgl. Archiv des Hauses Württemberg (AHW), Hofdomänenkammer Bü 2862, Sitzungsprotokoll der Gestütskommission vom 3. Juni 1828, Punkt V. (Bitte um Heiratserlaubnis). Karoline Bofinger war die Tochter des Buchdruckereibesitzers Christoph Friedrich Bofinger aus Reutlingen und seiner Frau Anna Maria geb. Kalbfell.
- 37 Eberhard Fritz: *Die Hofdomänenkammer im Königreich Württemberg. Zur Vermögensverwaltung des Hauses Württemberg*, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 56 (1997) S. 127–180.
- 38 Eberhard Fritz: *Tiergarten Monrepos – Domäne Seegut. Jagd und Viehzucht unter den Königen Friedrich und Wilhelm I. von Württemberg*, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 64 (2010) S. 81–112.
- 39 Eltern: Philipp Jakob Friedrich Fritz und Christine Margarete geb. Meile.
- 40 Philipp Jakob Fritz war im September 1824 als Gutsverwalter auf der Achalm angestellt worden; AHW Hofdomänenkammer Bü 2436. Ob er ein Verwandter des in den Akten genannten »alten Gutsverwalters« Daniel Fritz war, ist nicht bekannt.
- 41 AHW Hofdomänenkammer Bü 2909.
- 42 Das Gut hatte einen Umfang von 1125 Morgen (ca. 354 Hektar); vgl. August Ammann: *Die Hofgüter im Königreiche Württemberg und die fürstlichen Domänen in den hohenzollernschen Landen*, Stuttgart 1864, S. 31.
- 43 Eduard Lucas: *Die Kernobstsorten Württembergs; eine systematische Uebersicht derselben*, Stuttgart 1854, S. 181. Erwähnt ist der »Lautenbacher Hof bei Heilbronn, wo eine Menge werthvolle Obstsorten in großer Vollkommenheit gezogen werden«. – Zur Geschichte des Hofguts vgl. Beschreibung des Oberamts Neckarsulm, Stuttgart 1881, S. 599–603.
- 44 Keleher (wie Anm. 11) S. 31 ff.
- 45 Biografische Skizze: Nolan (wie Anm. 2) S. 461 f.
- 46 Biografische Skizze: Nolan (wie Anm. 2) S. 462.
- 47 Wilhelm Kaufmann: *Die Deutschen im Amerikanischen Bürgerkriege (Sezessionskrieg 1861–1865)*, München/Berlin 1911, S. 501, wo auch seine Beteiligung an der Eroberung von Fort Thorne in New Mexico erwähnt wird. Zu einer Militäraktion der Kavalleriekompanie von Emil Fritz in Tucson, Arizona, im Mai 1862 vgl. Andrew E. Masich: *The Civil War in Arizona. The story of the California Volunteers, 1861–1865*, Oklahoma City/Oklahoma 2006, S. 46.
- 48 Auftrag für Emil Fritz aus dem Fort Craig in New Mexico zu einem Ritt zur Überwachung der Navajo-Indianer, 24.3. 1865: *The reports of the committees of the Senate of the United States for the second session 39th Congress, 1866/67*, S. 244; Bericht des Emil Fritz aus Fort Craig, New Mexico, 23.6. 1865: S. 302; Emil Fritz als Anführer einer Gruppe von Freiwilligen, die von Fort Stanton aus Rache an Indianern am Rio Pecos für einen Angriff auf Leutnant Juan Marques nehmen wollen, 22.7. 1865: S. 250.
- 49 Befehl des Thomas B. Catron an Kommandant Emil Fritz, Fort Stanton, zur Bekämpfung der Mescalero-Indianer, November 1865: William Aloysius Keleher: *Turmoil in New Mexico, 1846–1868*, Santa Fe/New Mexico 1951, S. 323.
- 50 Ken Hudnall/Sharon Hudnall: *Spirits of the Border IV: The History and Mystery of New Mexico*, El Paso/Texas 2005, S. 294.
- 51 Jacobsen (wie Anm. 6) S. 10.
- 52 1877 Revisor bei der Hofdomänenkammer, 1880 Kollegialhilfsarbeiter, 1894 Hofdomänenrat und Oberhofkassier, 1901 Hofkammerrat, 1908 Versetzung in den Ruhestand.
- 53 Robert J. Widenmann: *A genealogy of the Widenmann Family, Brønshøj/Dänemark* 1997, S. 12–18 (Nr. 80); Nolan (wie Anm. 2) S. 677.
- 54 AHW Hofdomänenkammer Bü 2863 (Protokoll der Gestütskommission 58/1832 XXVI): Auf Befehl des Königs sind durch den Posthalter Widenmann von Blaubeuren in dortiger und der Ulmer Gegend 24 große deutsche Schafe angekauft worden.

- 55 Die Eltern waren Johann Michael Gärtner aus Stuttgart-Rohr und Judith geb. Walz aus Pliezhausen.
- 56 Widenmann (wie Anm. 53) S. 9 (Nr. 67).
- 57 1830 Revisor bei der Hofdomänenkammer, 1831 Sekretär bei der Hofdomänenkammer und Ökonomieverwalter der Hofkrankenpflege, 1837 Hofkammerverwalter in Lauffen, 1842 Hofdomänenrat bei der Hofdomänenkammer, 1854 Oberhofkassier.
- 58 Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 50/60 Bü 11.
- 59 Staatsarchiv Ludwigsburg E 170a Bü 708.
- 60 Widenmann (wie Anm. 53) S. 27–35 (Nr. 108).
- 61 Jacobsen (wie Anm. 6) S. 18–24.
- 62 Michael Wallis: *Billy the Kid. The Endless Ride*, New York 2007, S. 159.
- 63 Auch bei Martz ist eine verwandtschaftliche Beziehung zu einem hohen Hofbeamten denkbar, nämlich zu Theodor Heinrich Friedrich Martz (1830-1885), 1861 Revisor bei der Hofdomänenkammer, 1873 Hofkammerassessor, 1877 Hofdomänenrat, 1880 Kanzleidirektor, Sekretär und Rechnungsführer des Königlichen Privatvermögens sowie Sekretär bei der Hofbank-Intendanz. Damit war Martz seit 1877 unmittelbarer Kollege von Albert Schleeauf. Nach dem Familienregister Ötisheim (Kreisarchiv Enzkreis, Mikrofilm Kirchenbücher 1117 I S. 292) handelte es sich jedoch nicht um Geschwister oder Halbgeschwister.
- 64 Leon C. Metz: *Pat Garrett. The Story of a Western Lawman*, Oklahoma City/Oklahoma 1974, S. 44. – Zur Konkurrenz des Santa-Fe-Rings mit den mexikanischen Grundbesitzern vgl. Eliverio Chávez: *Mestizaje. Introducción a la cultura Mexicoamericana*, Bloomington/Indiana 2007, S. 33 f.
- 65 W. C. Jameson: *Billy the Kid. Beyond the grave*, Dallas/Texas 2005, S. 24.
- 66 Die Zahl bezieht sich auf eine Volkszählung im Jahr 1872; Lawrence G. Kautz: *August Valentine Kautz. Biography of a Civil War general*, Jefferson/North Carolina 2008, S. 189.
- 67 Jacobsen (wie Anm. 6) S. 11.
- 68 Otero (wie Anm. 1) S. 40.
- 69 Larry D. Ball: *The United States marshals of New Mexico and Arizona territories 1846–1912*, Santa Fe/New Mexico 1978, S. 84.
- 70 George Curry/H.B. Hening: *George Curry, 1861–1947. An autobiography*, Santa Fe/New Mexico 1995, S. 37; Nolan (wie Anm. 2) S. 391.
- 71 Die Darstellung der Ereignisse folgt weitgehend Donald R. Lavash: *A journey through New Mexico history*, Santa Fe/New Mexico 2006, S. 170–172.
- 72 Zur Situation und zum Zusammenhang mit dem Santa-Fe-Ring vgl. Howard Roberts Lamar: *The far Southwest, 1846–1912. A territorial history*, Albuquerque/New Mexico 2000, S. 121–150, speziell S.137 f.
- 73 Übersetztes Zitat nach Clifford R. Caldwell: *Dead right. The Lincoln County War*, Kerrville/Texas 2008, S. 16.
- 74 Jacobsen (wie Anm. 6) S. 94.
- 75 Ball (wie Anm. 69) S. 87, 92 f.
- 76 Maurice Garland Fulton: *History of the Lincoln County War*, Tucson/Arizona 1968, S. 61; Jaehn (wie Anm. 14) S. 63.
- 77 Donald L. Lucero: *The Adobe Kingdom. New Mexico 1598–1958*, Santa Fe/New Mexico 2008, S. 237–240.
- 78 Ball (wie Anm. 69) S. 93 f.; Wallace schrieb später den Roman »Ben Hur«, der durch zwei Verfilmungen im 20. Jahrhundert weltweit bekannt wurde.
- 79 Keleher (wie Anm. 11) S. 337–339.
- 80 Pat F. Garrett: *The authentic life of Billy the Kid*, Norman/Oklahoma 1882; John P. Meadows/John Philip Wilson: *Pat Garrett and Billy the Kid as I knew them. Reminiscences of John P. Meadows*, Albuquerque/New Mexico 2004, S. 43–55.
- 81 Jeff Dykes: *Billy the Kid. Bibliography of a legend*, Albuquerque/New Mexico 1952, S. 6: Am 18. August 1881 druckte die »Times« eine Geschichte der amerikanischen Zeitung »Santa Fe New Mexican« mit dem Titel »An American Desperado« ab.
- 82 Vgl. Stephen Tatum: *Inventing Billy the Kid. Visions of the outlaw in America*, Albuquerque/New Mexico 1982; Frederick Nolan: *The Billy the Kid reader*, Norman/Oklahoma 2007, S. 358 ff.

Der Hohenasperg als Filialstrafanstalt des Ludwigsburger Zuchthauses (1883–1945)*

von Erich Viehöfer

Die Diskussion um die Nutzung des Hohenaspergs ist keine Angelegenheit der jüngsten Gegenwart. Vor fast 130 Jahren, am 5. Juni 1882, führte Justizminister Eduard von Faber (1822–1907) vor dem Abgeordnetenhaus in Stuttgart aus: »Bekanntlich ist für die derzeit auf Hohenasperg befindliche Garnison eine neue Kaserne in Heilbronn erbaut worden. Nach den Mitteilungen, die ich besitze, wird die Übersiedlung voraussichtlich im nächsten Frühjahr, keineswegs übrigens vor Georgii, stattfinden. [...] Unter den verschiedenen möglichen Verwendungen für erhebliche Staatszwecke, welche nach dem Abzug der Garnison in Betracht kommen können, wird vielleicht auch mitinbegriffen sein die Verwendung des Aspergs oder eines Theiles desselben zu einer Filialstrafanstalt für Zuchthaussträflinge oder Landesgefängnissträflinge, was einigermaßen nahe gelegt ist durch die bedauerliche Überfüllung unserer sämtlichen Strafanstalten. Allein, meine Herren, in dieser Hinsicht ist sehr große Vorsicht geboten. Der Asperg ist, das wird sich nicht bestreiten lassen, für die Zwecke einer Strafanstalt sehr wenig geeignet. Ich erinnere nur an die große Schwierigkeit der Beschaffung des Trinkwassers, welches gegenwärtig täglich per Fuhr vom Thal zu Berg heraufbefördert werden muß. Und an die ständigen Kosten, welche hiemit verknüpft sind. Ich erinnere ferner an die Erschwerung und an die Hindernisse, welche einer Strafanstalt für ihren Gewerbebetrieb erwachsen, wenn die Strafanstalt auf einem isolierten Bergkegel liegt.«¹

Trotz aller Bedenken fiel die Entscheidung zugunsten des Strafvollzugs. Am 3. Juni 1883 bewilligten die Standesherrn den Nachtrag von 91 440 Mark zur »Errichtung einer Filialstrafanstalt des Zuchthauses in Ludwigsburg auf Hohenasperg« ohne Debatte.²

Militärischer und ziviler Strafvollzug auf dem Hohenasperg bis 1860

Der Hohenasperg war bis dahin nur zu einem kleinen Teil für den Strafvollzug genutzt worden, und zwar in den ersten sechs Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gemeinsam für zivile und militärische Strafgefangene. Bis 1824 wurden die Militär- und Zivilgefangenen auf dem Hohenasperg zusammen und gleich behandelt.³ Die zu einer Festungsarbeitsstrafe Verurteilten wurden in dieser Zeit meist als »Schellenwerker« oder »Galioten« bezeichnet. 1819 waren dies 328, 1823 sogar 350 Strafgefangene.⁴ Diesen standen jeweils sieben (1819) bzw. 19 (1823) Festungsarrestanten ohne Arbeitszwang gegenüber. Ein »Galiotenhaus« gab es sowohl auf dem Hohenasperg

* Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 10. Mai 2010 in Asperg gehalten wurde.

als auch in Ludwigsburg. Das letztere unterstand dem Festungskommando Hohenasperg; von dort wurde ein Offizier abgeordnet, der die Wachsoldaten befehligte.⁵

Mit dem Strafedikt von 1824, dem Vorläufer des ersten württembergischen Strafgesetzbuches, trat an die Stelle der Galiotenstrafe (»opus publicum«) die »Arbeitshausstrafe zweiten Grades«. Die Königliche Ordre vom 13. Dezember 1824 befahl die Trennung von Militär- und Zivilsträflingen. Die 55 Militärsträflinge vom Hohenasperg wurden am 4. Februar 1826 nach Stuttgart abgegeben. Am westlichen Rand der Stadt Stuttgart, im Bereich des heutigen Hegelplatzes, stand das Galiotenhaus »für zu Festungs-Arbeit und Kettenstrafe verurtheilte Civil- und Militär-Personen«. Hier waren bis zu 200 Gefangene untergebracht. Seit 1826 wurde dieses Gefängnis nur noch als »Militär-Strafanstalt« genutzt. 1859 wurden die Militärsträflinge nach Ulm verlegt und 1875 wurde das Gebäude abgebrochen.

Der militärische Strafvollzug hörte aber auf dem Hohenasperg nicht auf. Von 1839 bis 1844 existierte das »Festungs(Kreis-) Gefängniß«. Diese Anstalt »bildete die Mittelstufe zwischen den Disciplinar-Regiments-Arreststrafen und der Militärstrafanstalt in Stuttgart. Am 11. Juni 1844 wurde jedoch auch diese Anstalt mit der Militärstrafanstalt in Stuttgart vereinigt.«⁷

Zehn Jahre lang, von 1850 bis 1860, bestand die Disziplinarkompanie auf Hohenasperg. Sie war im Spitalbau (heute: Bau 4) untergebracht und umfasste im Jahr 1858 insgesamt 83 Mann.⁸ Der revolutionär-demokratische Redakteur Wilhelm Binder aus Heilbronn schrieb rückblickend über diese Einheit: »Nach einer Bestimmung des Kriegsministeriums nämlich mußte jeder Militärsträfling nach abgebußter Strafe noch eine Fegfeuerläuterung auf dem Asberg durchmachen, ehe er wieder ins Regiment eintrat. Es wurde somit eine »Straf-Compagnie« gebildet, welche nach und nach vom Sträfling wieder zum ehrenhaften Krieger herangezogen wurde. Sie mußten an den Straßen und Wegen arbeiten, das Holz für die Garnison klein machen, und durften nur ein- bis zweimal in der Woche auf einen halben Tag die Festung verlassen.«⁹ Diese Disziplinar- oder Strafkompagnie wurde 1860 nach Ulm verlegt.¹⁰

Die neue Zivilfestungsstrafanstalt

Mit dem im Dezember 1824 angeordneten Ende des gemeinsamen zivilen und militärischen Strafvollzugs auf dem Hohenasperg wurde eine eigene, rein zivile Einrichtung für die verbliebenen Gefangenen notwendig. Das Amtsgrundbuch beschreibt in seiner Einleitung die Anfänge dieser neuen Einrichtung: »Die Festungs-Straf-Anstalt, wie sie jetzt besteht, wurde durch das Straf-Edict vom 17. Juli 1824 ins Leben gerufen. Sie wurde im Jahr 1825 und 1826 in dem Mansarden-Stockwerk des sogenannten Arsenal-Gebäudes auf der Festung zu Hohenasperg, welches zugleich auch von dem dortigen Kasernen-Verwalter und einigen andern Personen bewohnt wird, neu eingerichtet und am 19. Mai 1826 bezogen.«¹¹

Über die Personalorganisation führt das Amtsgrundbuch aus: »Die polizeiliche Aufsicht darüber hat der Festungs-Commandant, gegenwärtig Oberst von Kechler, und unter ihm der Platz-Adjutant, Hauptmann v. Brucker, zu führen; sie sind in dieser Beziehung der Straf-Anstalten-Commission untergeordnet. Für ihre dießfälligen Dienstleistungen erhalten sie ebenso wenig eine besondere Belohnung als der evangelische und katholische Pfarrer auf Hohenasperg, welche den Gottesdienst auch für die Civil-Festungs-Arrestanten und Straf-Gefangenen zu versehen haben. Der Arzt

und Unterarzt auf der Festung sind für ihre einzelne Verrichtungen bei den Gefangenen vorerst besonders zu belohnen, bis etwa nach einiger Zeit jährliche Aversalbe-
 lohnungen für sie ausgesetzt werden können. Die ökonomische Leitung der Anstalt
 wird der Arbeitshaus-Verwaltung zu Ludwigsburg übertragen, welcher der zum Ober-
 aufseher mit dem Range als Feldwebel bei dem K. Landjäger-Corps ernannte bisherige
 Sträflings-Inspector zu Hohenasperg, Erhard Christ. Jakob Naschold von Weil im
 Schönbuch, als Unterrechner beigegeben wird. Derselbe erhält einen jährlichen Ge-
 halt von vierhundert Gulden, neben freier Wohnung, Uniformirung und drei Maß
 Tannenholz, und als Unterrechner wird ihm ein Schreibmaterial-Aversum von zwölf
 Gulden ausgesetzt. Wegen seiner Beeidigung wird von dem K. Festungs-Kommando
 mit der Arbeitshaus-Verwaltung Rücksprache genommen und sodann die weitere Ver-
 fügung deshalb getroffen werden. Über die Kosten, die diese Anstalt verursachen
 wird, sind mit dem Oberaufseher Naschold monatliche Abrechnungen zu treffen,
 und der Betrag derselben ist in die Hauptrechnung der Arbeitshaus-Verwaltung auf-
 zunehmen.«¹²

Ab dem 26. Juli 1839 unterstand die »Civil-Festungs-Arrest- und Straf-Anstalt zu
 Hohenasperg« in Bezug auf »die oeconomische Verwaltung nebst dem Justariat« nicht
 mehr Ludwigsburg, sondern dem Arbeitshaus Markgröningen. Seit 1840 gab es einen
 eignen Aufseher für die Festungsstrafanstalt.¹³ Weibliche Festungsgefangene wurden »in
 einer abgesonderten Abtheilung des Arbeitshauses in Markgröningen« untergebracht.¹⁴
 Diese Zugehörigkeit zum Arbeitshaus Markgröningen dauerte bis 1850.

Als Haftgebäude diente von Anfang an der Arsenalbau. Im Erdgeschoss waren
 im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts die Galioten untergebracht, in den oberen
 Stockwerken die Festungsgefangenen. Das Amtsgrundbuch liefert eine detaillierte
 Beschreibung der Nutzung in den ersten Jahren. Dort heißt es unter der Überschrift



Der Arsenalbau (heute: Bau 7) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

»Das sogenannte Arsenal-Gebäude mit 4 Stockwerken«: »1.) die zur ebenen Erde den Gelaß für die vormaligen Festungs-Sträflinge, 2.) das zweite einige Militär-Straf-Gefängnisse sowie einige Wohnungen für Angestellte und Witwen, die zum Kriegs-Departement gehören, 3.) das dritte die Wohnung und das Amts-Local des Kasernenvorstehers enthält. Diese 3 Stockwerke befinden sich in ausschließendem Eigenthum des K. Kriegs-raths. Das vierte oder Mansarden-Stockwerk enthält die Gefängnisse der Civil-Festungs-Straf-Anstalt, nebst Wohnung des Aufsehers, und ist Eigenthum der K. Straf-Anstalten-Commission, wie auch ein Theil des Dachbodens, während der übrige größere Theil ebenfalls dem K. Kriegs-rath zusteht. Dieses Mansarden-Stockwerk enthält 4 gegen Osten gelegene Gefängnisse, für Gefangene des 1. Grads, und 4 gegen Westen gelegene und in den innern Festungshof gehende Gefängnisse für Gefangene des 2. Grads, die Wohnung des Aufsehers, aus Stube, Schlafzimmer, Küche und einer Kammer bestehend. In den Gefängnissen können höchstens 37 Gefangene, und zwar 17 ersten und 20 zweiten Grads, untergebracht werden.«¹⁵

In den ersten Jahrzehnten dehnte sich die Zivilfestungsstrafanstalt innerhalb des Arsenalbaus auf Kosten der militärischen Einrichtung immer weiter aus, in der späteren Zeit dagegen übernahm die Militärfestungsstrafanstalt wieder zusätzliche Räume.¹⁶

In Ludwigsburg wurde 1829 eine Außenstelle »zur Unterbringung unbemittelter Festungs-Straf-Gefangenen« in der Schorndorfer Straße bezogen.¹⁷ Diese Außenstelle wurde zehn Jahre später wieder aufgelöst und die unbemittelten Festungsgefangenen zurück auf den Hohenasperg gebracht. Erneut wechselte die Zuständigkeit: »Vermöge höchster Entschließung vom 6. Mai 1850 ist [...] genehmigt worden, daß die Verwaltung der Civil-Strafanstalt zu Hohenasperg künftighin von dem Festungs-Commandanten und den betreffenden Militär-Beamten dieser Garnison geleitet werde.«¹⁸

Die Durchschnittszahl der Gefangenen vom 1. Juli 1848 bis 30. Juni 1852 betrug 37 Arrestanten mit Festungsfreiheit, acht Hausarrestanten, neun Strafgefangene und 65 Untersuchungsgefangene.¹⁹ Die Zahl der Insassen erreichte in den Jahren nach der gescheiterten Revolution ihren Höchststand, stieg Ende der 1860er Jahre nochmals an, um dann auf sehr niedrigem Niveau zu stagnieren.²⁰

Die Abteilung »Festungsstrafanstalt« (1887–1933)

Mit dem endgültigen Abzug des Militärs änderte sich die Organisation der Festungsstrafanstalt. Zunächst behielt aber Hauptmann a. D. Vetter die Leitung der Zivilfestungsstrafanstalt bis zu seinem Tod (1886). Erst am 28. Juli 1887 wurde diese Aufgabe dem jeweiligen Ludwigsburger Zuchthausdirektor übertragen. Dies waren Ernst von Sichart (1886–1905), Dr. Max von Schwandner (1905–1924), Dr. Otto Weißerrieder (1924–1938) und Max Klaus (1938–1945). Am 31. Juli 1887 übernahm Ludwigsburg auch die Verwaltungsaufgaben.²¹

Mit der neuen Hausordnung von 1888 wurden die bisher üblichen Gruppen von Insassen auf dem Hohenasperg (Strafgefangene, Hausarrestanten und Arrestanten mit Festungsfreiheit) aufgehoben.²² Es gab jetzt nur noch eine einheitliche Gruppe von »Gefangenen«.

Die alte Hausordnung von 1855 war noch stärker vom damals üblichen Strafvollzug geprägt gewesen. So bestimmte sie zum Beispiel, dass die Gefangenen »strenge, aber gerecht« behandelt werden sollen; die Haft war »auf ihre sittliche Besserung« gerichtet. 1888 wurde dagegen betont, dass es sich lediglich um Freiheitsentziehung

handele, während welcher jede Rücksicht auf die Gesundheit der Gefangenen zu nehmen sei. Bei der Einlieferung verzichtete man nun im Normalfall auf die »genaue Durchsuchung der Kleidung und Effekten« und wurden nur noch die unerlaubten Gegenstände abgefordert. In den Hafträumen gehörte neben Tisch, Stuhl, Bettstelle, Leuchter und Spucknapf jetzt auch ein zusätzliches »Kleidergestell« zur Grundausstattung. Der »Gebrauch eigener Bettstellen und Bettstücke« blieb den Gefangenen weiterhin gestattet, ebenso das Tragen eigener Kleidung oder die Selbstversorgung bei der Verpflegung. Der Briefverkehr unterlag weiter keiner Beschränkung und es existierte kein Arbeitszwang.

Eine Einschränkung gab es bei der Bewegung im Freien. Die Hausordnung von 1855 hatte den Festungsarrestanten ermöglicht, den ganzen Tag sich frei innerhalb der Mauern der Festung zu bewegen. Nun war die Zeit auf maximal zwei Stunden begrenzt. Bei den Disziplinarstrafen trat dagegen eine Lockerung ein, da mit dem Dunkelarrest die härteste Hausstrafe ersatzlos gestrichen wurde. Übrig blieben »Erinnerung oder Warnung«, »einsame Haft« und »Schmälerung der Kost«.

Die Zahl der Festungsgefangenen bewegte sich in den folgenden Jahrzehnten meist im einstelligen Bereich:²³

1884/85: 12	1895/96: 7	1907: 12
1885/86: 10	1896/97: 4	1908: 11
1886/87: 13	1897/98: 10	1909: 6
1887/88: 16	1898/99: 10	1910: 6
1888/89: 9	1899/00: 10	1911: 5
1889/90: 14	1900/01: 6	1912: 3
1890/91: 7	1901/02: 5	1925: 2
1891/92: 6	1903: 3	1927: 1
1892/93: 7	1904: 13	1931: 5
1893/94: 5	1905: 11	1932: 4
1894/95: 4	1906: 4	1933: 4

Die größte Gruppe bildeten die Studenten, die ganz überwiegend wegen Verstößen gegen das Duellverbot verurteilt worden waren. Die Studenten saßen ihre Strafen in den Semesterferien ab oder nutzten die Zeit zur Vorbereitung auf ihr Examen. Auf den Umfassungsmauern der »Hügelsburg«, ihres Spazierbereichs, verewigten sich viele Insassen mit ihren Namen und den Wappen ihrer Studentenverbindungen. Schon ihre Ankunft inszenierten die Studiosi als »Happening«. Johannes Autenrieth beschreibt dies in seinen Aufzeichnungen: »Wurde ein Student zu Festungshaft verurteilt und war sein Termin gekommen, so war das Eintreffen oder ›Stellen‹ auf der Festung schon bekannt geworden. Je nach Lage der Finanzen entstand entsprechende Anfahrt. So wurden zum Beispiel Prunkwagen von sechs Pferden gezogen, die Häftlinge zuzuführen, auch vierspännige Wagen waren keine Seltenheit und oft auf dem Hohenasperg gesehen. In der Regel kehrten diese Wagen mit begleitender Delegation in Asperg meist im ›Hirsch‹ ein, machten einen Höllenlärm, so dass sich die Kinder bald in Scharen angesammelt hatten. Als Studentenstreiche führten sie das Werfen von Geldmünzen unter die Kinder, die sich dabei stritten oder auch gar verletzten. Auch das so genannte Wurstschnappen fand Belustigung und Unterhaltung. Einmal wurde der Delinquent in einem Wagen mit übergittertem Aufsatz – so genannter Viehwagen, wie solche die Metzger hielten – nach Hohenasperg befördert, unter Halt



Postkarte aus der Zeit um 1900.

in Asperg. Ein den Wagen begleitender Student in der Dienstkleidung eines evangelischen Pfarrers waltete seines Amtes als Staatsanwalt in auffälliger Weise. Darüber lehnte sich der Stadtpfarrer Herwig auf und der Zug wurde durch polizeiliche Maßnahme aufgelöst. Der Wagen fuhr aber nach Hohenasperg weiter, bei entsprechender Vorausbestellung dann in geordnetem Verlauf, was jedoch aber noch zu einer gerichtlichen Entscheidung geführt hat.«²⁴

Der geschilderte Auftritt hatte für die Burschenschaft Ulmia einschneidende Folgen. Aufgrund einer Anzeige des Stadtpfarramtes Asperg entschied der Senat der Technischen Schule in Stuttgart am 14. Mai 1909, dass die Burschenschaft für den Rest des Sommerhalbjahrs aufgelöst werde, »in Erwägung, dass den Studierenden das feierliche Begleiten von Kommilitonen beim Antritt einer Gefängnisstrafe bei Strafe verboten ist sowohl in Erwägung, dass die Burschenschaft Ulmia durch die geschilderten Vorgänge außerdem ein unwürdiges Verhalten bekundet und das Ansehen der Hochschule nach außen geschädigt hat«.²⁵

Die inhaftierten Studenten gründeten eine eigene Studentenverbindung »Aspergia«. Wer mindestens eine einmonatige Festungsstrafe zu verbüßen hatte, trug ein besonderes »Ehrenburschenband«, zusammengestellt aus vier Feldern und den Grundfarben der vier Stuttgarter Korps.²⁶

Zu den prominentesten Insassen der Festungsstrafanstalt gehörte Joachim Gans Edler von Putlitz (1860–1922), der 1891 als badischer Offizier von König Wilhelm II. als neuer Hoftheaterintendant eingesetzt worden war und unter dessen Leitung das Stuttgarter Hoftheater eine Blütezeit erlebte. Er wurde wegen eines Duells vom Landgericht Heidelberg zu einer Festungsstrafe von vier Monaten verurteilt, die auf dem Gnadenwege auf zwei Monate reduziert wurde. Am 27. Mai 1907 trat er seine

Strafe auf dem Hohenasperg an. Johannes Autenrieth erinnerte sich gerne an diesen Insassen: »Putlitz erhielt täglich durch einen Diener seine Post und Lebensmittel, besonders Obst. Mit den Kindern der Angestellten auf Hohenasperg, besonders vom Arsenalbau, hatte er seine Freude und Verbindung geschaffen, indem er durch allerlei Spiele und Wettläufe belustigte, die Sieger und sonst Beteiligten mit Süßigkeiten, Schokolade und Kirschen erfreute. Dadurch war er bei den Kindern und Frauen der Bewohner sehr beliebt und hat beim Abschied an die Familien zur Erinnerung sein Bild mit Widmung verabfolgt.«²⁷

Mehrere Mitglieder der Familie Haußmann saßen ihre Strafen auf dem Hohenasperg ab. Friedrich Julius Haußmann (1816–1889) büßte zwischen 1851 und 1854 auf dem Hohenasperg seine Beteiligung an den revolutionären Bewegungen von 1848/49.²⁸ Sein Sohn Conrad Haußmann (1857–1922) – nach Studium der Rechtswissenschaften in Zürich, München, Berlin und Tübingen ab 1883 als Rechtsanwalt in Stuttgart tätig – lieferte sich im März 1887 ein Säbel-Duell mit Ernst Auberlen, der sich beleidigt gefühlt hatte. Beide wurden mit je drei Monaten Festungshaft bestraft. Haußmann trat seine Strafe am 29. Juli 1887 an; Auberlen folgte am 11. August.²⁹ Im Gegensatz zu Auberlen musste Haußmann seine Strafe vollständig absitzen. Seiner politischen Karriere hat es offenkundig nicht geschadet: Haußmann war von 1889 bis zu seinem Tode sowohl Landtags- als auch Reichstagsabgeordneter.

In einem Brief an seinen Bruder schilderte Conrad Haußmann sein Quartier: »Großes geräumiges Zimmer mit Nord- und Ostsicht, in welchem schon der bekannte Bergsteiger Carl Mayer kampiert haben soll. Mobilien üppig: Ein ganzes Bett mit prächtigem, durch Matratze wenig beeinträchtigtem Strohsack, 3 Tannentische mit je einer Schublade und mit 4 mittelalterlichen, durch die edle Einfalt des Stils überraschende blauverwaschene Sogen. Ziehvorhänge dem Blick Unberufener ferngehalten werden. Höhe des Lokals: zweieinhalb Mann, Plafonds durchaus weiß in weiß gehalten, die Wandungen einschließlich der im Baustil der Mansarde schief abfallenden Mauern in demselben eleganten Ton. Das Ganze heizbar! Und dieses gesamte Appartement wird pro Tag für 30 Pf. und per Woche für 2 M 10 abgegeben, und dies sogar während der Hochsaison, die gestern begonnen hat. – Sieh, so spart dein Bruder!«³⁰

Über den Tagesablauf in der Festungsstrafanstalt erzählt er: »Die Gesellschaft ist höchst angenehm. Da ist zunächst die Familie eines Aufsehers Huberich, der alles tut, um uns auf dem reizenden Fleck Erde festzuhalten. Er schließt abends um ½ 8 Uhr das Hotel ab, gestattet jedoch in liebenswürdiger Weise noch Mondschein-Wallpromenaden. Er öffnet auch andern Morgens bereits um 7 Uhr die Zimmer und um 9 Uhr das Haus.«

Haußmann charakterisierte auch seine Mitgefangenen: »Ein höchst gediegener Badergast ist der Löwenwirt [Rossler] von Friedingen bei Riedlingen, der wegen politischer Vorkommnisse in seiner Heimat sich hierher für 2 Monate zurückgezogen hat. Er trat nämlich der Majestät von Württemberg dadurch zu nahe, dass er geäußert haben soll: »Der Carl ist viel zu lange in Nizza, überhaupt gibt's zu viel solcher Kerle.« – Ein junger Herr mit schwarz-weißem Ringschildband und Krawattenknopf [Rudolf Paulus³¹] ist gestern und ein stud. cameral. [Wilhelm Gustav Schick] heute aus Tübingen eingetroffen und haben Zimmer nebenan bezogen. Dieselben scheinen nicht unumgänglich zu sein, der eine leicht blasiert angehaucht, der andere von etwas zähgesprächiger Unterhaltsamkeit. Ein dritter [Karl Eduard Friedrich Bock], der »contra« des ersten, wird nächste Woche erwartet. Ein weiterer Hausgenosse ist in Drilch

gekleidet; zu Zeit, da er noch zweierlei Tuch anhatte, beförderte er selbender einen Corporal, welcher ein Vorrecht bei der Kellnerin präntierte, auf den Wirtshausboden und hat 6 Jahre Zeit, darüber nachzudenken, daß die Achselklappen eines Unteroffiziers ein geheiligteres Rechtsgut sind als Leben und Gesundheit eines Zivilisten. Jetzt ist er lungenleidend und deshalb hier in unserem Bau als sogen. Hofschäffer und mein spezieller Adlatus.«³²

Der Anteil von Frauen bei den Festungsgefangenen war sehr gering. Anders als bei den Männern war die Art ihrer Delikte wesentlich breiter gefächert. Sie reichten von der Beihilfe zum Zweikampf (Katharina Dieter, »Waldschulzensehefrau«, 5.5. bis 30.5.1888; Wilhelmine Raidt, Gastwirtsehefrau, 2.11.1886 bis 2.12.1886) über fahr-



Der Innenhof, um 1860.

lässigen Meineid (Sophie Wiedmayer, 11.10.1895 bis 21.1.1896) und Beleidigung (Emilie Pauline Otto, Kaufmannswitwe, 3.1.1906 bis 3.4.1906) sowie Betrug (Josephine von Bourdon, Kameralverwalterswitwe, 22.2.1909 bis 22.7.1909) bis zu versuchter Abtreibung (Emma Fischer, Stadtschultheißehefrau, 27.8.1910 bis 17.9.1910).³³

Von Januar 1913 bis März 1925 stand die Festungsstrafanstalt leer. Anschließend dominierten zunächst weiter Verurteilungen wegen Zweikampfs, dann ausschließlich politische Fälle (»Vorbereitung zum Hochverrat«), verurteilt durch den 4. bzw. 5. Strafsenat des Reichsgerichts Leipzig.³⁴ Sie waren im wieder aufgebauten Kasernenbau untergebracht.³⁵ 1927 wurde im Irrenbau eine »Abteilung für politische Gefangene« eingerichtet.³⁶

Probleme traten vor allem dann auf, wenn Gefangene entgegengesetzter politischer Couleur gleichzeitig einsaßen, wie im Mai 1931 der Kommunist Friedrich Schoch aus Vellberg und der Nationalsozialist Hermann Kienzle aus Rottweil.

»Die Zeiten änderten sich bald, und alles hörte mit einem Schlag am 30.1.1933 auf.«³⁷ Durch das Gesetz zur Änderung strafrechtlicher Vorschriften vom 26. Mai 1933 wurde die Festungsstrafe zur absoluten Ausnahme. Der letzte Eintrag des »Hauptbuchs der Festungsarrestanten« vom 19. Februar 1933 betrifft Otto Weidmann wegen Vorbereitung zum Hochverrat; er wurde am 1. April 1934 nach Heidenheim entlassen. Nach mehr als hundert Jahre endete mit ihm die Geschichte der Festungsstrafanstalt Hohenasperg.

Die Festungsstrafe verschwand aber zunächst nicht vollständig. 1947 wurde ihre Aufhebung diskutiert, aber erst 1953 wurde sie endgültig abgeschafft.³⁸

Die Abteilung für Ersttäter

In der Filialstrafanstalt Hohenasperg existierte von Anfang an – und durchgehend bis zu ihrem Ende – »eine Abteilung für sozial weniger gefährliche, speziell erstmals mit Zuchthaus bestrafte Gefangene«. Diese Abteilung verfügte über verschiedene Werkstättenbetriebe, ebenso über Außenarbeit im Garten, Weinberg und in der Landwirtschaft.³⁹

Arbeitsmöglichkeiten boten auch die Gipssteinbrüche am Fuße des Hohenaspergs, wo die Gipssteine von Hand gebrochen, gebrannt und gemahlen wurden.⁴⁰ Autenrieth berichtet von zwei Gefangenen im Steinbruch Weidner in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg: »Zuchthausgefangener Pfundstein hatte an einer Hand alle Finger verloren, außer des Daumens, war Obmann, besonders aber als Vorarbeiter auf der Abteilung Stiefel im Steinbruch Weidner tätig.« Und: »Zuchthausgefangener Rammeler von Höfingen, wo er den Dienst als Polizist und Nachtwächter versah, hat sein Anwesen in Asche gelegt, um ein neues zu erhalten. Er war ein großer, starker, aber roter Mann, von ganz verschlagenem Betragen und Benehmen, hatte gedämpfte, leise Stimme. In der Menageküche hatte er einen Vertrauensposten bekleidet. Seine Unschuld beteuert aufs Wärmste. Dem Ende seiner Strafzeit rückte er mit in Steinbruch aus, wobei ihn der Besitzer Weidner besonders kennen lernte, ihn bei vorläufiger Entlassung aufnahm und ihm die Arbeiten mit Pferden übertrug. Lange hat er ausgehalten. In seine Heimat wollte er nicht mehr zurückkehren, hatte sich vielmehr im Allgäu ein Anwesen erworben und ist dahin abgezogen.«⁴¹

Am 1. Juli 1944 sind 75 »gesunde Gefangene« verzeichnet.⁴² Am 14. Juli trafen 452 »Transportgefangene« aus Litauen ein. Ihre Zahl verringerte sich im Laufe des August auf 193. Ab September wurden sie zu den Zuchthausgefangenen gezählt (200 bis 225). Deren Zahl blieb von Oktober 1944 bis März 1945 nahezu unverändert (etwas über 200). Eine weitere Gruppe wird in den ersten 18 Tagen des Dezember 1945 erwähnt: rund 100 »U.G. Stuttg.« (= Untersuchungsgefangenen aus Stuttgart).

Die Abteilung »Invalidenstrafanstalt« (1884–1935)

Die Festungsstrafanstalt benötigte nur einen kleinen Teil der Gebäude auf dem Hohenasperg. So tauchte rasch die Idee auf, im ehemaligen Spitalgebäude »besondere Gelasse für die Aufnahme invalider Strafgefangener«⁴³ einzurichten. Initiator war der neue Direktor des Ludwigsburger Zuchthauses Ernst von Sichart (1833–1908).⁴⁴

Ihm gelang es, wie sein Nachfolger Schwandner im Nachruf schrieb, »die Einrichtung der Festung Hohenasperg als Filiale für das zu eng belegte Ludwigsburg mit einer Abteilung für körperlich und geistig gebrechliche Gefangene in die Wege zu leiten«. ⁴⁵

Im Jahre 1884 füllten sich die Räume auf dem Hohenasperg mit invaliden Sträflingen aus den Gefängnissen Hall, Heilbronn und Rottenburg sowie aus dem Zuchthaus in Ludwigsburg. ⁴⁶ Die Einweisung erfolgte »einfach von dem Vorstand derjenigen Strafanstalt, welcher der Abzuliefernde bisher angehörte«. Nur »in zweifelhaften Fällen ist die Entscheidung des Strafanstaltenkollegiums einzuholen«. ⁴⁷

Der ärztliche Jahresbericht von Ludwigsburg für den Zeitraum 1891/92 bemerkte: »Die Invalidenstrafanstalt hat die Bestimmung, solche Gefangene aufzunehmen, welche teils durch Alter und körperliche Gebrechen, teils infolge geistiger Schwäche und sonstiger geistiger Defekte mehr oder weniger arbeitsunfähig sind. Bei dieser Art der Insassen der Invalidenstrafanstalt ist eine wirkliche Trennung von gesunden und kranken Gefangenen kaum durchführbar. Ein großer Teil, wie namentlich mit Altersschwäche behaftete Invaliden, Gelähmte etc., sind fast das ganze Jahr über bettlägerig, ohne eigentlich erkrankt zu sein; andere sind nur einen kleinen Teil des Tages außer Bett. Wieder andere, z. B. namentlich die Epileptiker, müssen zeitweise einen Tag das Bett hüten, während sie sonst beschäftigungsfähig sind. So findet ein ganz allmählicher Übergang von denen, welche eine ganz leichte Arbeit besorgen können, zu den eigentlich Kranken statt.« ⁴⁸ Ausdrücklich ausgeschlossen waren Gefangene, die als »völlig geistesgestört (geisteskrank)« eingestuft wurden. ⁴⁹

Die Invalidenstrafanstalt bot eine gemilderte Form des Freiheitsstrafvollzugs, nämlich kürzere Arbeits- und längere Erholungszeiten, den Wegfall eines vorgeschriebenen Arbeitspensums sowie einen regelmäßigen ärztlichen Besuch, der dadurch erleichtert wurde, dass die Spitalabteilung für körperlich Kranke sich auch im Gebäude der Filialstrafanstalt befand. ⁵⁰

Zumindest in den ersten Jahren ihres Bestehens hatte die Invalidenstrafanstalt den Ruf, ein fideles Gefängnis zu sein. Der Gefangene Oskar Dillmann sagte 1893 aus: »Als ich vor einem Jahr in die Invaliden-Strafanstalt eintrat, erfuhr ich alsbald durch andere Gefangene, es lasse sich dermalen in der Anstalt gut leben, denn die Aufseher Wurst und Belzner ließen von Gefangenen alles hingehen, sie fragten nicht nach dem Hausmeister, täten gerade das, was er nicht wolle.« ⁵¹

Der Stand der Invalidenstrafanstalt betrug am 1. April 1889 32 Gefangene. Er schwankte in den folgenden Jahren zwischen 45 (1897) und 76 Gefangenen (1899, 1900) und erreichte mit 92 Insassen den Höchststand am 31. März 1904. ⁵²

Das Personal der »Filialstrafanstalt und Invalidenstrafanstalt auf Hohenasperg« bildeten im Jahre 1889 »1 Oberaufseher, 1 Lazarettgehilfe, 9 Aufseher, 1 Pferdeknecht, 1 Koch«. ⁵³ Der Hausmeister leitete die Filialstrafanstalt vor Ort. Er unterstand dem Zuchthausdirektor. Hausmeister war ab 10. August 1891 Andreas Renz, zuvor Oberaufseher beim Landesgefängnis Rottenburg am Neckar. Er wurde am 12. März 1896 auf eigenen Antrag als Gefängnisinspektor an das Amtsgerichtsgefängnis Ulm versetzt. ⁵⁴ Sehr viel länger blieb dagegen Hausmeister Bickel, nämlich mindestens von 1905 bis 1920. ⁵⁵

Wegen der steigenden Zahlen der Insassen wurde 1902 das Personal aufgestockt: Nun gab es zwölf Aufseher (statt neun) und der »Koch« wurde durch einen »Thorwart« ersetzt. ⁵⁶ Mit den zwei zusätzlichen Einrichtungen (Irren- und Tuberkuloseabteilung) stieg der Personalbedarf weiter. 1913 waren auf dem Hohenasperg »1 Hausmeister, 2 Oberaufseher, 1 Heilgehilfe, 13 Aufseher, 6 Irrenwärter, 1 Torwart« angestellt. ⁵⁷ 1928 werden »1 Gefängnisverwalter, 3 Strafanstaltskommissare, 2 Oberwachtmeister,



Gefangene beim Hofgang, um 1930.



Krankenzimmer, um 1930.

2 Strafanstaltswerkmeister, 21 Wachtmeister, 5 Strafanstaltswerkführer« genannt.⁵⁸ Für die Beamten war nach dem Ersten Weltkrieg vor dem Löwentor eine kleine Siedlung mit vier Bauten und der Bezeichnung »Mittelasperg« entstanden.⁵⁹

Die Invalidenabteilung wurde 1935 aufgelöst und – zusammen mit der Irrenabteilung – zur Aufnahme von Tuberkulosekranken freigegeben.⁶⁰

Die »Abteilung für Epileptiker und Degenerierte« (1913/14)

Bei Dienstantritt von Johannes Autenrieth 1905 »war im Invalidenbau auf Zimmer 22 die sogenannte Epileptiker-Abteilung eingerichtet. Ein vollständig ausgepolsterter Epileptiker-Kasten war dort aufgestellt, in dem die Gefangenen mit Anfällen gebracht und sich unbeschädigt austoben konnten, jedoch bedurften sie dabei besonderer Beobachtung, dass sie etwa nicht aus dem Kasten herausgefallen sind etc. Solche Gefangene wurden mit Federschleusen beschäftigt.«⁶¹

Am 26. März 1912 gab es elf Epileptiker.⁶² Diese Abteilung sollte kurz vor dem Ersten Weltkrieg erheblich vergrößert werden. Geplant war sie in einem eigenen Gebäude, unmittelbar anschließend an die Invalidenabteilung. Sie sollte »mit allem hierzu Nötigen, insbesondere mit einigen festen Einzelräumen ausgestattet sein.«⁶³ Ein »Summarischer Kostenanschlag« zur Unterbringung von 16 bis 20 epileptischen Gefangenen im sogenannten Arrestantenbau (heute: Bau 3) ging von Baukosten in Höhe von 45 000 Mark aus und wurde am 16. Juli 1913 genehmigt. Der Umbau des Arrestantengebäudes wurde tatsächlich in Angriff genommen; die Abrechnung der Baukosten durch Inspektor Wieland stammt vom 28. April 1914.⁶⁴ Der Kriegsausbruch im August 1914 und die kurz darauf erfolgte Räumung des Hohenaspergs verhinderten aber eine Inbetriebnahme.

Die »Irrenabteilung für Strafgefangene auf Hohenasperg« (1905–1935)

Ernst von Sicharts »letztes Werk war die Einrichtung einer Abteilung für geisteskranken Strafgefangene in Hohenasperg in den Jahren 1903/05.«⁶⁵ Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte in Ludwigsburg gegolten: »Geisteskranken Gefangene sind in eine Irrenanstalt zu versetzen.«⁶⁶

Im ganzen 19. Jahrhundert gab es eine kontroverse Diskussion unter Fachleuten, wie und wo geisteskranken Strafgefangene unterzubringen seien. Praktiziert wurde ihre Unterbringung in Irrenanstalten (z. B. Württemberg, Bayern, Hessen), in besonderen Abteilungen von Irrenanstalten (z. B. Belgien) oder in Abteilungen von Strafanstalten (Preußen, Sachsen, Baden).⁶⁷ Die Frage war bei den Kongressen der Strafanstaltsbeamten höchst umstritten: In Berlin (1874), Stuttgart (1877) und Bremen (1880) wurde für Strafanstaltsannexe, in Wien (1883) dagegen votiert.⁶⁸

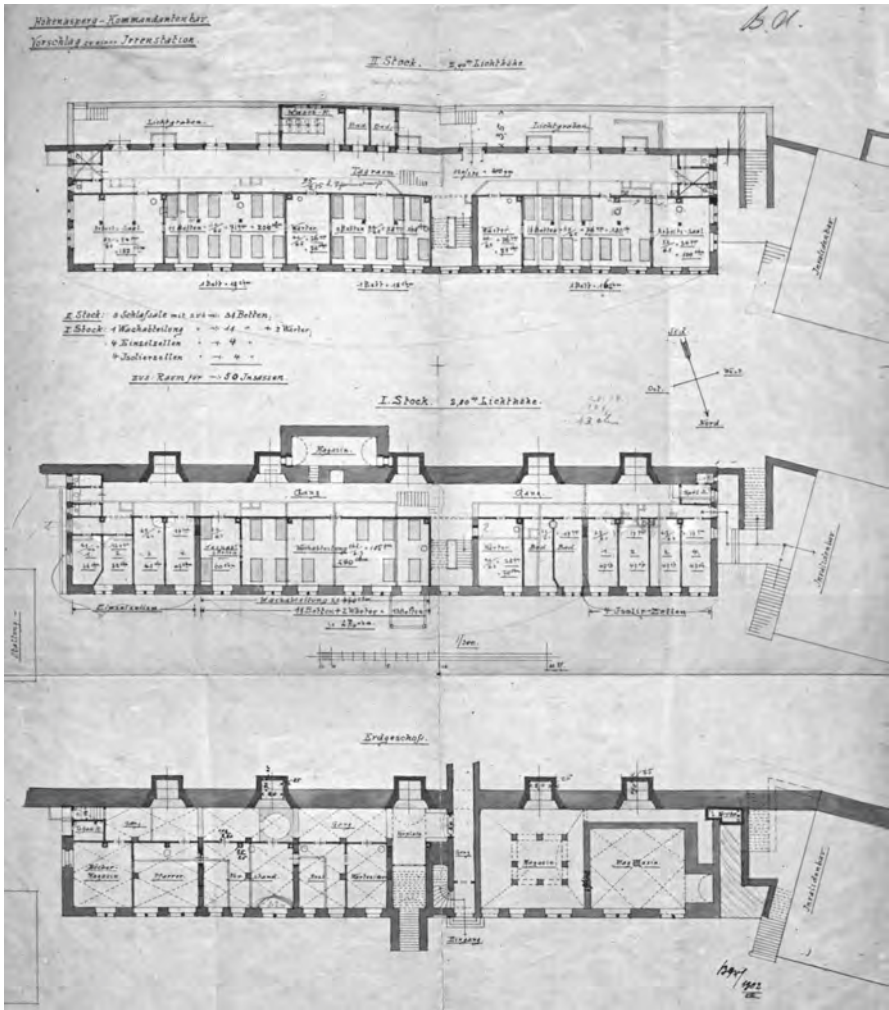
Das württembergische Medizinalkollegium plädierte 1892 für einen Annex an eine Strafanstalt, wo auch die Aufnahme »besonders verbrecherischer Geisteskranker«⁶⁹ möglich sei, wie dies in Sachsen praktiziert wurde. Dem schloss sich das Innenministerium an.⁷⁰ Das Strafanstaltenkollegium bzw. Justizministerium hielt dagegen: In einem Strafanstaltsannex sei aus rechtlichen Gründen nur die Aufnahme von geisteskranken Strafgefangenen möglich. Solch eine Sonderabteilung sei aber überflüssig, da nur relativ wenige Personen (nämlich 26) in Frage kämen.⁷¹

In der Debatte im Landtag am 4. Mai 1901 bei der Beratung des Justizetats entschied sich das Justizministerium für eine Irrenanstalt auf dem Hohenasperg im Anschluss an die Invalidenstrafanstalt.⁷² Im Etat 1903/05 wurden dafür 136 000 Mark bewilligt.⁷³ Bereits am 23. Januar 1904 wurde Dr. Krimmel, stellvertretender Vorstand der Heil- und Pflgeanstalt in Zwiefalten, zum ärztlichen Leiter der künftigen Irrenabteilung für Strafgefangene auf Hohenasperg bestimmt. Zu diesem Zeitpunkt lagen bereits die Pläne zum Umbau sowohl des Kommandantenbaus wie des Arsenalbaus vor.⁷⁴ Krimmel übernahm diesen Posten aber nur für ein halbes Jahr.⁷⁵ Sein Nachfolger wurde Dr. Wilhelm Staiger, der dann jahrzehntelang, nur unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg, Leiter der Irrenabteilung war. Die »Inbetriebsetzung der Irrenabteilung« geschah am 1. Februar 1905.⁷⁶

Die Irrenabteilung hatte »die Bestimmung, männliche Strafgefangene aus den höheren gerichtlichen Strafanstalten aufzunehmen, welche während des Strafvollzugs geisteskrank geworden sind oder deren Geisteszustand zweifelhaft erscheint«. ⁷⁷ Vorher »waren dieselben schlecht und recht in käfigartigen Räumen des Zuchthauspitals« in Ludwigsburg untergebracht gewesen.⁷⁸

Die erste Inneneinrichtung im Kommandantenbau (heute: Bau 5) bestand aus einer Wachabteilung im ersten Stock mit einem Aufenthaltssaal und einem Schlafsaal, »getrennt durch ein Wärterzimmer, in welchem bei Tag und Nacht eine Wache die Kranken beobachten kann«. ⁷⁹ Im zweiten Stock waren Aufenthalts- und Schlafräume für ruhige Gefangene. Zur Isolierung gab es acht Zellen und zwei Einzelzimmer. Die Räume waren dem »No-restraint-System« angepasst, verzichteten also auf die bis dahin üblichen Zwangsmittel.⁸⁰

Dies blieb nicht lange so. Direktor Schwandner, Nachfolger Sicharts als Vorstand des Zuchthauses Ludwigsburg und damit auch Vorstand der Filialstrafanstalt Hohenasperg, berichtete in der Fachpresse: »Bald zeigte sich, daß die sog. ruhigen Kranken in der Minderzahl waren, und daß die ›Unruhigen‹ auch in der Wachabteilung nicht zu bändigen waren; teils gerieten sie untereinander in gefährlichen Streit, teils komplottierten sie gegen das Personal, so daß man von der Isolierung ausgiebigen Gebrauch machen mußte. Die acht Zellen waren bald besetzt. Aber nun ging das Elend erst richtig an: die isolierten Kranken waren über diese Maßregel sehr ungehalten; das Zusammensein mit Gleichgesinnten war zu schön gewesen; auch die gegenseitigen Reibereien waren ja nur eine angenehme Abwechslung gewesen, mit der man Arzt, Vorstand und Personal tüchtig hatte ärgern können! Also – ›Heraus aus der Zelle; wenn es sein muß mit Gewalt!‹ war die Losung. Und in der Tat! Sie machten Ernst und entwickelten eine erstaunliche Fertigkeit, die Zellen zu zerstören, die allerdings infolge ihrer dem no-restraint-System angepaßten leichten Bauart ihren Bemühungen keine allzu großen Schwierigkeiten entgegensezten. Zur Zeit meiner Amtsübernahme – also nach 6-monatigem Bestehen der Abteilung – waren schon zwei Zellen außer Gefecht gesetzt, und mit Bangen sah man der Weiterentwicklung der Dinge entgegen. Die Schlimmsten unter der Gesellschaft waren nicht die eigentlichen Geisteskranken, sondern die Degenerierten, die wegen psychotischer Störungen in die Abteilung aufgenommen worden waren: Leute, die schon durch alle Strafanstalten, teilweise auch Irrenanstalten gewandert waren, zu allem fähig und die nun glaubten, als Kranke in der Irrenabteilung sich alles herausnehmen zu dürfen. [...] ›Den Hasenstall werden wir bald abgebrochen haben‹, äußerte sich einer. Und es hat wahrlich nicht viel gefehlt, so wäre das Wort in Erfüllung gegangen! Es folgten sehr unruhige Zeiten: so ich auf den Asperg kam, war etwas anderes zerstört! Parkettböden

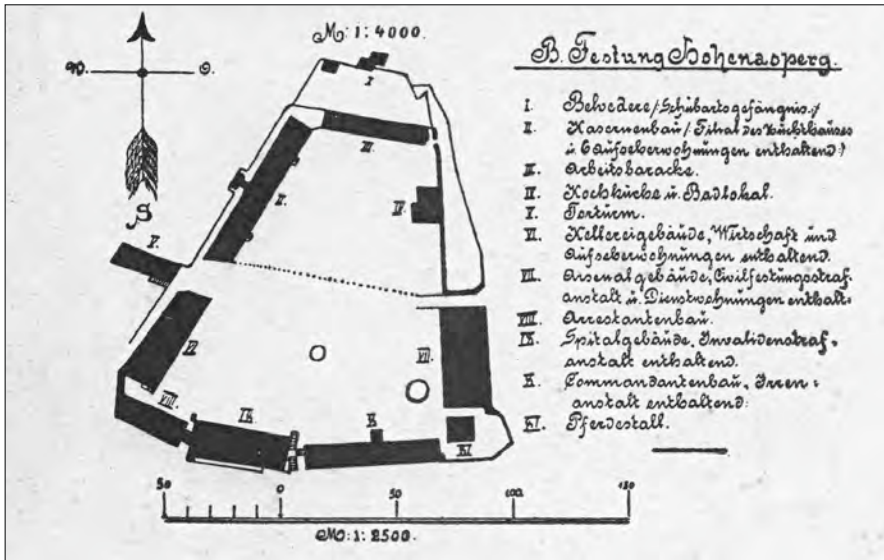


Plan zur Einrichtung einer Irrenabteilung im Kommandantenbau.



Kommandantenbau, um 1880.

wurden »aufgerollt«, Sockelleisten losgerissen, die dicksten Fensterscheiben eingeschlagen; mit blutenden Händen standen sie an den Zellenfenstern und überhäuften uns mit unflätigen Schimpfereien. Die Hauptschlacht aber wurde im Oktober 1905 geliefert: in der Wachabteilung hatten sich zwei Gefangene verbarrikadiert; sie zerrümmerten die Fenster samt den Rahmen, rissen den Boden auf und drohten mit



Lageplan, um 1910.

den Trümmern bewaffnet, jeden zu erschlagen, der hereinkomme. Ein Aufseher wurde am Kopf nicht unerheblich verwundet, und nur mit großer Mühe und Anstrengung gelang es, die Tobenden zu überwältigen, ohne daß ein größeres Unglück geschehen war! Nun mußte zu einer umfassenden Reparatur, ja zu einem eigentlichen Umbau der Abteilung geschritten werden. Die gefährlichsten Elemente wurden in die Hauptanstalt Ludwigsburg zurückversetzt und die Zulieferung neuer Kranker eingestellt.«⁸¹

Die Neueinrichtung beschrieb 1912 der prominente Psychiater und Kriminologe Gustav Aschaffenburg, der im Rahmen einer Studienreise den Hohenasperg besichtigt hatte: »Der durch Umbau seinen Zwecken angepaßte Bau für die geisteskranken Verbrecher enthält im Unterstock eine Wachabteilung mit fünf bis sechs Betten, einen etwas kleineren Tagesraum, Wärterzimmer, Bad und zwölf Einzelzellen, darunter eine besonders feste als Tobzelle. Im Obergeschoß sind drei Schlafsäle, mit elf, neun und elf Betten, zwei größere Arbeitssäle, während der Korridor als Tagraum benutzt wird. Im Ganzen können 36 Kranke untergebracht werden. Ein Spazierhof mit wundervoller Aussicht steht den Kranken zur Verfügung.«⁸²

Das Pflegepersonal bestand 1912 aus einem Oberaufseher, zwei Abteilungsaufsehern und sechs Wärtern. »Alle tragen einen Gummistab, um sich gegen schwere Angriffe wehren zu können. Der einzige bisherige Erfolg war die Verurteilung eines

Aufsehers wegen Körperverletzung im Amt, weil er, ohne angegriffen zu sein, einen Kranken mit dem Gummistab mißhandelt hatte. Die nächtliche Überwachung geschieht durch einen monatlich wechselnden Wärter; die andren Wärter sind leicht zu erreichen.«⁸³

Kranke aus den Anstalten Ludwigsburg und Hohenasperg konnten vom leitenden Arzt der Irrenabteilung sofort aufgenommen werden; über Kranke aus anderen Strafanstalten entschied das Strafanstaltskollegium.

Die Insassen mussten nicht arbeiten. »Da alle Arbeiten ausgeschlossen sind, zu denen die Kranken gefährliche Werkzeuge wie Messer und Scheren bedürfen, bleibt nur Tütenkleben, an dem sich etwa zwei Fünftel der Kranken beteiligen. Auch landwirtschaftliche Arbeiten im Freien werden wegen der Fluchtgefahr und sonstiger Gefährlichkeit für ausgeschlossen erachtet.«⁸⁴

Nach Ablauf der Strafzeit kam in die zuständige Irrenanstalt, wer als nicht geheilt galt⁸⁵; in zweifelhaften Fällen erfolgte eine Verlegung in die Invalidenabteilung, sonst zurück in den Strafvollzug.⁸⁶ In den ersten drei Jahren (1905/08) sind von 59 Kranken 18 ungeheilt in die Landesirrenanstalt eingewiesen worden, zwei wurden in die Heimat entlassen, einer war gestorben, 26 kamen zurück in den Strafvollzug und zwölf in die Invalidenabteilung.⁸⁷

Bis 1914 lag die Zahl der Gefangenen in der Irrenabteilung meist um die 23; es handelte sich ausschließlich um männliche Gefangene. Todesfälle meldeten die »Ärztlichen Jahresberichte der Staatsirrenanstalten« keine für den Hohenasperg in diesem Zeitraum.

Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde am 13. August 1914 auch die Irrenabteilung geschlossen. Die zehn Patienten wurden nach Winnenden verlegt.⁸⁸ Zu ihnen gehörte auch der Zuchthausgefangene Nr. 577, Krumm, über den Autenrieth festhielt: »ein grauer Mann, von religiösem Wahnsinn verfallen, trägt den ganzen Tag die Bibel umher und liest darin, geht nicht in Hof, mußte öfters dazu gezwungen werden.«⁸⁹

Im April 1920 wurde die Irrenabteilung wieder eröffnet. Ihr Ende deutete sich im Frühjahr 1934 an, als Dr. Staiger vom Anstaltsleiter Dr. Weißenrieder die Anfrage erhielt, »ob und wie viele von den Irrenwärtern entlassen werden können«. Denn der Stand der Irrenabteilung sei »so weit gesunken, daß wir ernstlich erwägen müssen, ob die Irrenabteilung zur Dauerverwahrung von Geisteskranken noch aufrechtzuerhalten ist.«⁹⁰ Dr. Staiger musste zugeben, dass »bei 13 Kranken 6 Wärter sehr viel sind«. Er versuchte dagegen zu argumentieren, dass »die Zahl der Geisteskranken jederzeit wieder zunehmen kann.«⁹¹



Einzelzelle der Irrenabteilung, um 1930.

Das endgültige Aus für die Irrenabteilung auf dem Hohenasperg kam im folgenden Jahr. Die neue Dienst- und Vollzugsordnung in Württemberg bestimmte in § 99: »(1) Männliche Gefangene, die während des Strafvollzugs geisteskrank geworden sind oder deren Geisteszustand zweifelhaft erscheint, sind in die psychiatrische Gefangenenanstalt in Bruchsal zu verbringen. [...] (3) Wird ein zur Beobachtung oder endgültig in die psychiatrische Anstalt in Bruchsal aufgenommener Gefangener für geistig gesund erklärt, so wird er in die einliefernde Anstalt oder in geeigneten Fällen probeweise oder endgültig in die Invalidenabteilung der Zweiganstalt auf Hohenasperg versetzt. (4) Die Aufhebung der Irrenabteilung, die an sich schon zum 1.10.1935 möglich wäre, erfolgt auf 31. Dezember 1935 in der Annahme, dass der leitende Arzt der Irrenabteilung bis Ende des Jahres im Amte verbleibt. Sollte der Arzt schon vorher aus dem Dienst ausscheiden, behalte ich mir vor, den Zeitpunkt der Auflösung vorzuverlegen.«⁹²

In Bruchsal bestand die dortige psychiatrische Abteilung Seilersbahn aber auch nur noch wenige Jahre. 1939 übernahm die Wehrmacht die Strafanstalten Huttenstraße, zu der auch die Abteilung Seilersbahn gehörte, als Militärgefängnis. Die akuten Fälle wurden nach Straubing verlegt, die übrigen Patienten in ihre Stammanstalten.⁹³ Straubing war bestimmt zur »Aufnahme von Zuchthaus- und Gefängnisgefangenen aus Süddeutschland, die infolge krankhafter Veranlagung oder psychischer Störungen nicht mehr im normalen Strafvollzug gehalten werden können oder auf ihren Geisteszustand beobachtet werden müssen.«⁹⁴

Die Räume der ehemaligen Irrenabteilung auf dem Hohenasperg füllten sich nun – wie schon erwähnt – mit tuberkulosekranken Gefangenen.

Die Tuberkuloseabteilung (1906–1945)

Schon unter den zeitgenössischen Fachleuten herrschte allgemeiner Konsens, dass Tuberkulose die wichtigste Gefangenenkrankheit sei, ja dass Tuberkulose geradezu die »Gefängniskrankheit« schlechthin sei.⁹⁵ Medizinalrat Leppmann (Moabit) drückte dies bei der Versammlung des »Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten e.V.« in Dresden 1905 drastisch aus: »Es gibt in den Strafanstalten zwei Krankheiten, die Psychose und die Tuberkulose, alles übrige ist nebensächlich.«⁹⁶

Die Ursachen der Tuberkulose blieben lange unbekannt. Im 18. Jahrhundert wurde die Krankheit vom Ludwigsburger Gefängnispfarrer Beckh in seiner Predigt moralisch-theologisch hergeleitet: »Ihr gesund gewesenen Kranke und ihr krank gewesenen Gesunde! Durch Sünden zoget ihr euch selbst manche Plage an den Hals. Ihr erzürnet euch erbärmlich und zoget euch die Plage der Gichter oder einer hitzigen Krankheit zu; ihr frasset euch voll und frasset euch die Plage des kalten Fiebers, ihr sauftet euch voll und sauftet euch die Plage der Wassersucht oder Schwindsucht, ihr hurtet euch fast zu tot und hurtet euch die Plage der Dörrsucht und Auszehrung, ihr waret voll Neides und zoget euch die Plage der Gelbsucht an den Hals.«⁹⁷

Die Tuberkulose war in den Gefängnissen weit mehr verbreitet als in der Gesamtbevölkerung: Von 1000 Todesfällen wurden im 19. Jahrhundert in der freien Bevölkerung 100 bis 200 von der Tuberkulose verursacht, in den Gefängnissen waren es 400 Fälle. Bei Gefangenen war bei jedem dritten Toten Tuberkulose die Todesursache, in der freien Bevölkerung war es einer von sechs bis acht.⁹⁸

Im Ludwigsburger Gefängnis war die Zahl der Todesfälle an Tuberkulose besonders groß in den Jahren 1839 bis 1850. Im Berichtsjahr 1848/49 waren unter 51 Todesfällen

allein 38 Tuberkulöse.⁹⁹ Das hing mit der völlig unzureichenden Isolierung zusammen. Am 31. Dezember 1879 waren 25 Gefangene im Krankenrevier, davon fünf wegen Tuberkulose (Phthisis, Tuberculosis). Die Tb-Kranken waren aber nicht in einem Raum konzentriert, sondern über sämtliche Krankenzimmer (Nr. 12, 13, 14, 15) des Spitals verteilt.¹⁰⁰ Zehn Jahre später konnte Zuchthausdirektor Sichart konstatieren: »Erhöht hat sich die Sterblichkeit in Folge von Lungenschwindsucht in den letzten drei Jahren nur in der Altersklasse von 51 bis 60 Jahren; bei allen übrigen Altersklassen ist eine wesentliche Besserung und zwar um 9,4 % eingetreten, indem auf 1000 Einlieferungen 1872/84 19,6 und 1884/87 10,2 in Folge von Lungenschwindsucht entfallen sind.«¹⁰¹

In den württembergischen Gefängnissen blieb es zunächst bei allgemeinen Vorkehrungen, um die Krankheit einzudämmen. Ein Erlass vom 27. Januar 1892 legte fest: »In den höheren gerichtlichen Strafanstalten, in den amtsgerichtlichen Gefängnissen und in dem Untersuchungsgefängnis des Landgerichts Heilbronn sind zur Verhütung der Tuberkulose nachstehende Maßregeln zu treffen:

1.) In allen Gefangenenräumen, einschließlich der Arbeitslokale und der nur zum Aufenthalt bei Nacht bestimmten Räumlichkeiten, sind genügend zahlreiche Spucknapfe aufzustellen. Diese Spucknapfe sollen eine flache Schicht Wasser enthalten und in angemessenen Zwischenräumen, wenn tunlich jeden Tag unter Nachspülen mit heißem Wasser, in die Aborte entleert werden. Da, wo derzeit keine Wasserspucknapfe, sondern nur mit Sand gefüllte Spucknapfe vorhanden sind, muss der Sand stets feucht gehalten werden. Bei Ersatz bzw. bei Ergänzung des vorhandenen, aber nicht ausreichenden Bestands an Spucknapfen dürfen nur Wasserspucknapfe angeschafft werden. Nach Verfluss von vier Jahren sollen in den Gefängnissen nur noch Wasserspucknapfe zur Verwendung kommen.

2.) Die Gefangenen sind zur Benützung der Spucknapfe und zur Reinhaltung der Räumlichkeiten von jedem Auswurf strenge anzuleiten. Gefangene, welche an Lungentuberkulose leiden, sind in diesem Betracht besonders zu überwachen. Wo solches angängig ist, sind tuberkulöse Gefangene abgesondert von den übrigen Gefangenen zu verwahren.

3.) Zellen, in welchen an Tuberkulose erkrankte Gefangene längere Zeit hindurch untergebracht waren, sind vor einer neuen Belegung zu desinfizieren oder wenigstens einer gründlichen Reinigung an Boden und Wänden zu unterwerfen. Zum Zweck der Desinfektion sind Wände und Decke frisch zu weißen und die Böden mit heißem Seifenwasser zu scheuern. In den größeren Gefängnissen, in welchen die Verwahrung an Tuberkulose erkrankter Gefangener häufiger vorkommt, wird sich übrigens je nach Beschaffenheit der zur Verfügung stehenden Räume empfehlen, Wände und Decke in einem oder mehreren Haftlokalen, welche zur Aufnahme an Tuberkulose erkrankter Gefangener sich eignen, mit einem abwaschbaren Ölfarbenanstrich zu versehen, wodurch die Reinigung und Desinfektion erleichtert und das allzu häufige Weißen der Wände und Decken vermieden wird.

Die von tuberkulösen Gefangenen benützte Wäsche ist gründlich auszukochen; Kleider und Betten sind da, wo ein Desinfektionsdampfapparat vorhanden ist, in demselben zu desinfizieren.

4.) Die Reinigung aller Gefängnisräume hat tunlichst auf nassem Wege zu geschehen.

5.) Das ärztliche Personal der höheren Strafanstalten sowie die Gerichtsärzte sind auf diese Vorschriften besonders hinzuweisen und es wird denselben zur Pflicht gemacht, die Durchführung derselben stets im Auge zu behalten.«¹⁰²

Auch in die Ausbildung der Aufseher flossen die neuen medizinischen Erkenntnisse ein. Spitalverwalter Seebold fasste 1930 für die sogenannten Wachtmeisterkurse prägnant zusammen: »Die wichtigste Krankheit in den Strafanstalten ist wie auch in der Freiheit die Tuberkulose. Ursache der Tuberkulose ist der Tuberkelbazillus. Ohne Tuberkelbazillus keine Tuberkulose. Es gibt Lungen-, Knochen-, Drüsen- und Hauttuberkulose, weitaus am häufigsten ist Lungentuberkulose. Übertragen wird die Tuberkulose durch Einatmung von Tuberkelbazillen, die im Auswurf Tuberkulöser enthalten sind und mit dem Husten ausgestoßen werden. Tuberkulose ist eine Infektionskrankheit, d. h. sie wird von Mensch zu Mensch übertragen. Anfangersymptome der Tuberkulose: Mattigkeit, rasche Ermüdbarkeit, blasse Gesichtsfarbe, Stechen auf der Brust, im Rücken, Husten, anfangs ohne, später mit Auswurf, Fieber, Gewichtsabnahme. Die Tuberkulose ist im Beginn heilbar, in späteren Stadien sind die Aussichten ungünstig. Die besten und sichersten Mittel gegen die Tuberkulose sind: Luft, Licht, kräftige Ernährung, Ruhe. Sicherster Schutz vor Ansteckung ist Vermeidung von Tuberkulosekranken. Praktisch unmöglich. Großer Fortschritt ist erzielt durch Entfernung der Tuberkulösen aus den Strafanstalten und Sammeln in der Tb-Abteilung auf Hohenasperg. Die Haft begünstigt die Tuberkuloseerkrankung.«¹⁰³

Bereits 1904 deutete sich die Gründung einer eigenen Abteilung für tuberkulosekranke Gefangene an. Auf der Versammlung des »Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten e.V.« in Dresden 1905 führte der Berliner Medizinalrat Friedrich Leppmann (1872–1952) aus: »Ich entsinne mich, wir waren im vorigen Jahre auf dem Hohenasperg in Württemberg. Soviel mir bekannt ist, werden auch körperlich Kranke dort hinaufgetan, neben den psychisch Erkrankten. Der Hohenasperg ist zu einer, wir wollen es nicht Sanatorienbehandlung nennen, sondern zu einer Krankenanstaltsbehandlung Tuberkulöser wie geschaffen.«¹⁰⁴

Über das Jahr der Eröffnung der Tuberkuloseabteilung gibt es widersprüchliche Angaben. So unterschiedliche Quellen wie Strafanstaltskommissar Johannes Autenrieth¹⁰⁵ oder das Staatsarchiv Ludwigsburg¹⁰⁶ geben das Jahr 1908 an. Dagegen stehen die zeitgenössischen Quellen. Im Amtsblatt des Justizministeriums wurde eine Verfügung des Justizministeriums vom 21. September 1906 »betreffend die Tuberkulösen-Abteilung für Strafgefangene auf Hohenasperg« publiziert, in der die Abteilung ausdrücklich als schon »bestehend« bezeichnet wurde.¹⁰⁷ Und Direktor Schwandner schrieb 1911: »Im Jahre 1906 wurde in der Filiale von Ludwigsburg in Hohenasperg, woselbst sich noch Sonderabteilungen für körperlich und geistig invalide und für geisteskranke Strafgefangene befinden, eine Sonder-Abteilung für tuberkulöse Gefangene errichtet, in der alle Gefangenen, bei denen Tuberkulose ärztlich festgestellt ist, aus sämtlichen Strafanstalten des Landes eingeliefert werden können. Die Abteilung besteht aus je einem geräumigen Arbeitssaal für Zuchthaus- und Gefängnis-Gefangene, je mit daneben befindlichen geräumigem heizbarem Schlafsaal und einem nach Süden gelegenen besonderen Krankenzimmer für bettlägerige Tuberkulose.«¹⁰⁸

Im Gegensatz zur Invaliden- und Irrenabteilung ist kein besonderes Gebäude für Tb-Kranke auf den Plänen eingezeichnet. »In den folgenden Jahren 1906 bis 1908 wurden weitere luftige und sonnige Räume der hochgelegenen Festung zur Aufnahme aller an Tuberkulose leidenden männlichen Strafgefangenen eingerichtet.«¹⁰⁹ 1908 war bereits eine Vergrößerung der Tuberkuloseabteilung geplant.¹¹⁰ Im Filialbau/Kaserne (heute: Bau 1) »waren Zellen für die Unterbringung von tuberkulose-kranken Häftlingen eingerichtet worden.«¹¹¹ Dort befanden sich auch die Arbeitsräume der Tb-Kranken.¹¹²

Im Jahre 1935 sind die Justizverwaltungen der Länder zu Reichsbehörden umgewandelt worden und neue Pläne aus Berlin erforderten eine weitere Ausdehnung. Bereits 1938 übernahm Hohenasperg eine zentrale und überregionale Position. In einem Schreiben an den Generalstaatsanwalt in Stuttgart vom 30. September 1938 bestimmte der Reichsjustizminister: »Im Zuchthaus Ludwigsburg – Zweiganstalt Hohenasperg – und beim Krankenhaus des Strafgefängnisses Mannheim sind Tuberkuloseabteilungen



Kaserne (heute: Bau 1), um 1930.

eingerrichtet, die zur Aufnahme von männlichen Strafgefangenen dienen, welche nachweislich an aktiver Tuberkulose leiden und besonderer ärztlicher Behandlung und einer besonderen, ihrer Krankheit entsprechenden Pflege bedürfen. Die Tuberkuloseabteilung auf Hohenasperg nimmt künftig kranke Gefangene der bezeichneten Art aus den Oberlandesgerichten Bamberg, München, Nürnberg, Stuttgart, ferner männliche Zuchthausgefangene aus dem Oberlandesgerichtsbezirk Darmstadt auf; die Tuberkuloseabteilung beim Strafgefängnis in Mannheim nimmt künftig kranke Gefangene der bezeichneten Art aus den Oberlandesgerichtsbezirken Karlsruhe, Zweibrücken, ferner männliche Gefängnisgefangene aus dem Oberlandesgerichtsbezirk Darmstadt auf.«¹¹³

In einem weiteren Schritt wurde 1941 der Hohenasperg nicht mehr nur für Süddeutschland, sondern für große Teile des Reichsgebiets bestimmt. Am 9. September 1941 fand hierzu im Rathaus in Asperg ein Treffen statt, an dem unter anderem der Bürgermeister, der Landrat, der Vorstand des Zuchthauses in Ludwigsburg und ein Vertreter des Reichsjustizministeriums teilnahmen. Ministerialrat Müller aus Berlin gab den Standpunkt des Ministeriums wie folgt zu Protokoll: »Im Interesse

des Strafvollzugs sei notwendig, die schwerlungenkranken Strafgefangenen zusammenzufassen und dafür sei der Hohenasperg am ehesten geeignet, weil hier der Arzt (Dr. Schwab) vorhanden sei, auch die Einrichtung und die Apparate wie Röntgenapparat und dergl. Schon bisher werden Tb-Strafgefangene auf Hohenasperg verwahrt, z. Zt. bereits etwa 90. Es handle sich darum, für weitere solche Gefangene die Unterbringungsmöglichkeit zu schaffen. Dafür sollen mit einem Aufwand von 105 000 RM fugenlose Böden, einige Bäder eingebaut und einige Wände eingezogen werden. Äußerlich werde an den Gebäuden nichts verändert. [...] Außer Hohenasperg komme nur noch die Strafanstalt in Glatz in Frage, letztere sei aber weniger geeignet. Für die Reichsjustizverwaltung bestehe keine andere Möglichkeit und so müsse Hohenasperg in dieser Weise ausgestattet und belegt werden. Diese Maßnahme sei zunächst nur über den Krieg gedacht, die Kriminalität sei während des Krieges größer und durch die geringere Kost erhöhe sich die Zahl der Lungenkranken.« Die anderen Teilnehmer der Besprechung bezweifelten aber den vorübergehenden Charakter dieser Maßnahme und brachten als Alternative statt des Hohenaspergs die Landesfürsorgeanstalt Markgröningen ins Gespräch.¹¹⁴

Die Einrichtung einer großen Tuberkuloseabteilung auf dem Hohenasperg provozierte Widerspruch. Der Bürgermeister von Asperg hielt in einer Aktennotiz fest: »Hohenasperg soll als Strafanstalt ausgebaut werden für die Unterbringung von ca. 200 Lungenkranken. Am 18. August mit dem Vorstand Oberregierungsrat Klaus in Ludwigsburg besprochen. Er selbst sei dagegen und auch der Generalstaatsanwalt in Stuttgart habe sich energisch dagegen ausgesprochen. Erst in den letzten Tagen sei ein Vertreter von Berlin anwesend gewesen, aber alle Einwendungen haben nichts genützt. Das Justizministerium in Berlin erkläre, es bestehe keine andere Möglichkeit. Erfahrungsgemäß sei die Tuberkulose nach einem Krieg häufiger und deshalb schon sei die Maßnahme notwendig.«¹¹⁵

In der Gemeinderatssitzung vom 18. August 1941 verkündete der Bürgermeister die schlechten Nachrichten. Im Protokoll heißt es: »Das Reichsjustizministerium in Berlin beabsichtigt, die Zweigstrafanstalt Hohenasperg umzugestalten und auszubauen für die Unterbringung von 200 schwerlungenkranken Strafgefangenen im dritten Stadium der Erkrankung. Es sind dies Kranke mit weit vorgeschrittener Tuberkulose, bei denen mit einer Heilung in den meisten Fällen nicht mehr zu rechnen ist. Sie kämen aus den übrigen Strafanstalten des ganzen Reichs alle hierher, wo sie, soweit sie ihre Strafzeit nicht überdauern, absterben würden. Der Bürgermeister bringt diese Angelegenheit heute zur Sprache. Dabei kommt zum Ausdruck, welche große Nachteile daraus in jeder Hinsicht für die Stadt erwachsen. Mit Entrüstung wird von diesem Vorhaben Kenntnis genommen. Man sagt sich, warum soll der Asperg, diese uralte, historische Stätte auf diese Weise entehrt und entwürdigt werden. Im deutschen Reich gibt es doch andere Gegenden und Plätze, wo eine solche Einrichtung ohne Nachteil und ohne Ärger für die Allgemeinheit untergebracht werden kann. Die Stadt Asperg und mit ihr ganz Württemberg müssen sich gegen eine solche lästige, in gesundheitlicher Beziehung überaus gefährlichen Einrichtung in der bevölkertersten Gegend, in der Nähe der Großstadt und dazu noch an dieser altherwürdigen, historischen Stätte entschieden wehren. Der Fremdenverkehr auf Hohenasperg würde ganz unterbunden, denn niemand hätte mehr Lust, auf den Berg in die Nähe der schwerlungenkranken Insassen zu kommen. Zwar waren schon immer lungenkranke Strafgefangene auf Hohenasperg, aber doch nur in ganz beschränkter Zahl. Man war sich darin einig, dass sofort energische Schritte dagegen und die verschiedenen Behörden dafür

gewonnen werden müssen. Der Ortsgruppenführer der NSDAP sagt, dass sich die Kreisleitung bereits um die Sache angenommen habe; es müsse alles geschehen, um dieses Vorhaben rückgängig zu machen.« Als treibende Kraft zur Erweiterung der Tuberkuloseabteilung wurde allgemein Medizinalrat Dr. Schwab angesehen.

Auch sah man eine Gefahr für die Bediensteten der Filialstrafanstalt: »Die Dienstwohnungen und die Gefangenenunterkünfte sind auf Hohenasperg sehr dicht beieinander, was für die Beamten und ihre Angehörigen, besonders ihre Kinder, eine ernste Gefahr bedeutet. [...] In kurzer Zeit erkrankten zwei Wachtmeister an Tbc.«¹¹⁶ Um die Ansteckungsgefahr für die Beamten zu reduzieren, wurde von den Beamtenwohnungen »ein direkter Zugang über den Wallgraben von Osten her ausgeführt, zur Vermeidung des Zugangs durch den Hof«. ¹¹⁷ Und in den Jahren 1941/42 wurde »ein unterirdischer Gang vom Arsenalbau nach dem äußeren Wall als Ausgang ausgebaut, und der Weg direkt im äußeren Umgehungsweg einmündet, darf aber nur von den Anwohnern des Arsenalbaues benützt werden. Als Abschluss ist eine starke Türe mit sicherem Verschluss angebracht. Durch den Hof darf niemand mehr gehen, selbst die Aufsichtsbeamten müssen über den Wasserturm oder den Ausgang über den Wallgraben benützen.«¹¹⁸

Im Juni 1943 wurde berichtet: »Ein kleiner Festungsflügel, belegt mit etwa 80 Kranken, ist in Betrieb. Ihm gegenüber ist ein weiterer Flügel, der etwa 200 Gefangene aufzunehmen imstande ist, im Aufbau begriffen. Vor diesem Flügel ist eine Baracke bereits fertiggestellt. [...] Es kann hierbei nicht davon gesprochen werden, dass Liegehallen errichtet werden. Eine einzige Liegehalle für etwa 20 Mann bestand schon seit fast zwei Jahren.«¹¹⁹

Im Juli 1944 stieg die Zahl der Insassen der Tb-Abteilung von 119 auf 165. Im August war sie mit 171 Kranken weitgehend konstant. Am 19. September kamen dann mit einem Schlag 125 (Untersuchungs-) Gefangene, dadurch war Ende September ein Stand von 289 erreicht.¹²⁰

Über diese Zeit heißt es später: »Im Herbst 1944 wurde das Untersuchungsgefängnis Stuttgart bei einem Fliegerangriff so stark beschädigt, dass die Gefangenen evakuiert werden mussten. Etwa 150 Untersuchungsgefangene wurden unvorsehen auf den Hohenasperg verlegt. Die Zweiganstalt Hohenasperg konnte zu diesem Zeitpunkt normal nur etwa 180 bis 200 Gefangene aufnehmen, da der Bau I zur Vergrößerung der Tb-Abteilung umgebaut wurde. Tatsächlich war aber die Zweiganstalt Hohenasperg damals mit etwa 60 bis 80 Tb-Gefangenen, ferner 100 kriminellen Gefangenen (für Hauswirtschaft und Bauarbeiten) sowie etwa 350 litauischen Gefangenen belegt. Im Mai waren bei der Evakuierung von Kowno plötzlich 450 litauische Gefangene auf den Hohenasperg eingeliefert worden, von denen etwa 100 an das Landesgefängnis Rottenburg überstellt wurden. Bei der Überstellung der ausgebombten 150 Stuttgarter Untersuchungsgefangenen war also der Asperg mit ca. 530 Gefangenen, die im Bau II und III notdürftig untergebracht waren, schon stark überlegt. Um die Stuttgarter Untersuchungsgefangenen überhaupt unterbringen zu können, musste der im Umbau begriffene Bau I belegt werden. Die Unterbringung konnte nur behelfsmäßig sein.«¹²¹

Im Oktober gab es einen Rückgang bis Ende des Monats auf 252, im November einen weiteren Rückgang auf 221. Im Dezember verschwand eine Gruppe (4. Spalte) komplett aus der Übersicht; die Belegung der Tb-Station war daher nur noch 132 am Anfang und 143 am Ende des Monats. Im Januar 1945 blieb die Zahl konstant bis minimal rückläufig (143 auf 138), im Februar gab es einen leichten Anstieg (135 zu 149), im März einen minimalen Rückgang (150 auf 146). Für den April 1945 existiert kein Eintrag mehr.¹²²

Die Zustände wurden kontrovers eingeschätzt. Aus der Sicht der (politischen) Gefangenen sagten Paul Zibell und zwei andere Zeugen 1946 aus: »Dr. Klaus hat ganz besonders die Tb-Abteilung in jeder Weise benachteiligt, weil er auf dem Standpunkt stand, dass die dort befindlichen Kranken keine produktive Arbeit leisten. Die vom Gesundheitsamt bewilligten Tb-Zulagen sind nicht in voller Höhe angewiesen worden. Ihr Verbleib konnte damals nicht festgestellt werden. [...] Der auf der Tb-Abteilung im Büro tätige Gef. Karl Haist, der von all diesen Dingen genaue Kenntnis besaß, wurde im April des Jahres 1943 aus geringfügigem Anlass in das Lager Mauthausen abgeschoben, wo er kurz nach seiner Einlieferung verstarb.«¹²³

Wilhelm Schliffer: »Ich befand mich von März 1941 bis Juli 1942 als politischer Häftling auf der Tb-Abteilung der Strafanstalt Hohenasperg (Ludwigsburg). Dort war Klaus der von allen Häftlingen am meisten gehasste Beamte. Fast jede Woche kam derselbe von Ludwigsburg nach Hohenasperg zum Strafrapport. Oft kam er auch in die Tb-Abteilung und er machte sich ein Vergnügen daraus, schwerkranken Häftlingen wegen angeblichen Verstößen gegen die Hausordnung die strengsten Arreststrafen zu verhängen. Ich selbst wurde, nachdem ich kaum acht Tage auf dieser Abteilung war, ohne jede Schuld, von Klaus zu drei Tagen strengem Arrest verurteilt. Die Folge war, dass ich nach deren Verbüßung schwer erkrankte und eine offene Tuberkulose festgestellt wurde. Trotzdem wurde ich vier Monate später noch einmal von Klaus zu drei Tagen strengem Arrest verurteilt. Klaus verhängte, wenn es sich um politische Häftlinge handelte, stets strengen Arrest bis zu 21 Tagen. Mehrere Häftlinge sind damals infolge der unmenschlichen Zustände im Arrest später gestorben.«¹²⁴

Die harte Haltung des Zuchthausdirektors zeigt sich im Fall Wolf (Mai 1944). In einem Schreiben, das »sämtlichen Beamten der Zweiganstalt Hohenasperg, insbesondere den Beamten der Tb-Abteilung und auszugsweise den tuberkulosekranken Gefangenen zur Kenntnis zu bringen« war, hielt Klaus fest:

»Am Freitag, den 19 ds. Mts., wurde mir gemeldet, dass die Stube 28 im II. Bau der Tb-Abteilung Hohenasperg die zugewiesenen Butterrationen durch den Zuchthausgefangenen Wolf Nr. 146/42 dem Oberwachtmeister Haen zurückgegeben hat mit dem Bemerkten, diese Butterportionen seien unzureichend und unrichtig verteilt. Weiter hat sich ergeben, dass sich der Gefangene Heimöller Nr. 216/43 zum Wortführer der übrigen Gefangenen gemacht hat und in frecher Weise sich über die Art der Verteilung der Fettportionen, die er als teilweise zu gering bezeichnete, geäußert hat. Das Verhalten der Gefangenen Heimöller, Wolf und der ganzen Stube 28 grenzt an Meuterei. Ich habe den Gefangenen Heimöller mit 14 Tagen und den Gefangenen Wolf mit 7 Tagen Dunkelarrest bestraft, außerdem unter entsprechender Verwarnung der Stube 28 die Fettzulage auf die Dauer von 14 Tagen gesperrt und am Sonntag, 21.5.1944, das Mittagessen entzogen. Wenn in einer Abteilung ein solcher Vorgang sich abspielt, dann ist dies ein besonderes Zeichen, dass die Disziplin nicht in Ordnung ist und insgesamt die Aufsichtsbeamten nicht über die nötige Autorität verfügen, denn wäre dies der Fall, dann würden die Gefangenen sich niemals eine derartige unerhörte Frechheit herausnehmen.

Das mindeste, was von Gefangenen in der Tb-Abteilung verlangt werden kann, ist, dass sie sich in die Ordnung fügen, aus Dankbarkeit, dass sie, obwohl Strafgefangene, vom Staate in vorbildlicher Weise gesundheitlich betreut werden. Diesen Gefangenen ist offenbar nicht zum Bewusstsein gekommen, dass sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen zur Förderung ihrer Gesundheit in erstaunlicher Weise Nahrungsmittel zuteilt erhalten. Gefangene der Tb-Abteilung, die sich nicht an die Ordnung halten

können, sind der Behandlung nicht würdig. Ich werde nicht zögern, künftig hieraus die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Derartige Gefangene sind, soweit irgend möglich, an ihre Stammanstalt zurückzusetzen, um die wenigen Plätze den würdigen Gefangenen vorzubehalten.

Ich bemerke weiterhin, dass niemals den Gefangenen ein Urteil darüber zusteht, ob ausgeteilte Portionen von der Verwaltung richtig ausgegeben sind oder nicht. Dies zu beurteilen, ist lediglich Sache der zuständigen Beamten. Glaubt ein einzelner Gefangener, dass ihm aus Versehen oder zu Unrecht seine zustehende Portion vorenthalten wurde, so bleibt das Recht der Beschwerde unbenommen, denn niemals kann es geduldet werden, dass, wie in vorliegendem Falle, eine Gemeinschaft der Gefangenen Beschwerde zu erheben sucht.

Die Insassen der Tb-Abteilung sind in erster Linie Straf- bzw. Untersuchungsgefangene. In erster Linie stehen, wie ich wiederholt schon betont habe, die Interessen des Strafvollzugs. Erst dann kommen die gesundheitlichen Belange der Gefangenen in Betracht. Wenn sich ein Gefangener gegen die Ordnung und Disziplin vergeht, so muss er bestraft werden ohne jede Rücksicht auf sein gesundheitliches Befinden.«¹²⁵

Im Spruchkammerverfahren gegen Zuchthausdirektor Klaus sah dieser sich eher als Opfer denn als Täter. Die folgenden Auszüge aus den Niederschriften mögen dies belegen: »Ein an den Reichspropagandaminister Dr. Goebbels gerichteter anonymer Brief brachte den Stein ins Rollen. Der Reichsminister Thierack erschien im Mai 1943 persönlich auf dem Hohenasperg und tobte. Er warf dem Betr. vor, dass er einen viel zu großen Aufwand für die Betreuung der kranken Gefangenen betreibe, wie dieser anonyme Brief behauptet hatte. Die Verpflegung war ihm zu gut, der Aufwand an Decken, Wäsche und die Einrichtung der Röntgenabteilung für eine Gefangenenanstalt zu luxuriös. Als skandalös bezeichnete er es, dass der Betr. inländische und ausländische Gefangene zusammen unterbringen und gleichmäßig versorgen lasse. Diese vernichtende Kritik über seine Amtsführung sprach er dem Betr. in Gegenwart seiner Beamten aus. Er erhob gegen ihn noch besonders den Vorwurf der Würdelosigkeit und des Mangels an Nationalgefühl. Er erteilte ihm den Befehl, sofort die ausländischen von den inländischen Gefangenen abzusondern und einer Sonderbehandlung zuzuführen. Diese Trennung nach Nationalitäten musste durchgeführt werden, weil sie, wie angekündigt, in der Folge durch überraschende Revisionen nachgeprüft wurde. Die Anordnung auf Herabsetzung der Verpflegungssätze hat der Betr. nicht befolgt, sondern sabotiert. (Zeugen: Amtmann Bolz, Oberverwalter Siegwarth, Verwalter Söll.)«

»Bis zum Umsturz waren die Verpflegungssätze für alle Gefangenen, ausländische, politische und kriminelle, dieselben. Die Behauptungen über die Fesselung in der Tb-Abteilung sind unrichtig bis auf einen Fall der Aufreizung zur Meuterei. Dass Gefangene in der Tb-Abteilung an Disziplinarbestrafungen gestorben seien, ist nicht zutreffend und beruht ausschließlich auf Behauptungen des Belastungszeugen Zander. Dem Betr. und seinen Beamten ist hievon nichts bekannt geworden. (Zeugen: Oberverwalter Siegwarth, Verwalter Söll.)«

»Nicht unbeachtet darf bleiben, dass in der Tb-Abteilung sich sehr gefährliche Gefangene befanden. So wurde der Gefangene Zadrazilt der Tb-Abteilung am selben Tage wie der Gefangene Wössner zum Tode verurteilt, weil er auf einem Transport einen Beamten überfallen und schwer verletzt hatte. In der Tb-Abteilung hatten sich auch mehrere Gefangene zusammengeschlossen, um den harmlosen, alten und körperlich schwachen Hilfswachtmeister Sauer zu überfallen. Der Überfall wurde rechtzeitig entdeckt und verhindert. (Zeugen: Oberverwalter Siegwarth, Verwalter Söll, Wachtmeister a.D. Sauer)«

»Nicht wahr ist, dass zwei Gefangene der Tb-Abteilung um deswillen Arrest erhielten und gefesselt wurden, weil sie sich über das Essen beschwert hatten. Sofern es wahr ist, dass Neumüller mit Arrest und Fesselung bestraft wurde, so keinesfalls deshalb, weil er eine Portion Kartoffeln an sich genommen hat. Es mag aber sein, dass Neumüller dies seinen Mitgefangenen als Grund für seine Bestrafung angegeben hat. Daraus ergibt sich aber nicht die Richtigkeit seiner Darstellung.«

»Burkardt wurde wegen Aufreizung zur Meuterei bestraft. Reichle war ein höchst widersetzlicher Gewaltverbrecher, der wegen schwerer mutwilliger Sachbeschädigung gefesselt werden musste. (Zeuge: Verwalter Söll.)«

»Zu den Fällen Neumüller, Burkardt und Reichle wird auf die allgemeinen Ausführungen über die Hausstrafen verwiesen, wonach die Vollstreckung des Arrestes erst auf Grund einer vom Anstaltsarzt zu erteilenden Unbedenklichkeitsbescheinigung erfolgen durfte, weiter der Anstaltsarzt die Durchführung der Vollstreckung noch besonders zu überwachen hatte.«

»Die Zulagen für die Tb-Abteilung wurden voll ausgegeben, die Ausgabe überwacht und kontrolliert. Zur allgemeinen Kontrolle hin hat der Betr. anlässlich der Klagen der Tb-Abteilung über Essenszuteilung noch ein besonderes Kontrollheft eingeführt, das der Oberverwalter Siegwarth zu führen hatte. In diesem Heft wurde unterschriftlich die Ausgabe jeder Zulage nachgewiesen. Der Betr. hat auch an Hand dieses Heftes die Gefangenen gefragt, ob sie diese Zulagen erhalten haben. Die Gefangenen haben sich beim Betr. für die Einführung dieser Maßnahme bedankt.«

Den von Klaus erwähnten anonymen Brief an Goebbels – unterzeichnet mit: »ein Volksgenosse« – gab es tatsächlich. In ihm hieß es: »Seit vier bis fünf Jahren wird nun an den Gebäudeanlagen dieses Berges ununterbrochen gebaut. Es werden Mauern eingerissen und weit mächtigere erstellt, Wohnungen der Beamten verkleinert, Räume verlegt, Liegehallen erstellt, Starkstromleitungen gelegt. [...] Und für wen erfolgt dieser riesige Aufwand? Man höre und staune! Für tuberkulose langfristige Zuchthäusler. Diesen asozialen Elementen erstellt man Liegehallen und sorgt für moderne Bestrahlungsanlagen. Richtet ferner Räume ein, wie sie deutsche Soldaten verdienen, aber keine Zuchthäusler und üble Verbrecher.«¹²⁶

Goebbels leitete die Beschwerde an Reichsjustizminister Thierack weiter. Da dem Justizministerium »ähnliche Beanstandungen« vorlagen, sah sich Thierack veranlasst, Anfang Juni 1943 »persönlich an Ort und Stelle die Angelegenheit nachzuprüfen.«¹²⁷

Den Zusammenhang zwischen dem verschärften Strafvollzug und der Ausbreitung der Tuberkulose in den Gefängnissen – und der daraus folgenden Notwendigkeit einer zentralen Tuberkulosestation auf dem Hohenasperg – sprach Thierack in seinem Antwortschreiben an Goebbels klar aus: »Die Ausnutzung der letzten Arbeitskraft der in der Strafvollstreckung befindlichen Justizgefangenen für die Rüstung und die Einschränkung in der Gefangenenkost haben wesentlich die Tb unter den Gefangenen ansteigen lassen. Da in den einzelnen Strafanstalten keine Heilmöglichkeiten vorgesehen sind und auch die Verhütung der Ansteckung der gesunden Gefangenen zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft unbedingt notwendig ist, kam man auf den Gedanken, für die mit offener Tb behafteten Gefangenen zwei Anstalten im Reich zur Verfügung zu stellen. Für Westdeutschland ist das die Anstalt auf dem Hohen Asperg (ehemalige württembergische Festung). Gleich zu Anfang wurden gegen diesen Gedanken nicht nur von der württembergischen Landesregierung, sondern auch vor allem von den Einwohnern des am Fuße des Hohen Asperg gelegenen Städtchens gleichen Namens Bedenken erhoben. Demgegenüber setzte sich aber die Justizverwaltung durch.«¹²⁸

Der Besuch von Thierack auf dem Hohenasperg hatte aber Konsequenzen für den Strafvollzug dort: »Es werden in Zukunft auf dem Hohen Asperg nur noch deutsche Strafgefangene, die an offener Tb leiden, und zwar von diesen auch nur solche, die nicht als asozial zu bezeichnen sind, untergebracht werden.«¹²⁹

Nicht zuletzt unter dem Druck dieser Ereignisse beobachtete und kritisierte Klaus weitaus schärfer als in der Vergangenheit die mangelhafte Umsetzung des verschärften Strafvollzugs, wie der Fall Delalande zeigt: »Am Mittwoch, den 3.5.1944, wurde vom Anstaltsspital folgende Weisung an den Zellenbau ausgegeben: Die Gefangenen Nr. 380/43 Werle, Nr. 8159 Locherer, Nr.13/44 Delalande sind mit dem nächsten Transport nach dem Hohenasperg zum Röntgen zu verbringen. Zur Charakterisierung dieser Gefangenen ist zu bemerken: Der Gefangene Werle ist mit dem Tode bestraft, die Strafvollstreckung auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Werle ist nach den Weisungen des Oberreichsanwalts soweit möglich in Einzelhaft zu halten.

Der Gefangene Locherer ist wegen Vorbereitung zum Hochverrat bestraft. Ist als übler Hetzer und Kommunist bekannt.

Der Gefangene Delalande¹³⁰ ist mit dem Tode bestraft. Besondere Anordnungen für verschärfte Überwachung, Absonderung von den übrigen Gefangenen wegen besonderer Fluchtgefährlichkeit, sind durch den Herrn Oberreichskriegsanwalt ergangen und sämtlichen zuständigen Beamten ausnahmslos schriftlich, ergänzt durch eingehende mündliche Instruktion durch mich selbst, bekanntgegeben worden.

Die drei genannten Gefangenen wurden ohne jede Vorsichtsmaßnahme, ohne Fesselung, ohne Weisung an die empfangende Tb-Abteilung, ohne Weisung für den Kraftfahrer, am Freitag, den 5.5.1944, mit dem Gefangenenwagen auf den Hohenasperg in Marsch gesetzt. Der Gefangene Delalande, bei dem besondere Vorsicht geboten ist, bei dem ausdrücklich bestimmt ist, dass er keinerlei Verkehr mit der Außenwelt pflegen darf, wurde in der Tb-Abteilung in Gemeinschaftshaft bei den übrigen Franzosen untergebracht. Weiterhin war Delalande für gemeinschaftliche Arbeit in der Mattenmacherei der Tb-Abteilung und auch für eine Liegekur in der Liegehalle bestimmt.«

Klaus tobte und machte Dr. Schwab heftige Vorwürfe: »Wenn auch den verantwortlichen Beamten des Zellenbaus die Schuld trifft, dass dieser Gefangene überhaupt herausgegeben wurde, so tragen doch andererseits Sie die Verantwortung für die Art der Unterbringung in der Tb-Abteilung. Nach den ergangenen Weisungen war es streng verboten, Delalande in Gemeinschaftshaft, dazu noch mit Franzosen zusammen unterzubringen, denn auf diese Weise sind die Anordnungen des Oberreichskriegsanwalts, dass von diesem Gefangenen nichts in die Außenwelt dringen soll, durchkreuzt. Ebenso war dem Umstand nicht Rechnung getragen, dass dieser Gefangene mit der größten Vorsicht wegen bestehender erhöhter Fluchtgefahr zu behandeln war. Es war daher ebenso verfehlt, diesen Gefangenen in die Mattenmacherei einzuteilen und sogar noch für die Liegekur vorzusehen. Wenn der Gefangene entwichen wäre, so hätte dies zu schwerwiegenden Folgen geführt. Aber so schon können sich aus der Tatsache, dass dieser Gefangene mit zahlreichen anderen Franzosen zusammengebracht wurde, Weiterungen ergeben.«¹³¹

Die »Abteilung für Geschlechtskranke« (1944/45)

Generalstaatsanwalt Wagner teilte dem Vorstand des Zuchthauses Ludwigsburg am 7. Juni 1944 schriftlich mit: »Die bei dem Strafgefängnis und der Untersuchungs-

haftanstalt Ulm (Donau) bestehende Geschlechtskrankenabteilung verlege ich zum 1. Juli 1944 an das Zuchthaus Ludwigsburg und gliedere sie der Zweiganstalt Hohenasperg an. Mit der ärztlichen Leitung der Abteilung beauftrage ich den Hausarzt ihrer Anstalt. Die zum Zeitpunkt der Verlegung in der Geschlechtskrankenabteilung untergebrachten Gefangenen werden mitverlegt. Den Vorstand des Strafgefängnisses und der Untersuchungshaftanstalt Ulm werde ich anweisen, alle bei der Geschlechtskrankenabteilung vorhandenen Instrumente und Geräte ihrer Anstalt zu übergeben. In den monatlichen Nachweisungen über den Gefangenenstand bitte ich, die in der Geschlechtskrankenabteilung untergebrachten Gefangenen gesondert aufzuführen.«

Klaus fügte dem Brief des Generalstaatsanwalts noch eine Anmerkung für den Hausarzt hinzu: »Zur Unterbringung für die Geschlechtskrankenabteilung habe ich den Raum 20 im Bau III der Zweiganstalt Hohenasperg vorgesehen. Ich bitte um Stellungnahme, ob diesem Vorschlag zugestimmt wird und ob noch besondere technische Einrichtung zur Durchführung der Behandlung erforderlich ist.«¹³²

Die »Abteilung für Geschlechtskranke« bestand nur wenige Monate und war mit fünf bis maximal neun Insassen die kleinste Abteilung der Filialstrafanstalten auf Hohenasperg. Diese geringe Anzahl ging bis Ende März 1945 auf ein bis zwei Geschlechtskranke zurück.¹³³

Der Friedhof für Strafgefangene

Die Vergrößerung der Tuberkuloseabteilung und der rücksichtslose Strafvollzug führten zu einem enormen Anstieg von Todesfällen auf dem Hohenasperg. Bis Anfang der 1940er Jahre waren Todesfälle eher selten gewesen. Das »Totenbuch« verzeichnete den ersten Fall am 16. Januar 1885. In den folgenden Jahren bis 1940/41 gibt es durchschnittlich zwei Einträge pro Jahr, wobei die absoluten Zahlen zwischen null und sechs Todesfällen pro Jahr schwanken. 1941/42 sind es dann 18 Tote, 1942/43: 46 Tote, 1943/44: 47 Tote, 1944/45: 53 Tote, 1945: 23 Tote.

Bis 1942 wurden die verstorbenen Gefangenen in der Regel an die Anatomie Tübingen abgegeben; erstmals geschehen am 17. Februar 1897, zuletzt noch Anfang 1942. In einigen wenigen Fällen wurden sie auf dem Hohenasperg beerdigt (nur vier Fälle sind überliefert: je zwei in den Jahren 1909 und 1910), oder sie wurden auf dem Friedhof der Stadt Asperg beigesetzt (erste Einträge liegen für 1912 bis 1914 vor, dann wieder ab Januar 1921 bis Ende 1942). Dazu wurde am 18. Februar 1921 ein Vertrag zwischen Asperg und dem Direktor des Zuchthauses Ludwigsburg abgeschlossen. Dessen § 3 lautete: »Die Stadtgemeinde Asperg räumt für die auf Hohenasperg anfallenden Leichen die Mitbenützung des Gemeindefriedhofs ein; für die Leichen der auf Hohenasperg sterbenden Strafgefangenen wird ein besonderer Teil des Friedhofs vorgesehen.«¹³⁴ Dieser Teil des Friedhofs wurde 1968 eingeebnet.¹³⁵ In einigen Fällen wurden die toten Gefangenen aber auch in ihren Heimatorten beerdigt.

Durch die Vergrößerung der Tb-Abteilung veränderte sich die Lage grundlegend. Der Bürgermeister von Asperg wandte sich am 16. Januar 1943 an das Reichsjustizministerium in Berlin: »Mit Einrichtung einer Tb-Abteilung für Strafgefangene in der Strafanstalt Hohenasperg und dem weiteren Ausbau dieser Abteilung erhöht sich die Zahl der Sterbefälle dort ständig. Gestern z.B. sind drei Insassen gestorben, deren Beerdigung notwendig wird. Bisher sind die Leichen auf dem hiesigen Friedhof beigesetzt worden. Es ist nun aber so, daß für weitere Leichen Strafgefangener kein

Platz mehr frei ist; der hiesige Friedhof entspricht eben den Größenverhältnissen der Gemeinde. Der Anfall der Leichen in Hohenasperg ist heute schon viermal so groß als die Zahl der übrigen Todesfälle in der Gemeinde.« Der Bürgermeister stellte daher den Antrag: »1.) Einen eigenen Friedhof für die in Hohenasperg anfallenden Leichen zu schaffen, sofern nicht besser eine eigene Feuerbestattungsanlage in Hohenasperg aufgestellt werden will. 2.) Der Gemeinde Asperg den ihr durch die Tb-Abteilung erwachsenden Baraufwand und Verwaltungsaufwand zu erstatten.«¹³⁶

Der Zusammenhang von Tuberkuloseabteilung und der Zahl der Todesfälle wurde auch von der Leitung des Zuchthauses gesehen. In den Akten zum Spruchkammerverfahren gegen Dr. Klaus findet sich folgende Aussage des Bediensteten Julius: »Dass in der Tb-Abteilung auf Hohenasperg die Sterblichkeit eine höhere war als in der Anstalt selbst, muss jeder zugeben. Namentlich in den Jahren 1944/45 wurden die lungenkranken Gefangenen aus Bayern, Sachsen, Schlesien usw. nach dem Hohenasperg zugeliefert. Tbc war aber bei vielen Gefangenen schon in so einem Stadium, dass der auf Transport Gesetzte bereits auf der Bahn oder aber nach ganz kurzer Zeit auf dem Hohenasperg starb. Der Vorstand, der einen sterbenden Menschen auf Transport setzte, hatte einen Sterbefall weniger in seiner Anstalt zu verzeichnen, und der Vorstand der Anstalt Ludwigsburg hatte wieder einen Gefangenen weiter auf dem Gewissen.«¹³⁷ Und der evangelische Gefängnispfarrer Groß gab in seiner Aussage am 7. Oktober 1948 zu Protokoll: »Der Grund zum Anlegen eines eigenen Friedhofs lag darin, dass so viele Tb-Kranke starben.«¹³⁸

Am 9. Dezember 1942 diskutierte der Gemeinderat von Ludwigsburg den Antrag der Stadt Asperg, »die in der Strafanstalt auf dem Hohenasperg verstorbenen Strafgefangenen im hiesigen Krematorium verbrennen zu dürfen. Da die Strafanstalt auf dem Hohenasperg zu einer Art Lungenheilstätte ausgebaut sei, würde eine verhältnismäßig große Anzahl von Sterbefällen eintreten, so dass der Friedhof in Asperg auf die Dauer zur Aufnahme der verstorbenen Strafgefangenen zu klein sei. Ferner habe die Reichsjustizverwaltung den Antrag der Stadtverwaltung Asperg um Übernahme der Leichenbeseitigung unter Hinweis auf die diesbezügliche Verpflichtung der Stadt Asperg abgelehnt.« Auch in Ludwigsburg stießen die Asperger auf taube Ohren: Stadtrat Dr. Arnold sprach sich entschieden gegen eine Genehmigung des Antrags aus, »da sich viele Leute daran stoßen würden, wenn die Feuerbestattungsanlage mit einem derartigen Makel belastet würde«. Die Stadt Asperg solle »die Leichen der Sträflinge auf einem entlegenen Platz verscharren, so wie es die Stadt Ludwigsburg mit den verstorbenen russischen Kriegsgefangenen auch mache«. Mit Zustimmung der Rats Herrn verfügte der Oberbürgermeister: Der Antrag der Stadt Asperg, die auf dem Hohenasperg verstorbenen Strafgefangenen im Ludwigsburger Krematorium verbrennen zu dürfen, »wird zur Vermeidung einer Herabwürdigung der Feuerbestattungsanlage abgelehnt«. Dagegen sei die Stadt bereit, »sich an den Kosten der Erstellung einer Verbrennungsanlage für Strafgefangene durch die Stadt Asperg zu beteiligen, sofern diese die Benützung der Anlage zur Verbrennung der in Ludwigsburg verstorbenen Sträflinge gestattet.«¹³⁹

Die Stadt Asperg beantragte 1943 bei der Generalstaatsanwaltschaft die Anschaffung einer besonderen Verbrennungsanlage für das Zuchthaus Hohenasperg, kaufte jedoch gleichzeitig von der Gipsfabrik Eugen Weidner ein abgelegenes Grundstück an der Nordseite des Berges, um die toten Häftlinge der Filialstrafanstalt dort zu bestatten.¹⁴⁰ Der Landrat hielt die gereizte Stimmung fest: »Außerdem ist man in Asperg sehr ungehalten, dass von der Stadtverwaltung für die verstorbenen Strafgefangenen

(allein in den letzten 5 Monaten sollen dort mehr Sterbefälle gewesen sein als in der 4500 Einwohner zählenden Landstadt Asperg) ein eigener Friedhof angelegt werden musste, da die vorhandenen Anlagen nicht mehr ausreichten.«¹⁴¹

Der neu angelegte Friedhof hatte eine Größe von 50 auf 10 m.¹⁴² Die Belegung begann am 15. Januar 1943 mit drei Verstorbenen (Hintze, Götz, Neudecker). 1943 gab es insgesamt 40 Bestattungen, 1944 waren es 52 Bestattungen und 1945 (bis 24. März) 22 Bestattungen.¹⁴³

Die Untere Naturschutzbehörde bestimmte die äußere Form des Gräberfeldes: »1.) Alle Gräber müssen ein niederes, nicht über 60 cm hohes Einheitskreuz aus Holz erhalten. 2.) Grabeinfassungen müssen wegbleiben. 3.) Das Gräberfeld ist als Zierrasen anzulegen. 4.) Der Friedhof ist mit einer Buchenhecke zu umgeben. 5.) Auf den Böschungen der Südseite Parz. Nr. 2263 sind im Anschluss an einige Birken der südöstlichen Ecke solche in deren Fortsetzung gruppenweise anzupflanzen, und zwar dem Landschaftscharakter entsprechend unregelmäßig. Die Böschung in der östlichen Ecke erhält Wildrosen- und Efeupflanzung.«¹⁴⁴

Der Friedhof wurde nach Kriegende weiter benutzt. Es gab 1948 und 1949 jeweils zwei Bestattungen, 1951 eine, 1952 drei, 1953 und 1954 je zwei, 1955 vier Bestattungen. Am 27. April 1983 fand die letzte Beerdigung auf dem Anstaltsfriedhof statt.¹⁴⁵ Seit 1983 können verstorbene Gefangene, die nicht in ihre Heimat überführt werden können, wieder auf dem städtischen Friedhof in Asperg beigesetzt werden; erstmals geschah dies im Januar 1987.¹⁴⁶

Jüdische Gefangene auf Hohenasperg (1936, 1942/43)

Im Bestand des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg befindet sich eine Zeichnung mit einem ungewöhnlichen Motiv.¹⁴⁷ Dargestellt ist die Lesung der Thora am hohen jüdischen Feiertag Jom Kippur in einem Gefängnisraum. Beteiligt sind fünf Männer in Gefangenenkleidung, drei sitzen auf Schemeln, die beiden stehenden Männer tragen den Tallit (Gebetsmantel). Auf dem Tisch sind zwei brennende Kerzen; sie werden bei Beginn des Feiertags angezündet und gelten als Ausdruck des »häuslichen Friedens«. Ebenso sind Gebetsbücher abgebildet, zwar keine Thora, wohl aber der Thorazeiger. Auf der Rückseite ist in schwarzer Schrift vermerkt: »Zur Erinnerung an die Jomtavin [wörtlich »guter Tag, hier: hoher Feiertag] 1936 – 5697 in Asperg – Württemberg. In besonderer Erinnerung und Dankbarkeit an meinen Freund Heinz Lerchenthal – Nürnberg.« Es folgt ein Zitat in hebräischer Schrift. In der Übersetzung von Dr. Sting lautet es: »Deine Seele sei eingebunden in das Bündel der Lebendigen. Julius Jakob.« In anderer Handschrift und roter Tinte steht dabei: »Beschlagnahmt für die Lehrmittelsammlung. Gefangene dürfen nicht als Geistliche fungieren. 13/12.36. W. [= Weißenrieder].«

Gezeichnet hatte das Bild Julius Jakob, geboren am 16. Juli 1877 in Königsberg. Er war also zu diesem Zeitpunkt 59 Jahre alt. Seine Eltern ließen sich scheiden, als er zwei Jahre alt war. Er wuchs bis zum zwölften Lebensjahr in sehr bescheidenen häuslichen Verhältnissen beim Vater auf. Aus gesundheitlichen Gründen sei nur ein unregelmäßiger Schulbesuch möglich gewesen. Gegen seinen Willen musste er den Kaufmannsberuf lernen. Dabei wäre er viel lieber Lehrer (jüdischer Kultusbeamter) geworden. Ein regelmäßiges Leben brachte er nicht zustande. »Ich bin innerhalb des deutschen Reichs sehr viel herumgereist.«¹⁴⁸ Dabei sammelte er eine große Zahl

an Vorstrafen ein: Zwischen 1892, er war damals erst 14 Jahre alt, und 1935 kamen 41 Verurteilungen wegen Diebstahl, Betrug und Betteln zusammen.¹⁴⁹

In Ludwigsburg wurde er erstmals 1926 eingeliefert (Gefangenenummer 4589), erneut 1931 (Gefangenenummer 5374). Wegen einer ärztlich angeordneten Leberschonkost wurde er auf den Hohenasperg versetzt.¹⁵⁰

Jakoby fühlte sich wohl als eine Art Ersatz-Geistlicher für die jüdischen Häftlinge. So beantragte er Bücher beim Landesrabbiner Dr. Auerbach in Stuttgart und agierte als Vorbeter. Die gezeichnete Szene dürfte authentisch und autobiographisch sein. Ein Ludwigsburger Amtsgerichtsrat hatte empört zu den Akten gegeben: »Es dürfte in der heutigen Zeit wie ein Hohn klingen, wenn die jüdischen Zuchthausgefangenen von hier und Hohenasperg in einem Zimmer beisammen sind und als Vorbeter ein Schwerverbrecher fungiert.«¹⁵¹

Auf Anfrage teilte die Zuchthausdirektion im Februar 1937 mit: »Jakoby verbüßt hier noch bis 17.7.1944 Zuchthausstrafe. Anschließend hat er ein Jahr Gefängnis zu verbüßen. Nach Verbüßung der Strafe wird er der Sicherungsanstalt in Straubing zwecks Übernahme in Sicherheitsverwahrung zugeliefert.«¹⁵² Tatsächlich kam er aber bereits 1939 wieder zurück nach Ludwigsburg und erhielt die Gefangenenummer 8759.¹⁵³ Dort blieb er aber nicht für den Rest seiner Strafzeit; vermutlich 1941 wurde er von Ludwigsburg in das KZ Welzheim abgegeben.¹⁵⁴ Dort verliert sich seine Spur. Möglicherweise kam er ins KZ Mauthausen, wie der junge Mann, dem er dieses Bild gewidmet hatte.

Heinrich Lerchenthal wurde am 4. Februar 1912 in Nürnberg als jüngeres von zwei Geschwistern geboren. Er war also nicht einmal halb so alt wie Jakoby. Er stammte auch aus ganz anderen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen als Jakoby. Der Vater war Ingenieur und Mitinhaber einer Maschinenbaufirma. Seine Mutter stammte aus einem Arzthaus. Heinrich Lerchenthal besuchte ein Realgymnasium und später die Technische Hochschule in München. Seit seinem 14. Lebensjahr war er Mitglied der deutsch-jüdischen Jugendbewegung. Während seiner Studienzeit schloss er sich 1932 erst dem Sozialistischen Studentenverband und später der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) an. Wegen »Vorbereitung zum Hochverrat« wurde er zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt; er hatte zweimal je vier Nummern des »Brenners«, Organ der SAP, weitergegeben.¹⁵⁵ Die Untersuchungshaft wurde ihm dabei nur zum Teil angerechnet. Nach Abbüßung der Strafhaft wurde er im August 1938 sofort der Gestapo zur »Schutzhaft« übergeben. Von dort aus kam er zunächst ins Konzentrationslager Welzheim und dann – einige Wochen später – nach Buchenwald.

Seine Schwester Ruth war 1938 bereits nach Palästina ausgewandert, auch seine Eltern gelang es, Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Ihre gemeinsamen Anstrengungen erreichten, dass Lerchenthal nach seiner Freilassung im Februar 1939 ebenfalls nach Palästina auswandern konnte.¹⁵⁶ Dort gelang es ihm, eine neue Existenz aufzubauen. Heinrich Lerchenthal starb 1986 in Haifa.

Jakoby und Lerchenthal blieben nicht die einzigen jüdischen Gefangenen. Im Jahre 1942 wurden die Juden aller Strafanstalten auf dem Hohenasperg zusammengefasst. Die Angaben über die Haftbedingungen sind widersprüchlich. August Hirsch, ein Gefangener, berichtete vor der Spruchkammer: »Im Jahre 1942 waren auch Juden auf dem Hohenasperg untergebracht. Diese Juden waren von anderen Gefangenen abgesondert. Die jüdischen Gefangenen waren besonders unter strenge Aufsicht genommen und wegen jeder Geringfügigkeit mit Arrest bestraft, ohne Rücksicht auf Alter und Gebrechlichkeit.« Dr. Max Klaus, als Zuchthausdirektor von Ludwigsburg auch

für den Hohenasperg zuständig, wehrte sich gegen diese Anschuldigung: »Tatsache ist, dass der Betroffene [= Klaus] dafür gesorgt hat, dass die Juden auch im Freien arbeiten durften. Dem Juden Veilchenblau hat der Betroffene das Halten der medizinischen Wochenschrift gestattet. Dem Juden Viktor von Heilbronn hat er im Zusammenarbeiten mit dem jüdischen Rechtsanwalt Moos von Ulm zur Begnadigung verholfen.«

Eindeutig sind dagegen die Angaben über das Ende. Hirsch: »Die Juden wurden dann – es mag im Jahre 1943 gewesen sein – abtransportiert. Ihr Schicksal blieb mir unbekannt«. Klaus: »Die Juden wurden im Jahre 1943 plötzlich abtransportiert, ohne dass der Anstalt auch das Reiseziel angegeben wurde.« Wobei die letzte Angabe von Klaus unzutreffend ist: Im »Namensverzeichnis der Zuchthaus-Gefangenen« war hinter dem Namen Veilchenblau mit Bleistift notiert: »KZ Welzheim«. Ob er von dort noch einmal auf den Hohenasperg zurückkehrte, ist äußerst unwahrscheinlich. Jüdische Gefangene hatten nach dem Verständnis der nationalsozialistischen Behörden im »normalen« Strafvollzug nichts zu suchen.

Von einem weiteren Fall berichtete Alfred Marx (1899–1988), bis 1935 Amtsrichter an verschiedenen Gerichten in Württemberg und nach dem Krieg Landgerichtsrat in Stuttgart sowie als Kläger und Ermittler in Spruchkammerverfahren tätig: »Ich war 1942/43 Leiter der Jüdischen Mittelstelle Stuttgart. Diese war der jüdischen Kultusvereinigung Württemberg eingegliedert. Deren Vorstand war damals der frühere Rechtsanwalt Ernst Moos, Ulm, der 1943 deportiert und in Auschwitz umgebracht wurde.

Mein Freund und damaliger Mitarbeiter Carl Rothschild, Stuttgart, war im Mai 1941 von einem Berliner Gericht zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er entgegen den Bestimmungen über die Vermögenssperre für Juden einige Wertpapiere ohne Genehmigung verkauft hatte. Es war ihm Strafaufschub bis Herbst 1942 bewilligt worden. Im Herbst 1942 musste er seine Strafe im Gefängnis Rottenburg antreten. Einige Zeit darauf schrieb er uns, er sei mit anderen Juden zur weiteren Strafverbüßung in das Zuchthaus Ludwigsburg, Abteilung Hohenasperg, gekommen. Er befürchtete aber auch, dort nicht zu bleiben, da andere jüdische Häftlinge von Hohenasperg bereits weitertransportiert worden seien.

Nach Empfang dieses Briefes begab sich Herr Moos sofort nach Ludwigsburg zu Oberregierungsrat Klaus, um Erkundungen einzuziehen. Diese hatten zum Ergebnis, dass Rothschild noch auf dem Hohenasperg sei. Es sei eine Verfügung ergangen, wonach Gefängnisstrafen für Juden im Zuchthaus zu vollstrecken seien. Dies gelte auch für Rothschild. Ein Weitertransport komme nicht in Frage. Einen gleichlautenden Bescheid erhielt ich selbst auf eine Anfrage bei der Stapoleitstelle Stuttgart.

Wenige Tage darauf kam Carl Rothschild nach Auschwitz und wurde dort sofort umgebracht. Das gleiche Schicksal ereilte alle anderen jüdischen Ludwigsburger Häftlinge.«¹⁵⁷

Das Ende der Filialstrafanstalt Hohenasperg

In den letzten Monaten des Krieges verschlechterte sich die Lage zusehends. Mitte Oktober 1944 schrieb Zuchthausdirektor Klaus: »Die Hauptanstalt wie auch die Zweiganstalt Hohenasperg sind bis jetzt mit Kohlen für diesen Winter sehr schlecht versorgt. Bei äußerster Sparsamkeit wird der Kohlenvorrat in Ludwigsburg wie in der Zweiganstalt Hohenasperg höchstens bis Ende Dezember 1944 reichen. [...] Insbesondere bei der Zweiganstalt Hohenasperg liegen die Verhältnisse so, dass, auch

wenn Bau I nicht geheizt wird, der Vorrat nicht länger als bis Ende Dezember 1944 reicht. Unter diesen Verhältnissen bin ich gezwungen, den Bau I stillzulegen und zu räumen.

Die Räumung von Bau I macht die Überführung der im Bau I untergebrachten Gefangenen wie auch der Boschabteilung in Bau II und Bau III erforderlich. Dies ist nur möglich, wenn die Tb-Abteilung Raum abgibt. Nach Prüfung der Verhältnisse sehe ich mich genötigt, im ersten Stock von Bau II die Räume 27, 28, und 29 für die Unterbringung eines Teils der im Bau I zur Zeit untergebrachten Gefangenen in Anspruch zu nehmen; ebenso wird das im ersten Stock von Bau II eingerichtete Arztzimmer für den Aufenthalt bzw. als Schreibzimmer der Aufsichtsbeamten benötigt. Der Korridor im ersten Stock von Bau II wird zur Hälfte für den Strafvollzug benötigt, die andere Hälfte ist für Einrichtung der Boschabteilung vorgesehen. Ich bitte, die daraus sich ergebenden Änderungen vorzubereiten und möglichst bald durchzuführen.

Ich verkennte nicht, dass durch diese einschneidenden Maßnahmen die gesundheitlichen Interessen der Tb-Abteilung beeinträchtigt werden. Dies muss in Kauf genommen werden. Ebenso können in nächster Zeit Neuaufnahmen im allgemeinen so lange nicht erfolgen, bis sich zeigt, auf welchem Stand die zusammengedrückte Tb-Abteilung noch gehalten werden kann. Neuaufnahmen sind schon infolge der Transportschwierigkeiten zur Zeit unmöglich. Auf jeden Fall erscheint es ausgeschlossen, dass künftig die Tb-Abteilung mit 175 Betten gehalten werden kann. Es wird auch unumgänglich nötig, dass die Tb-Abteilung von ihrem Bestand an Wäsche, Teppichen pp. abgeben muss. Ich bitte auch zu prüfen, ob die Tb-Abteilung nicht auch dadurch in ihrem Stand verringert werden kann, dass Gefangene, deren Heilung entsprechend vorgeschritten ist, dem allgemeinen Strafvollzug zugeführt werden. Ich habe die mit der Einschränkung der Tb-Abteilung zusammenhängenden Fragen dem Herrn Generalstaatsanwalt persönlich vorgetragen; er hat sich meinen Ausführungen angeschlossen und sie durchaus gebilligt.«¹⁵⁸

Der nächsten Schritt erfolgte Ende Januar 1945: »Nach einer soeben eingegangenen Mitteilung des Ortsverteilers für Strom ist der Stromverbrauch in allen Betrieben – auch Boschbetrieben – sofort einzustellen. Auch in den Krankenabteilungen der Hauptanstalt und auf dem Hohenasperg muss infolge Stromknappheit die Benützung elektrischer Heizgeräte (Heizkissen, Lichtbogen usw.), elektrischer Kochherde und Heizplatten sowie elektrischer Heißwassergeräte (Heißwasserspeicher) sofort eingestellt werden. Auch Röntgenaufnahmen sollen soweit irgend möglich eingeschränkt werden.«¹⁵⁹ Und am 15. Februar erging die Weisung, »den Dienst im Anstaltsspital und in der Tuberkuloseabteilung so einzurichten, dass so weit irgend möglich künstliche Beleuchtung eingespart wird.«¹⁶⁰

Am 21. April 1945 besetzten französische Truppen Asperg und den Hohenasperg. Der Asperger Bürgermeister hielt in seinem Tagebuch fest, dass die »in der Strafanstalt Hohenasperg zurückgebliebenen Strafanstaltswachtmeister« von den Franzosen abtransportiert worden seien. Außerdem heißt es dort: »In der Strafanstalt Hohenasperg saßen, wie zuvor während des ganzen Krieges, nur Strafgefangene und politische Häftlinge. [...] Die meisten Gefangenen waren kurze Zeit vorher von den Deutschen weggebracht worden. Die wenigen zurückgebliebenen Gefangenen, meist schwerkranke und heimatlose, auch politische Häftlinge waren nun frei. Nach 14 Tagen kam ein französisches Kommando nach Hohenasperg.«¹⁶¹ Damit endete auch die Zeit als Filialstrafanstalt des Zuchthauses Ludwigsburg.

Nach dem Zweiten Weltkrieg bemühte sich die Stadt Asperg, wie schon nach dem Ersten Weltkrieg, um eine endgültige Aufhebung der Strafanstalt. Aber auch der erneute Anlauf scheiterte.¹⁶² Der Hohenasperg und der Strafvollzug bleiben auf nicht absehbare Zeit eine Einheit.

Anmerkungen

Abkürzungen

StAL = Staatsarchiv Ludwigsburg

StAL (u) = Staatsarchiv Ludwigsburg, unverzeichnete Aktenabgabe aus dem Strafvollzugsmuseum

- 1 Verhandlungen der Württembergischen Kammer der Abgeordneten in den Jahren 1880 bis 1882, Stuttgart 1881/82, S. 1763 f.
- 2 Blätter für Gefängniskunde 18 (1884) S. 86.
- 3 Erlass vom 31. Oktober 1809; vgl. M. Biffart: Geschichte der württembergischen Veste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen, Stuttgart 1858, S. 125 f.
- 4 Paul Sauer: Im Namen des Königs. Strafgesetzgebung und Strafvollzug im Königreich Württemberg 1806 bis 1871, Stuttgart 1984, S. 62, 85.
- 5 Erich Viehöfer: Schellenwerker, Galioten, Schänzer. Arbeitseinsatz von Sträflingen in und um Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 59 (2005) S. 63–86, hier S. 75.
- 6 Sauer (wie Anm. 4) S. 72.
- 7 Biffart (wie Anm. 3) S. 125 f.
- 8 Johannes Autenrieth: Der Hohenasperg. Aufzeichnungen eines Strafanstaltskommissars vom Kaiserreich bis zur Hitlerzeit, Bietigheim-Bissingen 2000, S. 13, 44.
- 9 Wilhelm Binder: Zwei Jahre auf Hohen-Asperg in den Jahren 1850 und 1851. Nach meinem Tagebuche, Reutlingen 1868, S. 73 f.
- 10 StAL E 179 II Bü 733.
- 11 StAL E 356c Bd. 7 (Amtsgrundbuch), Bl. 3.
- 12 StAL E 356d I Bü 363, Sammlung der Normal-Erlasse 1825–1840, Bl. 25 f.
- 13 StAL E 356c Bd. 7 (Amtsgrundbuch), Bl. 29. – Dies waren die Aufseher Wittel (1840), Schönhar (1841–1849), Gußmann (1849–1856), Ulrich Schmid (1856–1864), Waldschmidt (1864–1875), Zeltwanger (1875–1878), Wilhelm Frick (1878/79), Baumgärtner (1879–1883) und Vester (1883–1885).
- 14 Regierungsblatt 1839, S. 509 f.
- 15 StAL E 356c Bd. 7 (Amtsgrundbuch), Bl. 17.
- 16 Ebd. Bl. 19 f.
- 17 Ebd. Bl. 3.
- 18 Ebd. Bl. 29. – Der jeweilige Festungskommandant war zugleich Vorstand der Festungsstrafanstalt. Es waren dies 1850 Oberst von Sonntag, 1860 Oberstlieutenant von Starkloff, 1866 Major von Rampacher, 1872 Hauptmann a.D. Vetter.
- 19 Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, S. 172.
- 20 StAL E 356c Bd. 1 (Hauptbuch Arrestanten 1830–1851/52), Bd. 3 (Hauptbuch Strafgefangene 1828–1852), Bd. 4 (Hauptbuch Festungsgefangene 1852–1933), Bd. 5 (Hauptbuch Strafgefangene 1852–1884).
- 21 StAL E 356c Bd. 7 (Amtsgrundbuch), Bl. 33.
- 22 Regierungsblatt 1888, S. 422–439.
- 23 StAL E 356c Bd. 4.
- 24 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 54 f.
- 25 Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Asperg, Bestand 30.5.
- 26 A. W.: Aus Aspergs Vergangenheit. Das Ehrenburschenband der »Aspergia«, in: Strohgäuer-Rundschau Februar 1938.

- 27 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 55. – Der Duellgegner von Putlitz war Carl Anton Piper (*15. Februar 1874 in Neubrandenburg; † 22. Januar 1938 in Hamburg), damals Journalist beim Stuttgarter Tagblatt, später Reichstagsabgeordneter (DVP) und Hamburger Gesandter. Er ist aber auf dem Hohenasperg nicht nachweisbar.
- 28 Auf den Bergen ist Freiheit. Der Hohenasperg und das Gericht über die Revolution, Stuttgart 1998, S. 46; Theodor Schön: Die Staatsgefangenen von Hohenasperg, Stuttgart 1899, S. 94.
- 29 StAL E 321 Bü 6.
- 30 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Q 1 Bü 290 (Conrad Haußmann an Friedrich Haußmann 03.08.1887).
- 31 Eberhard Sieber: »Die Gogs auf dem Aschperg«. Tübingen und die Festung Hohenasperg im 19. Jahrhundert, in: *Attempo* 37/38 (1970) S. 3–13.
- 32 Wie Anm. 30.
- 33 Datenbank des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg.
- 34 Vgl. dazu Ingo J. Hueck: Der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik, Tübingen 1996.
- 35 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 13.
- 36 StAL E 356d I Bü 359 (Jahresbauarbeiten 1927).
- 37 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 59.
- 38 Hohenasperg, ein deutsches Gefängnis. Zweigmuseum des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg im Arsenalbau der Festung Hohenasperg, Stuttgart 2011, S. 22.
- 39 Staiger: Die Behandlung psychopathisch minderwertiger Strafgefangener jetzt und nach dem Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch, in: *Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 69 (1912) S. 458–472, hier S. 462.
- 40 Gertrud Bolay: Zweihundert Jahre Gipsabbau am Hohenasperg. Ein Beitrag zur Asperger Industrie-geschichte, Asperg 2005.
- 41 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 101 f.
- 42 StAL E 356d II Bd. 37 (Gefangenenstand ab 1. Juli 1944).
- 43 Verfügung des Justizministeriums betreffend die Unterbringung invalider Strafgefangener in der unter die Leitung der K. Zuchthausdirektion zu Ludwigsburg gestellten Invalidenstrafanstalt auf Hohenasperg, in: *Amtsblatt des Königlich Württembergischen Justizministeriums vom Jahr 1888*, S. 29.
- 44 Albert Bertsch: Erinnerungen, unveröffentlichtes Manuskript 1937 (Privatbesitz), S. 236–238.
- 45 Max Schwandner: Ernst von Sichart, in: *Blätter für Gefängniskunde* 43 (1909) S. 517–520.
- 46 Theodor Bolay: Der Hohenasperg. Vergangenheit und Gegenwart, Bietigheim 1972, S. 86.
- 47 StAL (u), Sichart an Krimmel 22.02.1904.
- 48 Königl. Zuchthaus Ludwigsburg und Filialstrafanstalt Hohenasperg. Ärztlicher Jahresbericht pro 1891/92, S. 55.
- 49 Verordnung des Justizministeriums vom 28. März 1927 über die Unterbringung von Strafgefangenen in der Invalidenabteilung der Zweigstrafanstalt Hohenasperg, in: *Amtsblatt des Württembergischen Justizministeriums 1927*, S. 429.
- 50 Staiger (wie Anm. 39) S. 463.
- 51 StAL E 356d I Bü 61 (Untersuchung einer anonymen Schmäh-schrift gegen Hausmeister Renz durch Zuchthausdirektor Sichart 28.11.1893).
- 52 Die Zahlen stammen aus den ärztlichen Jahresberichten.
- 53 Hof- und Staatshandbuch 1889, S. 142.
- 54 StAL E 356d I Bü 61.
- 55 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 112.
- 56 Hof- und Staatshandbuch 1902, S. 42.
- 57 Hof- und Staatshandbuch 1913, S. 47.
- 58 Staatshandbuch 1928, S. 28.
- 59 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 9.
- 60 Bolay (wie Anm. 46) S. 87.
- 61 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 92.
- 62 Staiger (wie Anm. 39) S. 463.
- 63 Ebd. S. 465.
- 64 StAL E 356d I Bü 359.

- 65 Wie Anm. 45.
- 66 Hausordnung für das Arbeitshaus in Ludwigsburg (§ 35).
- 67 Georg v. Schwab: Die Unterbringung geisteskranker Strafgefangener, in: Blätter für Gefängniskunde 38 (1904) S. 3-19.
- 68 Ebd. S. 6.
- 69 Ebd. S. 12; Gustav Aschaffenburg: Die Sicherung der Gesellschaft gegen gemeingefährliche Geisteskranke. Ergebnisse einer im Auftrage der Holtzendorff-Stiftung gemachten Studienreise, Berlin 1912, S. 86 f.
- 70 Aschaffenburg (wie Anm. 69) S. 87.
- 71 Ebd. S. 87; Schwab (wie Anm. 67) S. 13.
- 72 Schwab (wie Anm. 67) S. 18 f.
- 73 Schwandner: Praktische Erfahrungen in der Behandlung geisteskranker Strafgefangener, in: Monatsschrift der Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform 5 (1908/09) S. 401–414, hier S. 402.
- 74 StAL (u), Sichart an Krimmel 22.02.1904.
- 75 Aschaffenburg (wie Anm. 69) S. 87 f.
- 76 Regierungsblatt 1905, S. 9.
- 77 Karl Bohn: Die württembergische Justizverwaltung. Eine systematische Darstellung der die administrativen Geschäfte der Justiz betreffenden Vorschriften, Stuttgart 1906, S. 103.
- 78 Albert Bertsch: Zwanzig Jahre Zuchthaus. Erlebnisse und Gedanken, Stuttgart 1926, S. 37.
- 79 Schwandner (wie Anm. 73) S. 402; Aschaffenburg (wie Anm. 69) S. 87.
- 80 Schwandner (wie Anm. 73) S. 403.
- 81 Ebd. S. 402 f.
- 82 Aschaffenburg (wie Anm. 69) S. 87.
- 83 Ebd. S. 88 f.
- 84 Ebd. S. 88.
- 85 Autenrieth (wie Anm. 8, S. 65) schreibt hierzu: »Die zur Entlassung kommenden Geisteskranken wurden im Einvernehmen der Ministerien in die Heilanstalten Winnenden, Weinsberg, Weißenau, Schussenried, Zwielfalten, Göppingen, Pfullingen, Günzburg und Wasserburg am Inn, vielfach von mir mit der Eisenbahn oder dem Gefangenenwagen per Achse oder später mit Auto überführt, was allerlei Aufgaben mit Anständen demjenigen mit sich brachte, wenn der Weitertransport vom Bahnhof mit Fuhrwerk nach der Heilanstalt erfolgen musste. In schwierigen Fällen war ein zweiter Begleiter beigegeben worden.«
- 86 Aschaffenburg (wie Anm. 69) S. 88.
- 87 Ebd. S. 90.
- 88 StAL E 163 Bü 54 (Bericht Hohenasperg).
- 89 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 69.
- 90 StAL (u), Dr. Weißenrieder an Dr. Staiger 04.04.1934.
- 91 StAL (u), Hausärztliche Äußerung zur Anfrage vom 04.04.1934.
- 92 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg, DVO 1926 (Handexemplar Julius): Erlass des Generalstaatsanwalts vom 1.8.1935.
- 93 Ebd.: Erlass des Generalstaatsanwalts vom 15.12.1939.
- 94 80 Jahre psychiatrische Abteilung in der Justizvollzugsanstalt Straubing 1917–1997, Straubing 1997, S. 21.
- 95 Paul Pollitz: Strafe und Verbrechen. Geschichte und Organisation des Gefängniswesens, Leipzig 1910, S. 90; Baer: Morbidität und Mortalität in den Gefängnissen, in: Holtzendorff/Jagemann (Hrsg.): Handbuch des Gefängniswesens. Bd. 2, Hamburg 1888, S. 438–472, hier S. 441.
- 96 Blätter für Gefängniskunde 40 (1906) S. 169.
- 97 Albert Bertsch: Das herzogliche Zucht- und Arbeitshaus in Ludwigsburg 1736–1806, o.O. 1912, S. 142.
- 98 Baer: Die Gefängnisse, Strafanstalten und Strafsysteme. Ihre Einrichtung und Wirkung in hygienischer Beziehung, Berlin 1871, S. 42 f.
- 99 Strafvollzug und Gesundheit, bearbeitet für den Wachtmeisterkurs von Spitalverwalter Eduard Seibold. (um 1938), S. 13 (Exemplar im Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg).

- 100 StAL (u), Zuchthaus Ludwigsburg. Kranken-Rapport auf den 31. Dezember 1879.
- 101 Ernst Sichart: Bericht über die Sterblichkeit unter den Gefangenen des württembergischen Zuchthauses Ludwigsburg in den Jahren 1872/73 bis 1886/87 incl. und über Wägungen des Körpergewichtes der Gefangenen in den Jahren 1884/85 bis 1886/87, in: Blätter für Gefängniskunde 24 (1889) S. 293–312, hier S. 297.
- 102 Bohn (wie Anm. 77) S. 849 f.
- 103 Gedrucktes Doppelblatt »Gesundheitsfürsorge« (Exemplar im Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg).
- 104 Blätter für Gefängniskunde 40 (1906) S. 174.
- 105 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 98.
- 106 Einleitung zum Findbuch Bestand E 226/426 des Staatsarchivs Ludwigsburg.
- 107 Amtsblatt des Königlich Württembergischen Justizministeriums 1906, S. 173.
- 108 Schwandner: Die Tuberkulosefrage in den Strafanstalten, in: Blätter für Gefängniskunde 45 (1911) S. 153–172, hier S. 170 f.
- 109 Viktor Bruns (Hrsg.): Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II., Stuttgart 1916, S. 128.
- 110 StAL E 356d I Bü 359.
- 111 Bolay (wie Anm. 46) S. 91.
- 112 Albert Bertsch: Unser Asperg. Geschichtlicher und landschaftlicher Führer mit Plan, Ludwigsburg 1927, S. 16.
- 113 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg, »Verordnungensammlung« (Handexemplar Julius): Reichsjustizminister an Generalstaatsanwalt Stuttgart, 30.9.1938.
- 114 Stadtarchiv Asperg A 3423.
- 115 Ebd.
- 116 Ebd.
- 117 Ebd.
- 118 Autenrieth (wie Anm. 8) S. 17 f.
- 119 Bundesarchiv Berlin R 055/000621 (Dr. Schaeffer an Goebbels 20.04.1943).
- 120 StAL E 356d II Bd. 37 (Gefangenenstand ab 1. Juli 1944).
- 121 StAL EL 903/4 Bü 29 (Spruchkammerakte Klaus, Stellungnahme zum Fall Rhein).
- 122 StAL E 356d II Bd. 37 (Gefangenenstand ab 1. Juli 1944).
- 123 StAL EL 903/4 Bü 29.
- 124 Ebd.
- 125 StAL (u), Vorstand des Zuchthauses Ludwigsburg an Hausarzt, Tuberkuloseabteilung und Oberverwalter Siegarth 23.05.1944.
- 126 Wie Anm. 119.
- 127 Bundesarchiv Berlin R 055/000621 (Thierack an Goebbels 15.06.1943).
- 128 Ebd.
- 129 Ebd.
- 130 Paul Delalande wurde am 23. Mai 1944 erschossen; Streiflichter aus Verfolgung und Widerstand 4 (1990) S. 13.
- 131 StAL (u), Vorstand des Zuchthauses Ludwigsburg an den Hausarzt 10.05.1944.
- 132 StAL (u), Generalstaatsanwalt 07.06.1944.
- 133 StAL E 356d II Bd. 37 (Gefangenenstand ab 1. Juli 1944).
- 134 StAL E 356d I Bü 359.
- 135 Karen Eva Noetzel: Nationalsozialistischer Rassenwahn und seine Opfer in Asperg, o.O. 1999, S. 122.
- 136 Stadtarchiv Asperg A 3423.
- 137 StAL EL 903/4 Bü 29 (Schreiben von Rechtsanwalt Mühleisen 06.09.1948).
- 138 StAL EL 903/4 Bü 29.
- 139 Stadtarchiv Ludwigsburg L 150.
- 140 Noetzel (wie Anm. 135) S. 103.
- 141 Bundesarchiv Berlin R 055/000621 (Dr. Schaeffer an Thierack 28.04.1943).
- 142 Ludwigsburger Kreiszeitung 04.09.1993.
- 143 Stuttgarter Zeitung 29.08.1987, Ludwigsburger Kreiszeitung 04.09.1993.

- 144 Stadtarchiv Asperg A 3423 (Landrat an Bürgermeister Asperg 08.03.1943).
- 145 Wie Anm. 143 – Der Häftlingsfriedhof wurde 1995 saniert. Dabei wurden drei Gedenksteine gesetzt (statt der bisherigen Auflistung der Namen der Toten); Ludwigsburger Kreiszeitung 08.07.1995.
- 146 Stuttgarter Zeitung 29.08.1987.
- 147 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg, Inv.-Nr. 89/169.
- 148 StAL E 356d III Bü 530 (Personalakte Jakoby, Lebenslauf).
- 149 StAL E 356d III Bü 530 (Personalakte Jakoby, Vorstrafregister im Kriminalbiologischen Bogen).
- 150 StAL (u), Landesstrafanstalt Ludwigsburg, Ärztlicher Jahresbericht 1932/33.
- 151 StAL E 356d III Bü 1230.
- 152 Ebd.
- 153 Namensverzeichnis der Gefangenen 1912–1942.
- 154 StAL E 356d II Bd. 34.
- 155 StAL (u), Landesstrafanstalt Ludwigsburg, Lebenslauf Lerchenthal 20.10.1935.
- 156 StAL EL 350 A 13526 (Lebenslauf Dr. Heinrich Lerchenthal. 23.10.1961).
- 157 Streiflichter aus Verfolgung und Widerstand 5 (1993) S. 63. – Die anderen jüdischen Gefängnisgefangenen waren Karl Worms, Siegfried Rosenhain und Leopold Kaunitz.
- 158 StAL (u), Vorstand des Zuchthauses Ludwigsburg an den Hausarzt 18.10.1944.
- 159 StAL (u), Klaus an Dr. Schwab 25.01.1945.
- 160 StAL (u), Vorstand des Zuchthauses Ludwigsburg an den Hausarzt 15.02.1945.
- 161 Aus dem Kriegstagebuch des Bürgermeisters Hermann Käser von Asperg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 38 (1985) S. 132–152, hier S. 149.
- 162 Stadtarchiv Asperg A 3420.

111 Jahre Ludwigsburger Geschichtsblätter (1900–2011)*

von Thomas Schulz

Am 13. November 1897 versammelte sich im Ludwigsburger Bahnhof eine respektable Runde von Honoratioren der Stadt, um den »Historischen Verein für Ludwigsburg und Umgebung« zu gründen. Der neue Verein, der heute »Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg« heißt, erhielt natürlich auch eine Satzung. In dieser Satzung wird als Aufgabe und Zweck des Vereins definiert, »die Geschichte Ludwigsburgs und der Umgebung zu erforschen [...] und den Sinn für Altertumskunde zu wecken und zu pflegen«. Dieses Ziel sollte unter anderem mit öffentlichen Vorträgen und mit der »Herausgabe einer unter dem Titel ›Ludwigsburger Geschichtsblätter‹ erscheinenden Vereinsschrift« erreicht werden.¹

Maßgeblicher Initiator und der eigentliche Spiritus rector des neuen Vereins war Christian Belschner, der dann auch im November 1899 in der Nachfolge von Oberbürgermeister Gustav Hartenstein zum 1. Vorsitzenden des Vereins gewählt wurde.² Christian Belschner war es dann auch, der im Jahre 1900 im Auftrag des Vereins den ersten Band der »Ludwigsburger Geschichtsblätter« herausgab.³ Das in der »Kgl. Hofbuchdruckerei Ungeheuer & Ulmer« hergestellte Heft enthält auf 87 Seiten sechs Beiträge, die sich mit unterschiedlichen Themen aus der Heimatgeschichte befassen. Drei Beiträge hat Belschner selbst beigesteuert: einen mit dem Titel »Kurze Geschichte der Entstehung der Stadt Ludwigsburg«, die zwei anderen handeln von der Schulgeschichte Ludwigsburgs und von »Reichsgraf Johann Carl von Zeppelin und sein Grabmal«. Es ging freilich nicht nur um Ludwigsburger Geschichte. Der Verein nahm seinen Namenszusatz »für Ludwigsburg und Umgebung« von Anfang an sehr ernst. Dies verdeutlichen namentlich der Aufsatz von Dr. Karl Weller, der den Lesern des ersten Ludwigsburger Geschichtsblattes »Die wirtschaftliche Entwicklung der Ludwigsburger Landschaft bis zur Gründung der Stadt« vorstellte, und der Beitrag »Einiges über das Straßenwesen im Herzogtum Württemberg und der Bau der Landstraße Stuttgart–Kornwestheim–Ludwigsburg« von Oberpostsekretär Dr. Friedrich Haaß.

Wer etwas intensiver in dieser ersten Ausgabe der Geschichtsblätter liest, wird auf Sätze stoßen, die auch aus heutiger Sicht nach wie vor Gültigkeit haben bzw. auf bemerkenswerte Weise wieder aktuell geworden sind. Sie stammen von Generalmajor Dr. Albert von Pfister, der in seinem Aufsatz »Festliche Tage in Ludwigsburg aus zwei Jahrhunderten« unter anderem an die Feier zum 100. Geburtstag Friedrich Schillers im November 1859 erinnert.⁴ Bei diesem Fest habe man den »Genius des Dichters« und den »Schillerschen Idealismus« gefeiert, aber auch den Wunsch nach der Einheit Deutschlands artikuliert. Und zufrieden stellt Albert von Pfister fest, dass die Deutschen jetzt im »Vollgenuss ihrer nationalen Güter« stünden. Kaum jemand habe damals daran gedacht, dass »reichlich zehn Jahre genügen werden«, um die Einheit der deutschen Nation und alles das Wirklichkeit werden zu lassen, von dem man 1859

* Leicht überarbeitete und um die Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrags, der am 22. Februar 2011 in der Schubart-Buchhandlung in Ludwigsburg gehalten wurde.

nur singen und träumen konnte. Der heutigen Generation erscheine das zusammengefügte Vaterland, die nationale Einheit schon als etwas Selbstverständliches. Es sei aber auch ein Menschengeschlecht herangewachsen, das sich »hastig« zeige, »ungeduldig, auf augenblicklichen Erwerb und weitgehenden Genuss bedacht, zeitgeizig, kurz angebunden, von raschem Entschluss, unternehmenslustig, leicht vergessend«. Und, so schreibt Albert von Pfister weiter, angesichts des immer rascher sich drehenden Rades der Weltgeschichte und der Geschichte jeder Stadt und jedes Einzelmenschen werde auch »die Aufgabe der Geschichtsschreiber und historischen Vereine, welche das Stetige, Bleibende, den leitenden Gedanken in all dem Wirbel zu erkennen und festzuhalten haben, immer schwieriger und umfassender«. ⁵

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg hat sich dieser Aufgabe gestellt. Und er hat dies – so glaube ich sagen zu dürfen – mit gutem Erfolg gemacht. Die Ludwigsburger Geschichtsblätter sind ein sichtbarer Ausdruck dieses Erfolgs. Anfang Dezember 2010 konnte der Verein den 64. Band seiner Reihe präsentieren – einer Reihe, die längst über die engeren Grenzen unseres Kreisgebiets hinaus hohes Ansehen genießt.

Lassen Sie mich ein paar Zahlen nennen. 64 Bände Ludwigsburger Geschichtsblätter: Das sind rund 500 Beiträge zu historischen, kunst- oder literaturgeschichtlichen, gelegentlich auch volkskundlichen oder naturkundlichen Themen – örtlich fast ausschließlich auf das Gebiet des heutigen Landkreises Ludwigsburg begrenzt oder besser gesagt: konzentriert. Das Ganze verteilt auf insgesamt 11 609 Seiten und angereichert mit fast 3 200 Abbildungen. Der bisher umfangreichste Band zählt 296 Seiten und ist im Jahr 2004 zum großen Schlossjubiläum erschienen. Das vom Umfang dünnste Heft hat lediglich 46 Seiten und ist 1939 als Band 12 veröffentlicht worden.

In den ersten sechs Jahrzehnten sind die Geschichtsblätter nur unregelmäßig herausgegeben worden. Auf den ersten Band folgte zwar schon ein Jahr später, 1901, das zweite Heft, doch dann gab es immer wieder mehrjährige Pausen zwischen den einzelnen Bänden. Seit 1963 – und somit seit nunmehr fast einem halben Jahrhundert – erscheinen die Geschichtsblätter jährlich. Dies ist eine Leistung, auf die der Historische Verein stolz sein darf, die er aber aus eigener Kraft allein wohl hätte kaum erreichen können. Denn die Herausgabe der Geschichtsblätter ist doch mit einem erheblichen finanziellen Aufwand verbunden, und für den Historischen Verein ist es eine unverzichtbare Hilfe, dass die Stadt Ludwigsburg und der Landkreis Ludwigsburg jeweils fixe Zuschüsse zu den Druckkosten gewähren und damit letztlich die jährliche Erscheinungsweise ermöglichen. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass als Kommissionsverlag für die Geschichtsblätter seit 1903 die Buchhandlung Aigner fungiert.

Der vorhin bereits erwähnte dünne Band 12 von 1939 ist der letzte Band, für dessen Herausgabe Christian Belschner verantwortlich zeichnete. Er ist zugleich auch der einzige Band, der während der Zeit der NS-Diktatur herausgegeben wurde. Er beinhaltet vier Beiträge, alle aus der Feder Christian Belschners. Belschner war überhaupt der mit Abstand fleißigste Autor für die Geschichtsblätter. Insgesamt 21 Aufsätze stammen von ihm. Lediglich in zwei der ersten zwölf Bände ist er nicht mit einem eigenen Beitrag vertreten. Das ist natürlich keine Überraschung, gilt Belschner doch gemeinhin als der Nestor der Ludwigsburger Geschichtsschreibung. Weniger bekannt mag hingegen sein, dass er ganz offensichtlich erst mit der Herausgabe der Geschichtsblätter seine so überaus fruchtbare lokalgeschichtliche Publikationstätigkeit begann. Zumindest nach Ausweis der als sehr zuverlässig geltenden »Bibliographie der Württembergischen Geschichte« hat er in den Jahren vor 1900 keinerlei Abhandlungen zu historischen Themen veröffentlicht.

Ludwigsburger Geschichtsblätter.

I.

Herausgegeben
vom
Historischen Verein für Ludwigsburg und Umgegend.



Neues Corps de Logis (Südselle).

Schriftleitung: Präzeptor C. Belschner in Ludwigsburg.



Ludwigsburg.

Druck der Kgl. Hofbuchdruckerei Ungeheuer & Ulmer.
1866.

Innentitel des ersten Bandes der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

Die Motivation, die Belschner für sein eigenes wissenschaftliches und publizistisches Arbeiten aus der Gründung des Historischen Vereins und dem Start einer eigenen Veröffentlichungsreihe des Vereins gezogen haben muss, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass er damals schon seit fast zwei Jahrzehnten in Ludwigsburg lebte und als Lehrer tätig war.⁶ Christian Belschner, 1854 als Sohn eines Schmieds in Kirchheim am Neckar geboren, hatte seine Berufslaufbahn zunächst als Volksschullehrer begonnen, dann aber durch Weiterbildung den Aufstieg in den gymnasialen Schuldienst geschafft. 1881 kam er als Präzeptor an die 1. Klasse des Ludwigsburger Lyzeums, das dann 1897 zum Gymnasium erhoben wurde. Es hat übrigens nicht viel gefehlt und Belschner wäre wohl mit sehr großer Wahrscheinlichkeit nie zum Geschichtsschreiber Ludwigsburgs geworden. Denn wiederholt bewarb er sich, freilich letztlich immer ohne Erfolg, um Stellen an anderen Schulen – unter anderem in Stuttgart, Esslingen, Heilbronn und Ravensburg –, und noch im April 1897 gab er eine Bewerbung um eine Stelle am Ulmer Realgymnasium ab. Erst als er im Herbst 1897 zum Hauptlehrer an der 3. Klasse des nunmehrigen Gymnasiums in Ludwigsburg ernannt wurde und somit die von ihm angestrebte anspruchsvollere Aufgabe übertragen erhielt, stellte er auch eine Bemühungen um eine Versetzung an eine andere Schule ein.⁷



Prof. Christian Belschner (1854–1948)

Christian Belschner hat es offenbar sehr gut verstanden, seine Kollegen vom Ludwigsburger Gymnasium zur Mitarbeit an den Geschichtsblättern zu motivieren. So hat sein Vorgesetzter, der Rektor Karl Erbe⁸, im Band 2 eine fundierte sprachlich-geschichtliche Untersuchung über die Ludwigsburger Familien-Namen veröffentlicht und im Band 4 in einem längeren Beitrag »Die Kunstschatze Ludwigsburgs und seiner Umgebung« beschrieben. Mehrere Aufsätze – unter anderem über David Friedrich Strauß und Eduard Mörike – stammen von den Ludwigsburger Gymnasiallehrern Friedrich Raunecker⁹, Heinrich Krockenberger¹⁰, Hermann Hieber¹¹ und Eugen Schübelin¹². Selbst Kontakte zu ehemaligen Kollegen nutzte Belschner für die Geschichtsblätter. So hat er 1916 im Band 8 einen Aufsatz über »Ein vergessenes Denkmal in Monrepos« veröffentlicht. Der Verfasser dieses Beitrags war Dr. Paul Weizsäcker, der von 1880 bis 1886 als Lehrer am Ludwigsburger Lyzeum tätig gewesen war und dann von 1886 bis zu seiner Pensionierung 1912 als Rektor das Reallyzeum in Calw geleitet hatte.¹³

Belschner war insgesamt 42 Jahre lang – von 1881 bis zu seiner Pensionierung im April 1923 – Lehrer am Lyzeum bzw. Gymnasium Ludwigsburg. Ausweislich der noch erhaltenen Beurteilungen galt er als ausgezeichnete Pädagoge, hoch angesehen sowohl bei den Kollegen als auch in der Elternschaft und bei den Schülern. Im Jahre

1900 wurde er zum Oberpräzeptor ernannt, 1912 erhielt er den Titel Professor.¹⁴ 1924, zu seinem 70. Geburtstag, verlieh ihm die Stadt in Würdigung seiner Verdienste um die Heimatgeschichte das Ehrenbürgerrecht.¹⁵

Auch im schon fortgeschrittenen Alter blieb Belschner nahezu rastlos tätig – als Forscher und als Publizist. Den Vorsitz im Historischen Verein versah er noch bis 1941. Christian Belschner ist am 22. Februar 1948 im Alter von 95 Jahren in Ludwigsburg gestorben und auf dem Neuen Friedhof in einem Ehrengrab beigesetzt worden.¹⁶

Noch heute müssen wir dankbar sein für alles, was Belschner für die historische Forschung erarbeitet und geleistet hat. Bereits 1934, zu seinem 80. Geburtstag, hat der renommierte Landeshistoriker Karl Weller, der mit Belschner seit einer gemeinsamen Zeit am Ludwigsburger Lyzeum eng befreundet war¹⁷, in einem Artikel im »Schwäbischen Merkur« die Hochachtung vor Belschners Lebensleistung zum Ausdruck gebracht und geschrieben, Belschners »fruchtbare, im innersten Kern edle und bedeutende Persönlichkeit wird noch lange segensreich nachwirken«.¹⁸

Auch Belschners Nachfolger im Vorsitz des Historischen Vereins und als Herausgeber der Geschichtsblätter dürfen wir ohne jede Übertreibung als herausragende Persönlichkeit bezeichnen. Es war dies Landeskonservator Dr. Oscar Paret (1889–1972): ein hoch angesehener Wissenschaftler und exzellenter Archäologe.¹⁹ Aufgewachsen im Pfarrhaus zu Heutingsheim, hatte er von 1898 an das Gymnasium in Ludwigsburg besucht und dort zu den Schülern Belschners gezählt.²⁰ Belschner war es wohl auch, der Paret's Interesse an der Geschichte, namentlich der Vor- und Frühgeschichte und für Ausgrabungen geweckt hat. Schon als junger Student, gerade mal 22 Jahre alt, veröffentlichte er 1911 seinen ersten Aufsatz in den Ludwigsburger Geschichtsblättern über »Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Oberamts Ludwigsburg«.²¹

1957 konnte der Historische Verein nach 18-jähriger Unterbrechung endlich wieder seine Geschichtsblätter herausgeben. Oscar Paret wies in seinem Vorwort zu diesem 13. Band der Reihe darauf hin, dass seit September 1949 die Ludwigsburger Kreiszeitung ihre heimatgeschichtliche Beilage »Hie gut Württemberg« herausgab. Die damals noch im monatlichen Rhythmus erscheinende Zeitungsbeilage habe, so Paret, »in einer Fülle von kleineren Arbeiten schon einen überraschenden Reichtum an neuen Forschungsergebnissen meist im Kreis ansässiger Heimatforscher gebracht«. Und er stellt die Frage: »Sind dadurch die Geschichtsblätter überflüssig geworden?« Paret's eindeutige Antwort lautete: »keineswegs«. Denn die Erfahrung lehre, dass »in Tagesblättern erscheinende Aufsätze leicht übersehen werden und verloren gehen. Anders in einer Zeitschrift. Auch ist die Zeitschrift der geeignete Ort für größere Arbeiten, die sich schon wegen des Umfangs nicht für die Tagespresse eignen.«²²

So war es dann auch nur konsequent, dass Paret in diesen Band als Zusammenfassung unter dem Titel »Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung« mehrere Arbeiten des kurz zuvor im Alter von erst 40 Jahren verstorbenen Historikers Dr. Gerhard Heß²³ aufnahm, die dieser bereits in »Hie gut Württemberg« veröffentlicht hatte.²⁴ Noch bemerkenswerter erscheinen jedoch zwei weitere Aufsätze dieses ersten Bandes der Nachkriegszeit: Zum einen der Beitrag von Fritz Blumenstock, in dem sehr detailliert das Ende des Zweiten Weltkriegs im Kreis Ludwigsburg geschildert wird. Zum anderen der von Oscar Paret selbst verfasste Artikel über »Verschwundene Natur- und Baudenkmäler im Kreis Ludwigsburg«, die teils dem Krieg, teils dem Ausbau der Verkehrswege zum Opfer gefallen waren. Diese Arbeit beeindruckt nicht zuletzt wegen der dort abgedruckten Fotos. Sie zeigen unter anderem

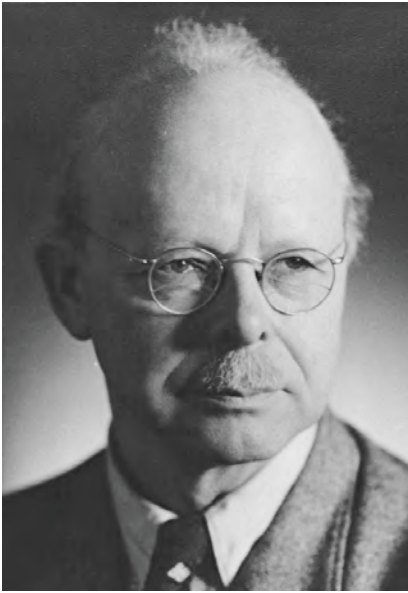
durch Kriegsbomben zerstörte Gebäude wie das Bönningheimer Rathaus oder den Kleinen Mathildenhof in Ludwigsburg, die alten gedeckten Holzbrücken von Benningen und Neckarrens oder markante Neckarabschnitte vor der Kanalisierung.

1960, nach drei Jahren Pause, gab Oscar Paret noch einen weiteren Band der Geschichtsblätter heraus. Dessen Inhalt deutet an, dass es damals ganz offensichtlich schwierig war, Autoren für eine Mitarbeit zu gewinnen. Denn zwei Drittel des nur 66 Seiten umfassenden Bandes 14 machen Abhandlungen aus, die Oscar Paret selbst geschrieben hatte. Daneben gab es noch Nachrufe auf die verstorbenen Ehrenmitglieder Professor Hermann Roemer und Oberst a. D. Hugo Breyer sowie den Beitrag »Häuser und Menschen in Alt-Ludwigsburg« aus dem Nachlass von Gerhard Heß.

Oscar Paret gab 1961 im Alter von 72 Jahren den Vorsitz des Historischen Vereins auf. Seine beiden Nachfolger, zunächst bis 1969 Heinrich Gaese (1907–1995), anschließend bis 1978 Dr. Willi Müller (1915–1983), waren im Hauptberuf Lehrer. Gaese, in Bielefeld geboren, hatte in Tübingen, München und Berlin Geschichte, Deutsch und Englisch studiert und unterrichtete von 1951 an bis zu seiner Pensionierung 1969 als Studiendirektor am Karls Gymnasium in Stuttgart.²⁵ Willi Müller leitete zunächst von 1945 bis 1953 die Volksschule in Erdmannhausen und war dann von 1953 bis zu seiner Pensionierung 1977 Rektor der Grund- und Hauptschule Schwieberdingen. Müller, ein ausgewiesener Fachmann der Flurnamenforschung, hatte in Tübingen Volkskunde und Geschichte studiert und 1959 mit einer Arbeit über »Das Namenbündel als volkssprachliche Erscheinung« promoviert.²⁶

Beide, Heinrich Gaese und Willi Müller, setzten die Tradition fort, dass der Vorsitzende des Historischen Vereins zugleich auch die Ludwigsburger Geschichtsblätter redigierte. Und es ist überaus bewundernswert, wie vor allem Heinrich Gaese in den schwierigen sechziger Jahren, die sich vielfach durch »Traditionsfeindlichkeit und Geschichtslosigkeit kenntlich machten«²⁷, den Geschichtsblättern neuen Schwung geben konnte. Dies zeigt sich allein schon äußerlich daran, dass die Bände nun wieder deutlich mehr Umfang haben. Aber auch inhaltlich weisen sie eine sehr große Bandbreite auf, was nur mit Hilfe neuer Autoren gelingen konnte. Darunter befand sich auch eine Reihe junger Wissenschaftler, denen die Geschichtsblätter eine Plattform boten, ihre Forschungsergebnisse einem größeren Publikum vorzustellen. So haben, um nur einige Beispiele zu nennen, Mitte der sechziger Jahre der Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Bollacher und der Lehrer Hans Schmä, später Leiter der Robert-Franck-Schule, in den Geschichtsblättern mehrere Aufsätze zu Spezialthemen der Ludwigsburger Stadtgeschichte veröffentlicht. Auch der Bissinger Apotheker Markus Otto²⁸ schrieb damals seinen ersten Beitrag für die Geschichtsblätter, dem bis 1987 noch zehn weitere Abhandlungen von ihm über die Kirchen im Kreisgebiet und insbesondere über die Glas- und Freskenmalerei folgen sollten. Zu den fleißigsten Autoren der 60er und frühen 70er Jahre zählt aber auch der pensionierte Pfarrer Walter Hagen, der namentlich über Justinus Kerner, Tony Schumacher und Eduard Mörike schrieb und 1969 den Lesern der Geschichtsblätter den Werdegang und das Lebenswerk des Arztes Dr. August Hermann Werner vorstellte.²⁹

Heinrich Gaese hat sich wiederholt auch selbst als Autor in den Geschichtsblättern zu Wort gemeldet und Aufsätze zu verschiedenen historischen Themen verfasst, die sich – wie es Wolfgang Bollacher 1996 im Nachruf für Heinrich Gaese formuliert hat – »durch große Prägnanz und klaren Stil auszeichnen«.³⁰ Seine Beiträge befassten sich mit der Gründung der Stadt Ludwigsburg, mit den Ludwigsburger Affären und Prozessen in der Zeit des Vormärz, mit Eduard Mörike, aber auch mit dem Landsknecht-



Prof. Dr. Oscar Paret (1889–1972)



Heinrich Gaese (1907–1995)



Dr. Willi Müller (1915–1983)



Prof. Dr. Paul Sauer (1931–2010)

fürher Sebastian Schertlin von Burtenbach. Auch Willi Müller hat selbstverständlich eigene Untersuchungen in den Geschichtsblättern publiziert, allerdings fast ausschließlich zur Siedlungsgeschichte und Namensforschung, seinem Spezialgebiet.³¹

Einen guten Überblick über Müllers vielfältige Arbeiten zu diesem Themenbereich gibt das Sonderheft, das der Historische Verein und der Landkreis Ludwigsburg 1985, zwei Jahre nach Willi Müllers Tod, gemeinsam als Band 37 der Geschichtsblätter herausgegeben haben. Darin sind auf gut 240 Seiten nochmals rund 30 Aufsätze Willi Müllers abgedruckt, die zuvor an verschiedenen Stellen, vor allem in »Hie gut Württemberg« und in der Zeitschrift »Schwäbische Heimat«, schon einmal veröffentlicht worden waren.

Mit dem völlig überraschenden Rücktritt Willi Müllers als Vorsitzender des Historischen Vereins im Februar 1978 hatten die Geschichtsblätter auch ihren Schriftleiter verloren. Mit dem Amtsantritt des neuen Vorsitzenden Dr. Wolfgang Bollacher³² wurden die Funktionen von Vereinsvorstand und Redakteur der Geschichtsblätter nun erstmals – und bis heute andauernd – personell getrennt. Für den anstehenden 30. Band besorgte Dr. Paul Sauer³³ die Redaktion. In Paul Sauer, damals Archivdirektor beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart, hatte sich der Historische Verein für die Betreuung dieser Ausgabe seiner Geschichtsblätter die größtmögliche fachliche Kompetenz gesichert. Denn dieser Band besteht in der Hauptsache aus der rund 100-seitigen Untersuchung von Beate Maria Schüßler über »Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung«. Und Paul Sauer war nicht nur engagiertes Mitglied im Historischen Verein, sondern hatte sich erst wenige Jahre zuvor mit fundierten Studien und Dokumentationen zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in unserem Land und zur nationalsozialistischen Judenverfolgung großes Ansehen in der Fachwelt erworben. Er hat dann auch als Einführung in das Thema des Bandes den Ausführungen von Beate Maria Schüßler einen eigenen Aufsatz vorangestellt mit dem Titel: »Die Verfolgung der jüdischen Bürger durch das Nationalsozialistische Regime, insbesondere in Württemberg (1933–1945)«.

Die Redaktionstätigkeit von Paul Sauer beschränkte sich freilich auf diesen einen Band. Die redaktionellen Arbeiten für den nächsten Band, den Band 31, übernahm ein Kollege von ihm, der damals 41 Jahre alte Oberarchivrat Dr. Wolfgang Schmierer³⁴, der 1968 als junger Assessor an das Staatsarchiv Ludwigsburg gekommen war. In der Geschichte der Ludwigsburger Geschichtsblätter markiert dieser Übergang einen wichtigen Einschnitt. Denn Wolfgang Schmierer, der 1986 von Ludwigsburg an das Hauptstaatsarchiv Stuttgart wechselte und dann ab 1994 dessen Leiter war, hat 18 Jahre lang – bis zu seinem allzu frühen Tod im Oktober 1997 – mit großem Sachverstand und unermüdlichem Engagement die Schrifteleitung der Geschichtsblätter besorgt und in dieser Zeit für den Historischen Verein insgesamt 21 Bände herausgegeben.

Wolfgang Schmierer hat den unter Heinrich Gaese und Willi Müller begonnenen Wandel der Geschichtsblätter zu einer modernen Zeitschriftenreihe konsequent fortgesetzt und ihnen schon rein äußerlich ein zeitgemäßes, frisches Erscheinungsbild gegeben. Vor allem aber hat er mit feinem Gespür die Geschichtsblätter stets auch für die neuen Fragestellungen und Methoden der historischen Forschung geöffnet und offen gehalten und somit dafür gesorgt, dass sie auch inhaltlich immer auf der Höhe der Zeit blieben. Auf diese Weise hat Wolfgang Schmierer das ohnehin gute Ansehen, das die Geschichtsblätter schon immer genossen, weiter vergrößert und ihr Renommee, zu den »wissenschaftlich führenden landesgeschichtlichen Zeitschriften«³⁵ zu gehören, endgültig gefestigt.

Zum Charakter der Geschichtsblätter gehört auch, dass die einzelnen Bände – zumindest der neueren Zeit – mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet sind. Dies ist kein Widerspruch zu dem Anspruch, wissenschaftlich fundierte Beiträge zu veröffentlichen. Die Abbildungen dienen in der Regel zur Verdeutlichung des Geschriebenen, sind also keineswegs nur schmückendes Beiwerk. Gelegentlich können sie Aussagen sogar anschaulicher machen, als dies alle Worte vermögen. Als Beispiel sei nur die im Band 58 abgedruckte zeitgenössische Zeichnung genannt, die König Friedrich nicht nur in einer prächtigen Uniform, sondern eben auch in seiner ganzen Leibesfülle zeigt.³⁶

Zum Erscheinungsbild der Geschichtsblätter gehören auch die attraktiv gestalteten Umschläge. Zunächst – und noch bis Ende der 60er Jahre – waren die Einbände noch sehr einfach gehalten. Seit 1971 jedoch – seit dem Heft 21 – ist auf der vorderen



Dr. Wolfgang Schmierer (1938–1997)

Umschlagseite der einzelnen Bände stets eine großformatige, in aller Regel farbige Abbildung zu sehen. Vier Ausgaben lang war dies die Abbildung eines wertvollen Glasgemäldes aus der Georgskirche in Kleinbottwar. Ab dem Heft 27 von 1975 schmücken dann jeweils wechselnde Motive den Einband, wobei sowohl historische Bildvorlagen als auch aktuelle Fotos vertreten sind. Die Reihe beginnt mit einer eindrucksvollen Ansicht aus Vaihingen mit Pulverturm, Stadtkirche und Schloss Kaltenstein. Wiederholt dienen auch die historischen Fachwerkhäuser des Kreisgebiets als Blickfang. Selbstverständlich ist auch das Ludwigsburger Schloss vertreten, aber ebenso zum Beispiel die bekannte Trägerfigur der Kline aus dem Fürstengrab von Hochdorf oder ein Thora-Wimpel aus dem Jahr 1775 – oder Erzeugnisse aus Ludwigsburger Porzellan, eine dampfende Lokomotive auf der alten Bottwartalbahn oder die stolze

Katharinenkirche in Eglosheim. Und natürlich fehlt auch Schiller als Motiv nicht: Zwei Titelbilder zeigen die Schiller-Denkmale in Marbach bzw. Ludwigsburg.

Die Vielfalt der Titelbilder verdeutlicht auf anschauliche Weise den Reichtum des historischen Erbes in unserem Kreisgebiet. Und sie spiegelt zugleich die thematische Vielfalt wider, die in den Geschichtsblättern präsentiert wird. Jeder einzelne Aufsatz ist lesenswert und vermittelt interessante Einblicke in ein spezielles Thema – und in ihrer Summe decken die in den Geschichtsblättern veröffentlichten Aufsätze inzwischen eine riesige Bandbreite ab, die fast kein Thema auslässt.

Seit 1973 werden in den Geschichtsblättern neben den eigentlichen Aufsätzen regelmäßig auch mehr oder weniger ausführliche Berichte über die Tätigkeit des Historischen Vereins im Jahresverlauf, über seine Vorträge, Ausfahrten und sonstige Aktivitäten veröffentlicht.³⁷ Wolfgang Schmierer hat auch hier eine Neuerung eingeführt, die ebenfalls bis heute praktiziert wird. Denn seit dem ersten von ihm redigierten

Band werden die Vereinsnachrichten ergänzt um einen allgemeinen Jahresrückblick über das Geschehen in der Stadt und dem Landkreis Ludwigsburg. Diese Rückblicke wurden bis 1990 von Herbert Saar verfasst, dem ehemaligen Pressereferenten im Landratsamt, dann bis 1997 von Dr. Albert Sting und nunmehr seit zwölf Jahren von mir.

Eine weitere Neuerung hat Wolfgang Schmierer ein Jahr vor seinem Tod eingeführt. Erstmals 1996 – im 50. Band der Reihe – wurde den Geschichtsblättern in einer Einstecktasche auf dem hinteren Umschlag das Faksimile einer mittelalterlichen Urkunde beigegeben und deren Inhalt in einem Begleittext transkribiert und erläutert. Diese Urkundenbeilage, jeweils ausgewählt und umsichtig betreut von dem Mittelalter-Spezialisten Dr. Stephan Molitor vom Staatsarchiv Ludwigsburg, ist insgesamt zehnmal erschienen, zuletzt 2006 im Band 60. Kostengründe, aber auch die Schwierigkeit, jedes Jahr aufs Neue eine für diese Beilage geeignete Urkunde zu finden, waren maßgeblich für den Entschluss, diese Serie aufzugeben bzw. zumindest vorerst zu unterbrechen.

Zur Mitarbeit bei der Redaktion der Geschichtsblätter hatte Wolfgang Schmierer zwei seiner Kollegen im Staatsarchiv gewinnen können: Dr. Franz Mögle-Hofacker (1979–1986) und Dr. Norbert Stein (1979–1996) kümmerten sich vor allem um die Buchbesprechungen. Zwar enthalten auch schon ältere Bände immer wieder Buchbesprechungen oder Hinweise auf neue Literatur zur Heimatgeschichte – so erstmals der Band 10 von 1926 –, doch erst Wolfgang Schmierer etablierte die Buchbesprechungen als feste und regelmäßige Rubrik in den Geschichtsblättern, wobei die Rezensionen in den ersten Jahren ganz vorwiegend von Archivarskollegen stammten. Seit 1997 besorgt Stadtarchivar Wolfgang Läßle mit großer Umsicht die redaktionelle Betreuung der Buchbesprechungen.

Nach dem Tod von Wolfgang Schmierer im Herbst 1997 hat der Vorstand des Historischen Vereins mich gebeten, die Schriftleitung der Geschichtsblätter zu übernehmen. Ich bin dieser Bitte gerne nachgekommen, wohl wissend, dass es nicht leicht sein wird, die Geschichtsblätter auf dem hohen Niveau weiterzuführen, auf das sie Wolfgang Schmierer gebracht hatte. Ob ich dieser Herausforderung bei der Edition der letzten 13 Bände gerecht geworden bin, mögen andere beurteilen. Gelungen ist auf jeden Fall, die thematische Vielfalt, welche die Geschichtsblätter seit jeher auszeichnet, zu erhalten. Auch heute, 111 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, erfüllen die Geschichtsblätter weiterhin den Auftrag, ein historisches Publikationsorgan für das gesamte Ludwigsburger Kreisgebiet zu sein mit dem Ziel, lokal- und regionalgeschichtliches Wissen zu vermitteln und den Leserinnen und Lesern ganz allgemein Lust zu machen, sich mit Ereignissen aus der Vergangenheit zu beschäftigen und auseinanderzusetzen.

Anmerkungen

- 1 Christian Belschner: Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Historischen Vereins, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 9 (1923) S. 3–10, hier S. 4.
- 2 Bernd Ottnad: 75 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg (Kreis und Stadt) e.V., in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 24 (1972) S. 7–35, hier S. 16 f.
- 3 Ludwigsburger Geschichtsblätter 1 (1900).
- 4 Ebd. S. 26 ff.

- 5 Ebd. S. 30.
- 6 Zum Lebenslauf Belschners vgl. Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Band 2, Ludwigsburg 2004, S. 437 f.
- 7 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) E 203 I Bü 74 (Personalakte Belschner).
- 8 Karl Erbe (1845–1927), 1897–1915 Rektor des Gymnasiums in Ludwigsburg; vgl. Sting (wie Anm. 6) S. 446 und StAL E 203 I Bü 389 (Personalakte Erbe).
- 9 Friedrich Raunecker (1858–1932), 1897–1924 Lehrer am Gymnasium Ludwigsburg; StAL E 203 I Bü 1264.
- 10 Heinrich Krockenberger (geb. 1844), 1885–1912 Lehrer am Lyzeum bzw. Gymnasium Ludwigsburg; StAL E 203 I Bü 937.
- 11 Hermann Hieber (geb. 1862), 1905–1923 Lehrer am Gymnasium Ludwigsburg; StAL E 203 I Bü 678.
- 12 Eugen Schübelin (geb. 1861), 1902–1924 Lehrer am Gymnasium Ludwigsburg; StAL E 203 I Bü 1496.
- 13 StAL E 203 I Bü 1768.
- 14 Wie Anm. 7.
- 15 Ottnad (wie Anm. 2) S. 21.
- 16 Sting (wie Anm. 6) S. 438.
- 17 Ottnad (wie Anm. 2) S. 13.
- 18 Schwäbischer Merkur, 29. August 1934.
- 19 Zu Paret vgl. Heinrich Gaese: Professor Dr. Oscar Paret zum 75. Geburtstag. Ein Leben für Ludwigsburg und das ganze Land, in: Hie gut Württemberg 15 (1964) S. 19 f.; Nachruf von Willi Müller in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 24 (1972) S. 5; Nachruf von Siegfried Junghans in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 1 (1974) S. 698; Sting (wie Anm. 6) S. 469 f.
- 20 Oscar Paret: Jugend-Erinnerungen, in: Schwäbische Heimat 10 (1959) S. 121–129, bes. S. 122 f.
- 21 Ludwigsburger Geschichtsblätter 6 (1911) S. 3–33.
- 22 Ludwigsburger Geschichtsblätter 13 (1957) S. 6.
- 23 Gerhard Heß (1916–1957) stammte gebürtig aus Oberstenfeld und hatte von 1927 bis 1936 das Gymnasium in Ludwigsburg besucht. Von 1954 bis zu seinem Tod leitete er das Stadtarchiv Heilbronn. Zu ihm vgl. Nachruf von Oscar Paret in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 13 (1957) S. 8; Nachruf von Robert Uhland in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 16 (1957) S. 197 f.; Nachruf von Willi Müller in: Hie gut Württemberg 8 (1957) S. 3.
- 24 Ludwigsburger Geschichtsblätter 13 (1957) S. 6.
- 25 Ottnad (wie Anm. 2) S. 29; Nachruf von Wolfgang Bollacher in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 50 (1996) S. 9 f.
- 26 Ottnad (wie Anm. 2) S. 33; Nachruf von Otto Markus in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 35 (1983) S. 6–8; Ludwigsburger Geschichtsblätter 37 (1985) S. 5 f.
- 27 Wolfgang Bollacher in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 50 (1996) S. 9.
- 28 Zu Markus Otto (1913–1999) vgl. Nachruf von Wolfgang Bollacher in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 53 (1999) S. 7 f.
- 29 Vgl. Wolfgang Schmierer: 90 Jahre Historischer Verein, 88 Jahre »Ludwigsburger Geschichtsblätter«. Verzeichnis der 1900–1988 in Hef 1–41 erschienenen Aufsätze, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 41 (1988) S. 177–196.
- 30 Wie Anm. 27.
- 31 Wie Anm. 29.
- 32 Dr. Wolfgang Bollacher (geb. 1933), Rechtsanwalt, 1974–1979 stellvertretender Vorsitzender, dann bis 2003 Vorsitzender des Historischen Vereins; zu ihm vgl. Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Band 3, Ludwigsburg 2005, S. 504.
- 33 Zu Paul Sauer (1931–2010) vgl. Sting (wie Anm. 32) S. 524 f.; Nachruf von Elfriede Krüger in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 64 (2010) S. 7 f.
- 34 Zu Wolfgang Schmierer (1938–1997) vgl. Nachruf von Paul Sauer in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 51 (1997) S. 7–9; Nachruf von Hans-Martin Maurer in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 57 (1998) S. 397–404.
- 35 Sauer (wie Anm. 34) S. 7.
- 36 Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004) S. 191.
- 37 Die Berichte wurden von 1973 bis 1992 von Markus Otto verfasst, seitdem von Wolfgang Lapple.

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2010/2011

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2010/2011 im Staatsarchiv Ludwigsburg

1. Donnerstag, 14. Oktober 2010: Dr. Eberhard Fritz, Archivar des Hauses Württemberg, stellte im ersten Wintervortrag ein unbekanntes Kapitel des Schlosses Monrepos vor, nämlich die Nutzung des Geländes als Tiergarten und als Domäne. Dieser Vortrag ist unter dem Titel »Tiergarten Monrepos – Domäne Seegut. Jagd und Viehzucht unter den Königen Friedrich und Wilhelm I. von Württemberg« im Heft 64/2010 der Geschichtsblätter veröffentlicht.

2. Donnerstag, 11. November 2010: Der Leiter des Strafvollzugsmuseums, Dr. Erich Viehöfer, sprach zum Thema »Zwischen Zuchthaus und Samariterheim. Der Ludwigsburger Pfarrer und Schriftsteller Albert Bertsch (1862–1939)«.

Albert Bertsch wurde am 1. März 1862 in Markgröningen geboren. Er war vier Jahre alt, als sein Vater zum evangelischen Hausgeistlichen an der Strafanstalt Ludwigsburg befördert wurde. In Ludwigsburg besuchte Albert Bertsch das Lyzeum im Gebäude der heutigen Firma Kodweiß. Zur Vorbereitung auf das Theologiestudium ging es zunächst ins Seminar nach Schöntal, zwei Jahre später nach Urach, wo er das »Konkurrensexamen« bestand und sich damit für das »Stift« in Tübingen qualifizierte. Nach seinem Militärdienst in der Mathildenkaserne bezog er im Wintersemester 1881/82 das »Stift« und begann sein Theologiestudium. Seine erste Predigt hielt er, noch als Student, in der Kirche von Pleidelsheim. Ein Jahr später bestand er, nach den üblichen acht Semestern, das Examen. Es folgte die Zeit als Vikar an häufig wechselnden Orten. Als fest angestellter Pfarrer amtierte er mehrere Jahre in Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb, bevor er nach Oppenweiler wechselte. Gaben in Riedlingen die katholische Majorität seiner Arbeit eine besondere Note und in Buttenhausen die jüdischen Mitbürger, so waren es in Oppenweiler die drei Einrichtungen der Inneren Mission. Da war zum einen das »Samariterheim« auf Burg Reichenberg. Die zweite Einrichtung, Wilhelmsheim, war eine Neugründung, ebenso die dritte Einrichtung, das »Haus der Barmherzigkeit«, das durch seine Vermittlung auf dem Hofgut Staigacker angesiedelt wurde. Heute ist darin ein Alten- und Pflegeheim der Diakonie untergebracht. Die Überlastung durch die drei Anstalten und durch den ausgedehnten Einzugsbereich der Kirchengemeinde veranlasste seine Rückkehr nach Ludwigsburg.

Der neue Sprengel, das Königliche Zuchthaus, war vergleichsweise übersichtlich. Albert Bertsch führte den Weihnachtsbaum bei den Weihnachtsfeiern im Zuchthaus ein. Kinder von der »Karlshöhe« sangen Weihnachtslieder in den Höfen vor den einzelnen Bauten. Die Förderung des Gesangs als Ausgleich für das Schweigegebot der Gefangenen lag ihm besonders am Herzen. Über seine Tätigkeit und seine Erlebnisse als Gefängnispfarrer in Ludwigsburg veröffentlichte er im Steinkopf-Verlag eine ganze Reihe von Büchern. Daneben publizierte Bertsch auch zahlreiche Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, angefangen von der »Ludwigsburger Zeitung« über den »Schwäbi-

schen Merkur« bis hin zum »Schwarzwälder Boten«. Nach seiner Pensionierung war er Mitglied des Gemeinderats. Am 23. Mai 1939 starb Albert Bertsch in Ludwigsburg. Sein Grab auf dem Neuen Friedhof existiert heute noch. *ev*

3. Donnerstag, 9. Dezember 2010: »Alle Victualien werden nach Ludwigsburg getragen. Marbacher Märkte in der frühen Neuzeit« war das Thema des Vortrags des Marbacher Stadtarchivars Albrecht Gühring. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter unter dem Titel »Marbacher Märkte in den letzten tausend Jahren« abgedruckt.

4. Donnerstag, 13. Januar 2011: Den ersten Vortrag im neuen Jahr hielt der Metzinger Stadtarchivar Rolf Bidlingmaier über »Leopoldo Retti (1704–1751). Architektur des Spätbarock und Rokoko im Herzogtum Württemberg und in der Markgrafschaft Ansbach«.

Leopoldo Retti wurde um 1704 vermutlich in Laino geboren, in der italienisch-schweizerischen Grenzregion zwischen Lugano und Como. Seine Familie gehörte zu der Schar von Wanderkünstlern dieser Region, die als Architekten, Stuckatoren und Bildhauer in weiten Teilen Europas tätig waren. Donato Giuseppe Frisoni, Oberbaudirektor in Ludwigsburg, bildete seinen Neffen Leopoldo Retti als Architekten aus; Retti wurde zum Baumeister ernannt, wobei ihm die Zuständigkeit für den Ausbau der mit dem Schloss neu entstandenen Stadt Ludwigsburg übertragen wurde.

Im Jahr 1730 suchte der eben zur Regierung gelangte Markgraf Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach einen jungen Architekten, der die im Bau befindliche Ansbacher Residenz in zeitgemäßen Formen vollenden konnte. Retti ergriff die Gelegenheit und holte nach dem Tod Herzog Eberhard Ludwigs 1733 und der Verhaftung seines Onkels Donato Giuseppe Frisoni und seines Bruders Paolo Retti einige der besten italienischen Kräfte von Ludwigsburg nach Ansbach. Bedeutender noch als das Äußere der Ansbacher Residenz sind die von Leopoldo Retti 1734 bis 1745 geschaffenen Innenräume. Das Ergebnis aus französischen, italienischen und Münchener Elementen bildete das »Ansbacher Rokoko«.

Mitte der vierziger Jahre waren die Arbeiten in den Interieurs der Ansbacher Residenz weitgehend abgeschlossen, so dass sich Retti verstärkt anderen Aufgaben zuwenden konnte. Als Leiter des Hofbauamts war er auch für die übrigen Bauten des markgräflichen Hofes zuständig, so für die Sommerresidenz Triesdorf und die Nebenresidenz Unterschwaningen. Die Residenzstadt Ansbach erhielt unter Markgraf Carl Wilhelm Friedrich ihr bis heute vom Spätbarock geprägtes Gesicht. Maßgebenden Anteil daran hatte Leopoldo Retti. Die Zahl seiner Kirchenbauten ist gegenüber den Profanbauten vergleichsweise übersichtlich.

Während seiner Ansbacher Zeit war Retti nicht nur für den Markgrafen, sondern auch für andere adelige Bauherren in der Umgebung tätig. Offenbar hatte sich sein Ruf als talentierter Architekt rasch verbreitet. Herzog Carl Eugen von Württemberg beauftragte ihn 1744 mit dem Bau des Neuen Schlosses in Stuttgart. Er stand damals auf dem Höhepunkt seines Schaffens als einer der führenden Architekten Süddeutschlands. Am 18. September 1751 verstarb Leopoldo Retti, gerade 47 Jahre alt; er wurde im Familiengrab in Oeffingen beigesetzt. Durch die Schlossbauten in Stuttgart und Ansbach, aber auch durch die verschiedenen Kirchen- und Profanbauten in Franken gehört Retti mit zu den herausragenden Architekten des Spätbarock und Rokoko in Süddeutschland. *ev*

5. Donnerstag, 10. Februar 2011: Den »Kelten am Hohenasperg. Grabhügel und Siedlungen, keltische Eisentechnologie und -kunst« galten zwei Vorträge, die außerordentlich großes Interesse fanden. Referenten waren Herbert Paul und Armin Krüger.

Im ersten Vortrag gab Herbert Paul einen allgemeinen Überblick über die Geschichte der Kelten. Standen sie früher im Schatten von Germanen und Römern, so sind durch den Jahrhundertfund des Fürstengrabs von Hochdorf auch die Kelten in das Licht der Öffentlichkeit gerückt. Die Bezeichnung »Kelten« tauchte erstmals um 500 v. Chr. bei griechischen Historikern auf, wobei sie eine Sprachengruppe, kein einzelnes Volk, bezeichnete. Ihr Kerngebiet lag in Süddeutschland und Ostfrankreich. Von dort aus stießen sie vom 5. bis 3. Jahrhundert v. Chr. bis ans Schwarze Meer vor. Die Kelten trieben einen regen Handel, vor allem mit den Griechen und Etruskern. Sie importierten Wein, Olivenöl und Schmuck gegen Eisenwaren und Sklaven. Die Kelten bildeten eine Hochkultur, wenn auch ohne eigene Schrift. Neben weilerartigen Siedlungen existierten bereits erste Städte, sogenannte Oppida. Um 250 v. Chr. erreichten sie ihre größte Ausbreitung, dann wurden sie allmählich in die Randgebiete Europas (Schottland, Irland) zurückgedrängt. Geblieben sind aber zum Beispiel die keltischen Namen für Flüsse, vom Rhein bis zur Murr.

Gab es »Eisenfürsten« am Hohenasperg, fragte Armin Krüger im zweiten Vortrag. Auffallend viele Eisenfunde wurden um den Hohenasperg gemacht, Eisenerz kommt aber dort nicht vor. Das nächste Vorkommen von Brauneisenerz existiert im Nordschwarzwald, im Raum Neuenbürg. Zuerst musste das Eisenerz zerkleinert, dann mit Holzkohle verhüttet werden. Im Raum Neuenbürg wurden über 20 »Rennöfen« gefunden. Der Transport geschah in Form von »Doppelspitzbarren« entlang der Enz bis zum Hohenasperg, wo das Eisen zu Waffen (vor allem Schwertern) und Werkzeugen (wie z.B. der eisernen Pflugschar) verarbeitet wurde.

Die keltische Kunst entstand im Umfeld des Hohenaspergs. Anfangs importierten die Kelten aus den Mittelmeerländern, dann wurden eigene Luxusgüter hergestellt. Die Funde vom »Kleinaspergle«, wie die goldenen Trinkhornenden und die Schnabelkannen, sind für die Archäologen Paradebeispiele für die Entwicklung des neuen Kunststils. Der »Krieger« von Hirschlanden, zehn Kilometer vom Hohenasperg entfernt, ist die erste lebensgroße Vollplastik nördlich der Alpen. Der fließende Übergang von Figur und Ornament ist dabei typisch für die keltische Kunst. *ev*

6. Donnerstag, 10. März 2011: Nach der vom stellvertretenden Vorsitzenden Albrecht Gühring in Vertretung der Vorsitzenden geleiteten Mitgliederversammlung referierte Dr. Manfred Scheck über das »Leben und Sterben im Spiegel des Vaihinger Totenbuchs 1609–1788«. Dieser Vortrag ist ebenfalls im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

II. Die Sommerfahrten 2011

1. Samstag, 2. Juli 2011: Ganztagesfahrt nach Ansbach.

Zwischen Ansbach und Ludwigsburg gab es im 18. Jahrhundert vielfältige Verbindungen. Markgräfin Christine Charlotte war die Schwester von Herzog Carl Alexander von Württemberg. Ihr Sohn, Markgraf Carl Wilhelm Friedrich, verheiratet mit Friederike Luise, der Schwester des Alten Fritz, berief 1731 den Baumeister Leopoldo Retti (1704–1751) aus Ludwigsburg nach Ansbach. Retti verlieh der Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach in den nächsten anderthalb Jahrzehnten ein barockes Gesicht und prägte das Stadtbild mit seinen Bauten maßgeblich.

Mit der sogenannten Neuen Auslage entstand ein spätbarocker Stadtteil, dessen Gestalt an Ludwigsburg erinnert. Retti vollendete das Residenzschloss und schuf in

Zusammenarbeit mit den Künstlern und Kunsthandwerkern Interieurs im Stil des frühen Rokoko, die zu den hochwertigsten Raumdekorationen jener Zeit zählen.

Der Metzinger Stadtarchivar Rolf Bidlingmaier führte durch die Stadt, wo unter anderem die von Gotik, Renaissance und Barock geprägte Gumbertuskirche, die markgräfliche Kanzlei, das Stadthaus und die gotische Johanniskirche besichtigt wurden. Den Kern der Altstadt säumen Bürgerhäuser von der Gotik bis zum Barock. Ein besonderer Höhepunkt war die Besichtigung der Synagoge in der Rosenbadgasse. Das von Leopoldo Retti errichtete Gebäude ist eine der wenigen noch original erhaltenen Synagogen in Deutschland.

Durch das Herrieder Tor ging es dann zur Neuen Auslage. Der an Ludwigsburg erinnernde Marktplatz in diesem Stadtviertel ließ bei den Ludwigsburger Besuchern heimatliche Gefühle aufkommen. Lediglich die klassizistische katholische Ludwigskirche sticht aus dem Ensemble heraus.

Am Nachmittag schloss sich eine Führung durch die Innenräume der Ansbacher Residenz an, in denen die Zeit des Rokoko wieder lebendig wird. Auf den Grundlagen von Baumeister Gabriel de Gabrieli wurde die vierflügelige Anlage von Leopoldo Retti vollendet. Beeindruckende Räumlichkeiten mit unterschiedlicher Ausstattung zogen die Besucher in ihren Bann und machten den Schlossbesuch zu einem gelungenen Höhepunkt und Abschluss der Stadtbesichtigung. *ek*

2. Samstag, 17. September 2011: Halbtagesfahrt nach Bönningheim.

Wieder einmal besuchte der Historische Verein die Stadt Bönningheim, Perle des Zaibergäus. Seit der letzten Exkursion dorthin im Jahre 1994 ist vieles gleich geblieben, vieles hat sich aber auch verändert.

Herr Kurt Sartorius, exzellenter und allen bekannter Kenner der Stadt, hatte ein originelles und nicht alltägliches Programm zusammengestellt, das die Teilnehmer utriusque generis in beste Stimmung versetzte. Zur Stadtgeschichte, und was insoweit vermittelt wurde, wird – um Wiederholungen zu vermeiden – auf den Bericht vom 23. April 1994 (Ludwigsburger Geschichtsblätter 48/1994, S. 163–165) verwiesen.

Die Stadtbesichtigung begann im Steinhaus von 1296, das als Palais einer Stadtburg erbaut wurde, dann als Küferei und Bauernhaus diente und heute das Schnapsmuseum beherbergt. In seinem tiefen gewölbten Keller war eine Kaffee- und Kuchentafel aufgebaut, die großen Zuspruch fand. Dann folgte eine Schnaps-, Geist- und Likörprobe, gewürzt mit Ausführungen zur Technik der Brennerei und köstlichen Bemerkungen und Anekdoten zur Geschichte der Spirituosen und ihren Wirkungen. Herr Sartorius bescherte den Ludwigsburgern eine poetische und durchaus auch mit Keckheiten gespickte Vorlesung. Zuhörer und Genießer waren von der Herstellung, der Destillation, den Rezepturen und der Vielfalt der Düfte und Aromen des »Feuerwassers« (aqua ardens) beeindruckt und begriffen schnell, weshalb die Schnapszerzeugung im sogenannten Brennerei- oder Mischungsverfahren eine äußerst beliebte Beschäftigung ist und weshalb sich ihre Anhänger häufig nicht um gesetzliche Vorschriften und Regulierungen scheren, sie vielmehr missachten und übertreten. Verbotenerweise werden selbst aus Konservendosen, Blechkanistern, Kupferleitungen und Gummischläuchen gut getarnte Brennapparaturen gebastelt, aus denen am Ende ein trinkbares Gebräu tropft, und dies alles sogar unbemerkt vom Aufsichtspersonal in Haftanstalten.

Nach der Degustation ging's in die aufgehenden Stockwerke des Steinhauses. Sie enthalten das Schnapsmuseum mit Geräten, Bildern, Tabellen und Informationen zur Branntweingeschichte und das im Werden begriffene Museum für Nachgeburts-

bestattungen. Es ist eines der großen Verdienste des Heimatforschers Sartorius, den seltsam anmutenden Brauch der Plazentenbestattung aufgespürt zu haben. Er, der zunächst mit seinen Forschungsergebnissen nicht ernst genommen wurde, darf heute geradezu als »Papst« dieses weltweit geübten Brauchs bezeichnet werden. In Tonkrügen wurden die Nachgeburten an Stellen vergraben, an denen weder Mond noch Sonne scheint, mit der Öffnung nach unten, meist in Kellern. Der Plazenta wurden geheime Kräfte beigemessen. Mit ihrer Bestattung – eigentlich einer Entsorgung – sollte verhindert werden, dass diese dem neugeborenen Kind Schaden zufügt.

Durch die mittelalterliche, von der Herrschaft Mainz und den Ganerben Liebenstein, Gemmingen, Neipperg und Sachsenheim geprägte Kernstadt mit dem Oberen Tor oder Köllesturm erreichte man die Cyriakuskirche. Sie besitzt dank der starken Hand der Mainzer Bischöfe eine kostbare, noch weithin gotische Ausstattung, von der ein Ölberg, der Hochaltar und der Lettner, der einst den Klerus vom Volke schied, hervorzuheben sind. Auch der Schmotzerin ist gedacht, die 53 Kinder geboren haben soll, darunter natürlich viele Mehrlingsgeburten. Ein Bild von ihr und ihren Nachkommen ist an der Seitenwand des Schiffes aufgehängt.

Das sogenannte »Labor« ist Teil der Alten Apotheke und heute ein kleines Museum. Neben Instrumenten und Rohstoffen für die Herstellung von Arzneien und Tinkturen ist auch ein Werbeschild zu sehen. Es zeigt den bekannten Großbuchstaben »A«, Emblem für Apotheke, aber nicht mit Schale und schlangenumwundenem Äskulapstab, sondern – wie im »Dritten Reich« gefordert – mit Lebensrunne. Ein seltenes Stück.

Durch die Hauptstraße gelangte die Gruppe zum Georgsbrunnen und Stadionschen Schloss. Es wurde 1776 von Friedrich von Stadion, Großmeister beim Mainzer Erzbischof, im Rokokostil erbaut, war dann lange Zeit Sitz des Oberforstamts, Heim für Gehörlose und ist derzeit Museum für Werke der Naiven Malerei. Unfern befindet sich das Museum für Sophie La Roche, geb. Gutermann, die eine Zeitlang mit Christoph Martin Wieland verlobt war und hier unter dem Titel »Geschichte des Fräuleins von Sternheim« den ersten Frauenroman, ein Werk in Briefform, schrieb. Nicht ohne Stolz verwies Herr Sartorius darauf, dass Bönningheim mit seinen vier Museen und im Verhältnis zur Einwohnerzahl eine größere Museumsdichte habe als Berlin.

Nach dem Stadtrundgang erfuhr die Gruppe noch, dass bei Grabungen in der Stadt auch Scherben gläserner Pilgerflaschen aus dem Mittelalter gefunden wurden, was darauf hindeutet, dass Bönningheim an einem Jakobsweg nach Santiago di Compostela lag und einen Etappenort bildete.

Eine Einkehr im Gasthaus »Bären« beschloss den ebenso ernsten wie vergnüglichen, in jeder Hinsicht aber »hochprozentigen« Nachmittag. *wb*

Der Jahresbericht fußt auf den (Zeitungs-) Berichten von Dr. Wolfgang Bollacher (*wb*), Elfriede Krüger (*ek*) und Dr. Erich Viehöfer (*ev*). *Wolfgang Läßle*

Rückblick auf das Jahr 2010

Januar

9. In Walheim wird nach rund einjähriger Bauzeit die Wiedereröffnung der für 2,8 Millionen Euro renovierten Gemeindehalle gefeiert.
16. Die August-Holder-Halle in Erligheim kann nach 13-monatiger Umbauzeit wieder von Schule und Vereinen genutzt werden. Erweiterung und Sanierung der 35 Jahre alten Gemeindehalle haben 2,2 Millionen Euro gekostet.

Februar

6. Der Gündelbacher Weingärtner Albrecht Fischer ist der neue Landtagsabgeordnete des Wahlkreises Vaihingen. Er übernimmt das Mandat von Ministerpräsident Günther Oettinger, der als EU-Kommissar nach Brüssel wechselt.
7. Bei der Bürgermeisterwahl in Hemmingen setzt sich im zweiten Wahlgang Thomas Schäfer mit 79,5 Prozent deutlich gegen zwei Mitbewerber durch. Der 28 Jahre alte bisherige Hauptamtsleiter in Asperg tritt Mitte März die Nachfolge von Werner Nafz an, der nach 32 Amtsjahren altershalber nicht mehr zur Wahl angetreten war. – Auch in Hessigheim gibt es einen Wechsel an der Rathausspitze, weil der bisherige Bürgermeister Martin Schwarz nach zwei Amtsperioden nicht mehr kandidierte. Zu seinem Nachfolger wird mit 99,5 Prozent der 31-jährige Diplomverwaltungswirt Günther Pilz gewählt.
13. Das seit Wochen anhaltende Winterwetter bereitet zunehmend Probleme. Da vielerorts das Streusalz knapp wird, können längst nicht mehr alle Straßen und Gehwege von Schnee und Eis befreit werden. Große Sorge bereiten auch die Frostschäden. Die Beseitigung der zahlreichen Schlaglöcher belastet die finanziell ohnehin klammen Kommunen zusätzlich.
15. Bei einem Großbrand im Asperger Ortszentrum wird das Möbellager eines Einrichtungshauses zerstört. Dank des Einsatzes von 110 Feuerwehrleuten aus sechs Gemeinden kann ein Übergreifen der Flammen auf die Nachbarhäuser verhindert werden.
27. Der S-Bahn-Verkehr zwischen den Bahnhöfen Korntal und Zuffenhausen wird für rund sechs Wochen komplett gesperrt. Da der Gleiskörper unterspült ist, müssen mehr als 40 000 Tonnen Material ersetzt werden.

März

9. Der Getriebehersteller Getrag kündigt an, sein Stammwerk Ludwigsburg bis Jahresende 2011 zu schließen. Die Belegschaft war in den letzten 15 Jahren von 1900 auf rund 100 Beschäftigte verkleinert worden.

10. Bei einem Großbrand in der Ludwigsburger Weststadt wird eine ehemalige Industriehalle völlig zerstört. In der gerade erst für rund acht Millionen Euro umgebauten Halle sollte in Kürze ein Energiekompetenzzentrum eröffnet werden.
13. Nach 35 Jahren wird die Karstadt-Filiale in Ludwigsburg geschlossen, rund 100 Mitarbeiter verlieren ihre Arbeit. Im Marstallcenter steht jetzt die Hälfte der Verkaufsflächen leer und die weitere Zukunft des in die Jahre gekommenen Einkaufszentrums ist völlig ungewiss.
14. Bei der Bürgermeisterwahl in Gemmrigheim wird Amtsinhaberin Monika Chef für weitere acht Jahre bestätigt. Sie setzt sich im zweiten Wahlgang mit 42,6 Prozent der Stimmen knapp gegen den Unternehmer und ehemaligen Gemeinderat Jürgen Böhm durch, der auf 39,1 Prozent kommt.
16. In Ludwigsburg wird das landesweit größte Holzheizkraftwerk nach mehrmonatigem Probetrieb offiziell eingeweiht. Die Stadtwerke haben rund 16 Millionen Euro in den Bau der als besonders umweltfreundlich geltenden Anlage investiert. Sie kann zehn Millionen Kilowattstunden Strom jährlich erzeugen und 3000 Haushalte mit Wärme versorgen. Aus Angst vor Geruchsbelästigung hatten sich Anwohner lange gegen das mit Holz-schnitzeln befeuerte Kraftwerk auf dem Gelände des ehemaligen Güterbahnhofs gewehrt.
28. Das neue Heimatmuseum in Eglosheim wird eröffnet. Es hat seinen Platz im ehemaligen Rathaus des Ludwigsburger Stadtteils, das in den letzten Jahren vom Historischen Verein Eglosheim renoviert worden ist.

April

18. Bei der Bürgermeisterwahl in Bönningheim wird Amtsinhaber Kornelius Bamberger mit 96,5 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre gewählt.
– Der Schillerverein Marbach feiert mit einem Festakt sein 175-jähriges Bestehen.
19. In Markgröningen wird ein Mitarbeiter des Bauamts beurlaubt, weil er im Verdacht steht, über Jahre hinweg insgesamt rund 350 000 Euro aus der Stadtkasse veruntreut zu haben.

Mai

6. Prominenter Besuch auf der Marbacher Schillerhöhe: Der ehemalige US-Außenminister und Friedensnobelpreisträger Henry Kissinger eröffnet im Literaturmuseum der Moderne die Ausstellung »Deutscher Geist. Ein amerikanischer Traum«.

Juni

8. Der Ludwigsburger Gemeinderat erteilt Plänen zur Erweiterung des Breuningerlandes eine klare Absage. Es werden erhebliche Einbußen für die Geschäfte in der Innenstadt befürchtet.
16. Nach 13-monatiger Bauzeit kann die 1,8 Millionen Euro teure neue Enzbrücke in Roßwag für den Verkehr freigegeben werden.

23. Nach dem Abbau eines wichtigen Signals am Stuttgarter Hauptbahnhof im Zusammenhang mit den Vorarbeiten zum Bahnprojekt Stuttgart 21 kommt es zu schweren Betriebsstörungen im S-Bahn-Verkehr. Über ein halbes Jahr muss der Fahrplan deutlich eingeschränkt werden und kommt es fast täglich zu Behinderungen und Störungen. Besonders stark betroffen ist die S-Bahn-Linie 5 zwischen Bietigheim und Stuttgart.
25. Das Neckarufer bei Hoheneck ist in den letzten Monaten auf gut 600 Meter Länge für rund 1,6 Millionen Euro renaturiert und ökologisch neu gestaltet worden. Die von einem Geschäftsmann geplante kommerzielle Nutzung eines benachbarten Uferabschnitts als Sandstrand und Freizeitgelände wird hingegen vom Gemeinderat nach Anwohner-Protesten abgelehnt.
28. Wegen eines Schadens am Untertor einer Schleusenkammer und gleichzeitigen turnusmäßigen Reparaturen an der zweiten Kammer muss die Schleuse Hessigheim gesperrt werden. Erst nach einer Woche können die Schiffe die Schleuse wieder passieren. Nur zwei Wochen später ist wegen des gleichen Malheurs an der Pleidelsheimer Schleuse die Schifffahrt erneut für einige Tage blockiert.

Juli

4. Ein heftiges Unwetter verursacht im südlichen Kreisgebiet Schäden in Millionenhöhe. Von Überschwemmungen nach wolkenbruchartigen Regenfällen besonders betroffen sind Ditzingen, Gerlingen, Schwieberdingen und Unterriexingen. In Ditzingen stehen unter anderem die Stadthalle und das Schulzentrum in der Glemsaue unter Wasser, in Schwieberdingen das Bürgerhaus und in Gerlingen das Rathaus, in dessen Untergeschoss die Bestände des Stadtarchivs und das Kunstdepot schwer in Mitleidenschaft gezogen werden.
5. In Schwieberdingen wird das zweite Kleeblatt-Heim im Ort offiziell eröffnet. Für rund 5,6 Millionen Euro sind 26 Pflegeheimplätze und 24 Seniorenwohnungen entstanden.
16. Auf dem Hohenasperg wird im Arsenalbau der ehemaligen Landesfestung die Dauerausstellung »Hohenasperg – ein deutsches Gefängnis« eröffnet. Damit ist eine jahrzehntelange Diskussion über die adäquate museale Präsentation der Geschichte des »Demokratenbuckels« vorerst beendet.
21. Die neue Arena in Ludwigsburg ist gut neun Monate nach ihrer Eröffnung in einer schweren Krise. Mit dem Ziel, eine bessere Auslastung und Belegung zu erreichen, beschließt der Gemeinderat, vom ursprünglichen privatwirtschaftlichen Konzept abzuweichen und den Betrieb und die Vermarktung in städtische Regie zu übernehmen. – In der gleichen Sitzung stimmen die Stadträte dem seit vier Jahren diskutierten Vorhaben zu, das historische Gebäude Eberhardstraße 1 zum neuen gemeinsamen Domizil von Stadtmuseum, Galerie des Kunstvereins und Tourist-Information umzubauen. Die Kosten sollen 7,7 Millionen Euro nicht überschreiten.
23. Das Berufliche Schulzentrum in Bietigheim-Bissingen, mit aktuell rund 2400 Schülern größte berufliche Schule des Landkreises, feiert mit einem Festakt und einem Tag der offenen Tür das 100-jährige Bestehen der Schule.

August

16. Nach fünf Monaten Bauzeit kann die Kreisstraße zwischen Ottmarsheim und Ilsfeld wieder für den Verkehr freigegeben werden. Rund 1,3 Millionen Euro hat es den Landkreis gekostet, das 1,6 Kilometer lange Straßenstück bis zur Kreisgrenze breiter und sicherer zu machen.
21. Beim Brand einer Notunterkunft in der Vaihinger Innenstadt kommt ein Bewohner ums Leben. Eine elfköpfige Familie kann sich rechtzeitig aus dem durch das Feuer völlig zerstörten Haus in Sicherheit bringen.
29. In der Höpfigheimer Georgskirche fällt ein mehrere Quadratmeter großer Teil der Decke herunter. Aus Sicherheitsgründen müssen die Gottesdienste ins Gemeindehaus verlegt werden.

September

1. Schock für die Kirchengemeinde der Friedenskirche in Ludwigsburg: Die Schäden am Turm der erst vor 20 Jahren umfassend sanierten Kirche sind noch schwerer als befürchtet. Man rechnet mit Renovierungskosten von rund 1,2 Millionen Euro.
17. Die Firma Porsche feiert die offizielle Einweihung ihres neuen zentralen Ersatzteillagers im interkommunalen Gewerbepark Eichwald zwischen Großsachsenheim und Sersheim. Der Autobauer hat hier insgesamt rund 100 Millionen Euro investiert.
18. Die Feuerwehr Bönningheim bezieht ihr neues Feuerwehrhaus. Der Neubau hat rund 2,8 Millionen Euro gekostet.

Oktober

17. Bei der Bürgermeisterwahl in Mundelsheim ist Amtsinhaber Holger Haist der einzige Bewerber. Bei einer Wahlbeteiligung von 47 Prozent erhält er fast 99 Prozent der Stimmen.
30. Bei einem Großbrand im Schwieberdinger Industriegebiet wird die Lagerhalle einer Spedition völlig zerstört und entsteht ein Schaden von rund fünf Millionen Euro.

November

12. Auf dem seit vielen Jahren brach liegenden Walcker-Areal in Ludwigsburg beginnen die Bauarbeiten für ein Pflegeheim und Studentenwohnungen. In dem neuen Quartier gegenüber dem Residenzschloss sollen einmal rund 300 Menschen leben.
30. Die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur stellt die Produktion ein. Von dem seit Jahren gegen wirtschaftliche Schwierigkeiten kämpfenden Traditionsunternehmen bleibt vorerst nur noch eine Vertriebsgesellschaft übrig.

Dezember

18. Die freiberuflichen Hebammen im Landkreis legen für fünf Tage die Arbeit nieder. Mit dem Streik kämpfen sie für eine bessere Bezahlung.

24. Ungewöhnlich starker Schneefall verwandelt das Kreisgebiet innerhalb weniger Stunden in eine traumhafte Winterlandschaft. Die Mitarbeiter des Winterdiensts haben rund um die Uhr mächtig zu tun.
31. Im Landkreis sind 11 500 Menschen ohne Arbeitsplatz, 3000 weniger als zu Beginn des Jahres. Die Arbeitslosenquote beträgt 4,2 Prozent. Im Landesdurchschnitt sind es 4,3 Prozent, im Bundesdurchschnitt 7,2 Prozent.

Thomas Schulz

Buchbesprechungen

Heinz Alfred Gemeinhardt und Volker Trugener (Hrsg.): »Die Welt bewegt sich«. Quellen und Beiträge zur frühen regionalen Eisenbahngeschichte. Stuttgart 2011, 140 S., Abb.

Die Begeisterung für historische Eisenbahnen ist ungebrochen und lebendiger denn je. Fahrten mit alten Dampfzügen sind beliebt, Bildbände mit historischen Lokomotiven finden sich in jeder Buchhandlung. Das vorliegende Buch wendet sich auch an den Eisenbahnfreund, allerdings weniger an den Freund schöner Lokomotiven als vielmehr und ganz besonders an denjenigen, der sich für die frühe Eisenbahngeschichte im Raum Reutlingen interessiert.

Im September 2009 konnte Reutlingen den Anschluss an das württembergische Eisenbahnnetz vor 150 Jahren feiern. Aus diesem Anlass veranstaltete das Landesarchiv Baden-Württemberg am 18. September 2009 in Reutlingen ein landesgeschichtliches Symposium unter dem im Titel genannten Thema. In acht Vorträgen wurden bau-, technik-, wirtschafts-, sozial-, kultur- und kunstgeschichtliche Aspekte, insbesondere aber auch quellenkundliche Gesichtspunkte der regionalen Eisenbahngeschichte im Bereich der sog. Oberen Neckarbahn eingehend behandelt.

Das Motto des Symposiums »Die Welt bewegt sich« stammt von dem in Reutlingen geborenen Eisenbahnpionier Friedrich List. Seinem Leben und Werk ist deshalb auch das erste Referat von Heinz Alfred Gemeinhardt gewidmet. Rolf Bidlingmaiers Beitrag über die eisenbahnrelevanten Bestände des Stuttgarter bzw. Ludwigsburger Staatsarchivs erweist sich als unentbehrlicher Wegweiser beim Quellenstudium der regionalen Bahngeschichte. Der Herkunft der über 1000 beim Bau der Bahn zwischen 1857 und 1859 beschäftigten Arbeiter geht Gerhard Kronberger nach. Freunde des Lokomotivbaus werden mit Interesse den Aufsatz von Werner Willhaus über die Maschinenfabrik Esslingen und ihre Bedeutung für die Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen lesen. Nebenstrecken der Neckarbahn stehen im Mittelpunkt von zwei weiteren Beiträgen: Franz-Josef Ziwes berichtet über die Geschichte der Hohenzollerischen Landesbahn und deren Überlieferung im Staatsarchiv Sigmaringen. Irntraud Betz-Wischnath schildert die Schwierigkeiten bei der Planung einer praktikablen Albüberquerung, wobei sie vor allem auf die Geschichte sowie auf die Bedeutung und Problematik der Echazbahn eingeht. Brücken und Viadukte als bedeutende Ingenieurbauten der damaligen Zeit sind das Thema des Vortrags von Hans Peter Münzenmayer. Alle Aufsätze sind mit historischem Bild- und ausführlichem Quellenmaterial ergänzt. Eine Fundgrube für jeden historisch interessierten Eisenbahnfreund! *Günther Bergan*

Albert Sting: Chronik der Stiftung Evangelisches Altenheim Ludwigsburg. Ludwigsburg 2010, 188 S., Abb.

Wie wird aus einem christlichen Privatkrankenhaus für Dienstboten und Handwerksgesellen über die Zwischenstufe eines Frauenheims ein evangelisches Altenheim? Albert Sting beschreibt in seiner aus Anlass des 175-jährigen Bestehens der

ältesten diakonischen Einrichtung Ludwigsburgs verfassten Chronik diesen Weg mit protokollarischer Genauigkeit.

Im Frühjahr 1836 versammelte der Ludwigsburger Arbeitshaus-Verwalter Oberjustizrat Max von Klett eine Anzahl gleichgesinnter Bürger und Bürgerinnen um sich, mit dem Ziel, einen Verein zu gründen, der in Ludwigsburg ein von christlicher Nächstenliebe geprägtes Krankenhaus für Dienstboten und Gesellen einrichten und betreiben sollte. Der Verein erwarb das Haus Schorndorfer Straße 51 und eröffnete am 5. Dezember 1836 darin das sog. Privatkrankenhaus. 1867 und 1884 konnten die Nebengebäude Nr. 53 bzw. Nr. 49 dazugekauft werden. Nach der Eröffnung des Bezirkskrankenhauses am 4. Juni 1903 wandelte der Verein sein Privatkrankenhaus in ein Frauenheim für bedürftige Frauen um. 1908 wurde der Verein aufgelöst und in die »Stiftung Privatkrankenhaus« umgewandelt, die schließlich seit 1958 den Namen »Stiftung Evangelisches Altenheim Ludwigsburg« trägt. Sie leitet heute das Albert-Knapp-Heim, das Gerokheim und das Geschwister-Cluss-Heim.

Im Archiv des Albert-Knapp-Heims werden neben den ersten Rechnungsbüchern vor allem die Protokollbände des Krankenhaus-Vereins bzw. der Stiftungen aufbewahrt. Anhand dieser Aufzeichnungen berichtet Albert Sting in Art eines Tagebuchs exakt und ohne eigene bewertende Kommentare über alle wichtigen oder interessanten Ereignisse der ungewöhnlichen und abwechslungsreichen Geschichte dieses uneigennütigen Unternehmens wohlthätiger Ludwigsburger Bürger. Die informativen Abbildungen, die zahlreichen kürzeren und längeren Zitate aus den Protokollen sowie die Statuten aus den verschiedenen Entwicklungsstadien machen aus dem an sich nüchternen Bericht ein spannend zu lesendes Geschichtsbuch und Nachschlagewerk.

Ergänzt werden die Ausführungen durch die Biografien der Persönlichkeiten, die sich um den Verein und die Stiftungen verdient gemacht haben, allen voran Max von Klett, ferner Albert Knapp, Dr. August Hermann Werner, Dr. Karl Friedrich Gerok und Dr. Paul Martin Gerok sowie Richard, Karl und Gertrud Cluss. Ein umfangreiches Register und ein 438 Nummern umfassendes Quellenverzeichnis beschließen die Chronik und ermöglichen es, sich über ein das Krankenhaus oder das Altenheim betreffendes Einzelthema problemlos, schnell und sicher zu informieren. *Günther Bergan*

Stolpersteine in Ludwigsburg: Zu Besuch bei verfolgten Nachbarn. Ludwigsburg 2010, 110 S., 2 Karten, Abb.

Die Stolpersteine des Kölner Bildhauers Gunter Demnig sind weltweit bekannt. Sie erinnern als ein dezentrales Denkmal in ganz Europa an die Opfer der Verfolgung durch das Nazi-Regime. Weit über 20 000 Steine hat Demnig in den letzten 15 Jahren verlegt, 32 davon auch in Ludwigsburg. Im Jahr 2007 bildete sich, ähnlich wie in anderen Städten, die Ludwigsburger Stolperstein-Initiative interessierter und engagierter Bürger, die es sich zur Aufgabe machten, das Schicksal verfolgter Ludwigsburger Bürger zu recherchieren und zu dokumentieren. Bereits im September 2008 konnten die ersten elf Steine von Gunter Demnig verlegt werden, weitere Aktionen im Oktober 2009 und April 2011 folgten. Aktuell sind vor 21 Ludwigsburger Häusern Stolpersteine in den Gehweg eingelassen.

In ihrer 2010 erschienenen Broschüre nehmen die Mitarbeiter und Autoren der Stolperstein-Initiative den Leser zu einem Besuch bei verfolgten Nachbarn mit, zu Nachbarn, vor deren letzter frei gewählter Wohnung heute ein Stolperstein eingelassen ist, zu einem Besuch, der durchweg in eine düstere Vergangenheit führt. 15 Autoren und

eine Arbeitsgemeinschaft von Schülern des Goethe-Gymnasiums schildern in 21 Aufsätzen das Leben und die mit Deportation bzw. Verhaftung und Tod endende Verfolgung von 32 ehemaligen Mitbürgern und Nachbarn. Darunter sind bekannte Namen wie die der Familien Frischauer und Elsas, weniger bekannte wie die der KPD-Mitglieder Wilhelm Bader und Hermann Wissmann, aber auch lang vergessene wie die der geistig behinderten Margarete Michelfelder und Marie Betz. Die einzelnen Aufsätze werden, soweit auffindbar, durch historisches Bildmaterial in ihrer Aussage verstärkt. Den Bezug zwischen Vergangenheit und Gegenwart stellen die Fotomontagen der historischen Portrait-Fotografien vor den aktuellen Wohngebäuden sowie die Aufnahmen von der Verlegung der einzelnen Stolpersteine unter Beteiligung Ludwigsburger Bürger her.

Die Lektüre der Broschüre macht betroffen, manche altvertrauten Gebäude Ludwigsburgs erscheinen danach in einem anderen Licht. Die Broschüre ist die Dokumentation engagierter Arbeit im Rahmen der Stolperstein-Initiative, »damit die Mörder ihr Ziel nicht erreichen, diese Menschen ganz auszulöschen. Damit diese Menschen uns an Toleranz und Menschlichkeit erinnern – damit neue Nazis keine Chance haben, damit wir totalitären Tendenzen mit Zivilcourage entgegen-treten.«

Günther Bergan

Militärgeschichtliche Gesellschaft Ludwigsburg: Museumsführer. Kleiner Wegweiser durch das Garnisonmuseum Ludwigsburg. Ludwigsburg 2010, 48 S., Abb.

Im städtischen Jubiläumsjahr 2004 wurden die renovierten und sanierten Ludwigsburger Torhäuser der Öffentlichkeit übergeben. Die Militärgeschichtliche Gesellschaft Ludwigsburg bezog das Asperger Torhaus und richtete darin das Ludwigsburger Garnisonmuseum ein, in dem neben wechselnden Sonderausstellungen eine umfangreiche Dauerausstellung zur Garnionsgeschichte der Stadt gezeigt wird. Ein Autorenteam – Gerhard Bronisch, Wolfgang Läßle, Walter Wannewetsch – hat jetzt einen großformatigen, reich bebilderten Museumsführer herausgebracht.

Zur Einstimmung und Einführung in das Thema – der nicht sachkundige Laie wird dafür dankbar sein – ist dem eigentlichen Katalog eine komprimierte Garnionsgeschichte Ludwigsburgs vorangestellt. In fünf Kapiteln werden darin die charakteristischen Zeitabschnitte der über 250-jährigen Ludwigsburger Garnionsgeschichte in aller Kürze zusammengefasst: die Garnison im 18. Jahrhundert (1736–1816), unter den Königen Wilhelm I. und Karl (1816–1871), bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs (1871–1914), zwischen den Weltkriegen (1914–1945) und in der Nachkriegszeit bis zum Ende der Garnison (1945–1994). Die Ausführungen werden durch teilweise ganzseitige qualitätsvolle Farbabbildungen einzelner Exponate illustriert. Leider sind die im Mittelteil abgebildeten Stadtpläne zu klein, als dass Einzelheiten sicher und ohne örtliche Vorkenntnisse erkannt werden könnten.

Die Dauerausstellung in ihrer 2007 festgelegten Form ist ebenfalls in die o.g. fünf Zeitabschnitte gegliedert. In dem über 150 Positionen umfassenden Katalogteil des Museumsführers werden die einzelnen Exponate mit den notwendigen erläuternden Kommentaren vorgestellt und teilweise auch abgebildet. Ein Übersichtsplan des Museums mit der Lage der Ausstellungsräume und ein umfangreiches Literaturverzeichnis vervollständigen den informativen Führer, der dem Besucher der Ausstellung in einprägsamer Art und Weise die Geschichte der Ludwigsburger Garnison näher bringt.

Günther Bergan

Hans Dieter Flach: Maroni heiß und lecker. Holzminden 2010, 112 S., Abb., 1 CD.

Hans Dieter Flach, seit Jahren ein profunder und ausgewiesener Kenner Ludwigsburger Porzellans, beglückt immer wieder Fachleute wie Laien gleichermaßen mit seinen erstaunlichen Trouvaillen. Seine neueste große Veröffentlichung: das vorliegende Werk über Kastanientöpfe aus Porzellan, Fayence, Steingut und Steinzeug als Begleitbuch zu einer Ausstellung im Museum der Porzellanmanufaktur Fürstenberg. Während das Buch für den Fachmann die längst überfällige, akribisch recherchierte, mit Informationen prall gefüllte wissenschaftliche Dokumentation aller zwischen Russland und Spanien bekannten Kastanientöpfe darstellt, kann sich der interessierte Laie jetzt vor allem anhand der exzellenten Farbaufnahmen umfassend über ein bisher nur wenig beachtetes Produkt europäischer Manufakturen informieren.

In den Kastanientöpfen oder Marronieren wurden im 18. Jahrhundert bei festlichen Tafeln heiße, glacierte Maronen als Dessert serviert. Der Name »Topf« ist dabei ein sehr prosaischer und etwas irreführender Ausdruck für die mit durchbrochenen Wänden und Deckeln aufwendig geformten und kunstvoll bemalten Gefäße. Die Verwendung ist allerdings nicht unumstritten und hat in der Vergangenheit zu manchen Spekulationen und Fehlinterpretationen Anlass gegeben. Im vorliegenden Buch versucht der Autor, mit seiner Erfahrung und der ihm eigenen Gründlichkeit der Recherche Klarheit in die Diskussion zu bringen.

Nach zwei einleitenden Kapiteln über die Kulturgeschichte der Kastanie und deren Verwendung in der Küche wendet sich Hans Dieter Flach der nicht einfachen Definition des Kastanientopfes und dessen Abgrenzung von anderen verwechselbaren und auch oft verwechselten Formstücken zu. Der Behandlung der bekannten Kastanientöpfe in der bekannten Fachliteratur ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso wie der Klassifizierung der Töpfe in drei unterschiedliche Grundformen. Insgesamt konnten bis heute 353 Ausformungen nachgewiesen werden. Besonders interessant für detailverliebte Freunde des Ludwigsburger Porzellans ist der stilistische Vergleich zwischen den Töpfen der beiden Manufakturen Ludwigsburg und Fürstenberg.

Im umfangreichen Dokumentarteil (digital auch auf der beigelegten CD) hat der Autor die Nachweise aller aufgefundenen Kastanientopf-Modelle mit je einer Abbildung und unter Angabe der Provenienz und der entsprechenden Fachliteratur zusammengestellt. Ein mehrseitiges Literaturverzeichnis, auf das sich die 322 Fußnoten im Text beziehen, beschließt das Buch. Zusammen mit dem Dokumentarteil wird es sicher Anlass zu weiteren wissenschaftlichen Diskussionen geben. *Günther Bergan*

Eduard Theiner und Thomas Ebinger: Hochdorf – ein Remsecker Ortsteil im Wandel der Zeiten. Remseck 2011, 214 S., Abb.

In einer kaiserlichen Urkunde von 1161 wurde Hochdorf vor 850 Jahren das erste Mal namentlich erwähnt. Aus diesem Anlass haben Stadtarchivar Eduard Theiner und Pfarrer Thomas Ebinger die seit 2007 im Rahmen einer historischen Vortragsreihe des Arbeitskreises Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde von mehreren Referenten gehaltenen Vorträge zur Geschichte Hochdorfs in einem Band zusammengestellt. Ergänzt durch die Kapitel »Vereine stellen sich vor« und »Hochdorf in Bildern« sowie durch einige aktuelle Aufsätze ist ein abwechslungs- und inhaltsreiches Ortsbuch entstanden, das den weiten Bogen von der bandkeramischen Vergangenheit vor 7000 Jahren über die Gegenwart bis hin zu Ausblicken in die Zukunft spannt.

Alle Vorträge und Aufsätze sind reich und informativ bebildert, ausführliche Quellenverzeichnisse ergänzen die Beiträge mit geschichtlichem Hintergrund. Von Eduard Theiner stammen die meisten Vorträge: »Hochdorf bis zum Mittelalter«, »Kein Barock am Zipfelbach«, »Württembergische Untertanen – 19. und 20. Jahrhundert« (allerdings ohne die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg), »Hochdorfer Berühmtheiten, die keiner kennt« mit einer ausführlichen Schilderung der Dichterliebe zwischen der Hochdorfer Pfarrerstochter Philippine Heim und Wilhelm Waiblinger, »Kirche, Schule und ihre Diener« sowie ein Aufsatz über die Hochdorfer Feuerwehr. Dazwischen eingestreut die Erinnerung an den Pfarrer und Schriftsteller Albrecht Goes, der nominell Pfarrer an der Hochdorfer Wendelinskirche war, den Dienst dort aber nie versah. Spannend wie ein Krimi ist das kommunale Lehrstück »Wie aus Hochdorf Remseck wurde« über die Durchführung der Gemeindereform zu lesen – nicht nur für die Hochdorfer und die restlichen Remsecker, sondern vor allem auch für die Ludwigsburger. Die für alle Hochdorfer interessante Frage, ob Hochdorf das fünfte Rad am Wagen oder ein Teil Remsecks ist, versucht Oberbürgermeister Schlumberger in seiner Rede im Anschluss an den Vortrag Theiners zu beantworten.

Weitere Beiträge stammen von Jörg Heinrich (»Hochdorf im 16. und frühen 17. Jahrhundert), Friedemann Burkhardt (»Friedrich Heim«), Rainer Vocilka (»Grundschule Hochdorf«) und Claudia Obele (»Vom Kinderheim zur Jugendhilfe«). Norbert Weber und Susanne Schaub schildern die noch junge Geschichte der katholischen Kirche in Hochdorf, während Pfarrer Ebinger über die evangelische Kirchengemeinde anno 2011 und 2021 nachdenkt. Drei »Impulsreferate«, gehalten im Rahmen eines Diskussionsabends über die Zukunft der Ortskirchengemeinde, sind im Wortlaut wiedergegeben. Ein kurzes historisches Theaterstück »Die wackeren Hochdorfer Bauern« vervollständigt das Ortsbuch.

Günther Bergan

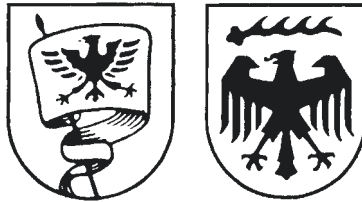
Bildnachweis

- Arand, Tobias (Ludwigsburg): S. 135 (li.), 136–138, 142
 Bodleian Library (Oxford): S. 23
 Frederick Nolan Collection: S. 162
 Fritz, Eberhard (Altshausen): S. 159
 Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 34
 Kainz, Wolf-Albrecht (Ludwigsburg): S. 128
 Kreisarchiv Ludwigsburg: S. 15, 133, 156, 172, Umschlagbild
 Robert G. McCubbin Collection: S. 153
 Scheck, Manfred (Vaihingen): S. 71, 75, 86
 Staatsarchiv Ludwigsburg: S. 95, 180 (o.)
 Stadtarchiv Ludwigsburg: S. 91, 93, 96, 98, 99, 101, 103–105, 107, 109, 112, 116, 117, 119, 122, 124, 134, 135 (re.), 145, 207, 208, 211, 213
 Stadtarchiv Marbach: S. 8, 12, 14, 16
 Stadtarchiv Markgröningen: S. 20, 26, 29, 37, 39, 41, 45, 48, 49, 52, 54–56, 61
 Stadtarchiv Markgröningen (Manfred Simons): S. 22, 43, 59
 Stadtarchiv Vaihingen: S. 68, 81, 84
 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg: S. 169, 174, 177, 180 (u.), 181, 182, 186

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2011

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
Redaktion Christian Belschner:			Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:		
1	1900	87	35	1983	180
2	1901	100	36	1984	242
3	1903	106	37	1985	245
4	1905	186	38	1985	196
5	1909	115	39	1986	224
6	1911	88	40	1987	252
7	1913	57	41	1988	200
8	1916	48	42	1988	224
9	1923	119	43	1989	188
10	1926	107	44	1990	232
11	1930	133	45	1991	236
12	1939	46	46	1992	232
Redaktion Dr. Oscar Paret:			47	1993	168
13	1957	140	48	1994	196
14	1960	66	49	1995	264
Redaktion Heinrich Gaese:			50	1996	200
15	1963	162	51	1997	244
16	1964	203	Redaktion Dr. Thomas Schulz:		
17	1965	207	52	1998	240
18	1966	192	53	1999	228
19	1967	164	54	2000	220
20	1968	196	55	2001	256
Redaktion Dr. Willi Müller:			56	2002	204
21	1969	92	57	2003	200
22	1970	116	58	2004	296
23	1971	195	59	2005	216
24	1972	272	60	2006	224
25	1973	141	61	2007	216
26	1974	141	62	2008	220
27	1975	199	63	2009	204
28	1976	161	64	2010	248
29	1977	179	65	2011	232
Redaktion Dr. Paul Sauer:			Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergriffen, alle anderen lieferbar.		
30	1978	128	Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jähri- gen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997«.		
Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:					
31	1979	148			
32	1980	188			
33	1981	256			
34	1982	176			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg



Stadt und Kreis Ludwigsburg